

42820

Kultur und Kunst

Kritisches Organ zur Förderung wirklicher Kultur und
/ wahrer Kunst /
Offizielles Nachrichtenblatt der Literarischen Gemeinde
/ Allenstein und der Aufbau-Gemeinschaft Allenstein /

Ausgabestellen in **Alenstein**: Köppesche Buchhandlung, in **Elbing**: Peter Aekt Nachf.,
in **Osterode**: Rathausbuchhandlung Adolf Brüske.

Erscheint zwanglos
Einzelheft 25 Pfg.

Herausgeber: PAUL KÖPPE

Anzeigen-Tarif
auf Verlangen

AUFTAKT

*Kultur und Kunst, — sie haben sich verbunden,
Denn beide drängen stets sich zu entfalten:
Wo starke Kräfte klug gebündelt walten,
Erwachsen uns die goldnen Feierstunden,*

*An ihrem Geist nur kann der Mensch gesunden:
Das Junge wurzelt freudig wohl im Alten,
Doch immer muß das Leben recht behalten:
Im Hoffen wird des Glückes Gold gefunden!*

*So laßt uns denn des Geistes heil'ge Flamme,
Die wir am Urquell unsres Seins entfachen,
Auf überlebtem morschen Tand entzünden:*

*Ein frischer Sproß keimt nur am jungen Stamme
Und nur die Jugend kann im Ewig-Wachen
Die frohe Frühlingsbotschaft neu verkünden!*

P. K.



Erster Jahrgang.

Oktober 1925

Verlag der Köppeschen Buch- und Kunsthandlung
Peter Aekt, Buch- u. Kunsthandlung
Elbing, Fischerstr. 35, Fernspr. 281

Peter Ackt Elbing

BUCH-, MUSIKALIEN- U. KUNSTHANDLUNG
FISCHERSTRASSE 35 FERNSPRECHER 281

* Die Ackt'sche Buchhandlung *

unterhält grosses, bestgewähltes Lager in allen Zweigen der Literatur, wissenschaftliche Werke, Klassiker, Romane, Novellen, Jugendschriften, Bilderbücher, Schulbücher für alle Schulen und höheren Lehranstalten. Nichtvorrätiges wird bei täglicher Eilbestellung schnellstens ohne jeden // Aufschlag besorgt. Wissenschaftliches und modernes Antiquariat. // Abonnements auf sämtliche in- und ausländischen Zeitschriften werden aufs prompteste expediert. Verlagsbuchhandlung. Literarische Auskunft // sowie reichhaltiges Katalogmaterial kostenlos. //

Die Ackt'sche Musikalienhandlung

hält vorrätig und beschafft Musikalien für alle Instrumente und gewährt Musiklehrern, Vereinen usw. nachstzulässigen Rabatt. Spezialität: Humoristische Musikalien für Vereinsaufführungen usw. Ständiges Lager von mehreren 1000 verschiedenen Stücken. Sämtliche Opern- und Operetten-Melodien und Textbücher. Kataloge und Auswahlendungen bereitwilligst.

Die Ackt'sche Kunsthandlung

unterhält ein überaus großes Lager von gerahmten und ungerahmten Bildern, Originalgemälden, Radierungen, Reproduktionen, Kunstsammelmappen usw. Infolge geringer Spesen in meiner Kunstabteilung besonders billige Preise. Jedes nicht vorrätige Bild wird sofort kostenlos besorgt. Geschmackvolle Rahmungen. — Neu eingeführt: Kunstgewerbe, Kunstgläser, Vasen, Kristalle etc.

Peter Ackt Elbing

BUCH-, MUSIKALIEN- U. KUNSTHANDLUNG
FISCHERSTR. 35 FERNSPRECHER 281

Kunsthandlung
Elbing, Fischerstr. 35 Fernspr. 281
KUNSTHANDLUNG

Kultur und Kunst und – Geschäft.

FÜR alle Denkreifen und Denkfreudigen steht es fest, daß Kunst ohne Kultur nicht möglich ist, man muß aber hinzufügen, daß dabei nur an wirkliche Kunst gedacht werden darf und nicht an das, was sich unehrlicher Weise so nennt. Will man ehrlich sein, so muß man gestehen, daß wahre Kunst sehr selten ist, wie alles Schöne und Edle in der Welt und deshalb ist die Verbundenheit also garnicht so selbstverständlich, wie es auf den ersten Blick scheint. Es kommt noch hinzu, daß auch der Begriff „Kultur“ ein recht individueller ist. Mancher glaubt schon Kultur zu besitzen, wenn er auf dem Geldsack seines Vaters zur Welt kam oder aus anderen unverdienten Zufällen. Zur Kunstausübung befugt hält sich mancher, der besser einen produktiven Beruf ergriffen hätte und zum Kunsturteil befähigt glaubt sich eine mindestens ebenso große Schar naiver Zeitgenossen, die durch irgendwelche Umstände „Persönlichkeiten“ wurden. Du lieber Gott, es wird immer noch bei uns danach getrachtet, bekannte Namen an der Spitze aller möglichen Unternehmungen zu sehen, wobei es ganz gleichgültig ist, ob die betreffenden etwas von der Sache verstehen oder nicht. Nirgends ist ein solches Handeln gefährlicher als in Dingen der Kunst, des Theaters, der Kultur. Man braucht für diese These gar keine Beispiele zu nennen, jeder Sehende wird sie selbst leicht finden können und mit der Zeit wird mancher, der noch nicht sehend ist, dazu kommen. Hat man sich aber erst einmal klargemacht, daß Persönlichkeiten aus Wirkungssphären, deren Luft im Vergleich zu der leuchtenden Helle reiner Kunst wahrer Nebeldunst ist, keine geeigneten Kunsträte sind, so wird man auch begreifen, daß jene Berater niemals warmes Empfinden für die ihnen anvertrauten Dinge besitzen und daß ihnen das wichtigste fehlt, was man zur Durchführung hoher Ziele braucht: Ein warmes Herz und einen opferfreudigen Sinn. Wenn man fragt, weshalb solche Geister Ämter annehmen, deren Charakter ihrem Denken und Fühlen doch mehr oder minder fernliegt, so ist zu antworten, daß eine gewisse Kategorie von Leuten einen Ehrgeiz darin sieht, überall dabei zu sein oder überall mitzureden, auch wenn sie nichts davon verstehen. Eine weitere Gruppe dieser Hans-in-allen-Gassen-Menschen sucht mit der Kunst das Geschäft zu verbinden und diese Kunstfreunde sind natürlich die gewiegtsten Elemente, denn sie verstehen es, ihre wahren Ziele geschickt zu verbergen und zwar dadurch, dass sie sich gute Freunde in allen maßgebenden Kreisen sichern, die sie lange genug vor Bekanntwerden eines neuen Planes in der Oeffentlichkeit informieren und weiter durch die immer wirksame Methode, andere zu verdächtigen, um von sich selbst jede Spur des Mißtrauens abzulenken. Solche Dinge geschehen überall, wo Menschen beieinanderwohnen und wo große Projekte in die Tat umgesetzt werden. Will jemand etwas dagegen sagen, so sei im voraus bemerkt, daß nach einer alten Erfahrung immer die wirklich Bescheidenden und Verständigen die Leidenden sind und daß die oben näher



10503

01 10569

1382



geschilderten Talente stets an der Führertafel sitzen. Wohin unser Kunstleben dabei kommt, sehen wir ja täglich und Tatsachen beweisen. Es ist nicht meine Aufgabe, den von anderer Seite weit aufgeschlagenen Mantel der Liebe zu lüften, aber das über wirklich ideelle Ziele und Bestrebungen geworfene Netz von Intriguen und Ränken muß zerrissen werden, nicht im Interesse eines Einzelnen, sondern im Gesamtinteresse. Wo wäre es in der Welt nicht passiert, daß die hohen Gedanken eines Befähigten von den Nichtskönnern niedergeschrien und verleumdet wurden? Kennt man Ibsens „Volksfeind“ (der dem Landestheater Südostpreußen zur Aufführung empfohlen sei) und zieht man überhaupt Lehren aus geschauten Bühnenstücken? Unser Allensteiner Theaterpublikum ist sicherlich noch zu ungeschult, um (in seiner Masse) zu wissen, weshalb man ins Theater geht. Wir haben noch keine Theatertradition (und werden sie so schnell auch nicht bekommen), denn Kunst und Geschäft richtig zu mischen ist schwer, schwerer als die verantwortlichen Leiter (die sich selbst wählen!) dachten. Wir haben nun zwar eine Gesellschaft für Theaterkultur, man sucht aber auch hier vergeblich nach begeisterten Mitarbeitern, die dem gewiß von bestem Willen beseelten Leiter hilfreich zur Seite ständen. Was ist und wie verwirklicht man die große Idee der Theaterkultur und worin besteht diese? Bevor man die Leitung einer so eminent wichtigen Einrichtung einem „Vorstande“ übergibt, sollte man eine Dissertation über dieses Thema verlangen, diese Arbeiten einem überparteilichen Schiedsgericht vorlegen und dann die geeignetsten Männer heraussuchen. Noch besser wäre es, wenn solche Arbeiten in der Lokalpresse zum Abdruck kämen und „das Volk selbst wählt“. Ein solcher Hergang ist ganz gewiß schwieriger und dornenreicher (besonders für die „verdienten Bürger“), aber der Erfolg für die Allgemeinheit würde unbedingt ein ungeahnter sein! Erst mit einem so gebildeten Gremium würde es sich verlohnen, ein Kulturtheater aufzumachen und in einem solchen Beirate, der vielleicht das Prädikat „künstlerischer“ verdiente, könnte es dann auch wahrscheinlich nicht passieren, daß eine Jahresleitung zu wenig und die andere zu sehr geschäftstüchtig ist. Es kommt eben bei der Kunst nicht darauf an, welchen amtlichen Siegel ein jeder trägt, sondern auf das Maß von Eignung, welchen der Geburtsengel in unsere Wiege legte und auf den Weg, den uns das Schicksal führte. Meistenteils sind die im Feuer bitterer Erfahrungen gehärteten Männer wertvoller als die auf Schleichwegen geübten und der herbe Gang der Dinge deckt auch schließlich Schäden mit Naturnotwendigkeit auf. Aber solche Entwicklung kann immerhin wertvolle Zeit kosten und man sieht nicht ein, weshalb die Ansicht der Regierung, „geistig regen Männern, an denen wir in unserem Bezirke keinen Ueberfluß haben“, voranzuhelfen, unausgeführt bleiben soll, nur jener Interessenwähler wegen, die den alten Biergeist einer leichteren Zeit durch lebendigere Kräfte verdrängt sehen.

P. Köppe.

Der Faust als Rolle / Von Herbert Eulenberg^{*)}

Motto: „Mein „Faust“ ist ein ganz
und gar subjektives Werk.“
Goethe zu Eckermann.

Die landläufige, schauspielerische Auffassung und Ueberlieferung teilt den Goetheschen Faust des ersten Teils, wie bekannt ist, in den alten und in den jungen, den brummigen und den süßlichen Faust. Zuerst wird er als ein greiser Stubenhocker genommen mit einem langen Bart, womöglich einer Brille auf der Nase und mit einem verknitterten, vom ewigen Lampenlicht grün und gelb gewordenen Angesicht. So wandelt er in seiner schwarzen Schauben herum bis zur Szene in Auerbachs Keller oder meistens bis zur Hexenküche. Und siehe da, ein völlig anderer erscheint er hernach: ein Barett mit stolzer Feder nickt ihm vom Kopfe herab, seine Augen funkeln mit denen Don Juans um die Wette, rote enge Trikotosen prahlen ihm um die Beine, und aus dem langen Bart ist ein vornehm geschnittener blonder Henry Quatre geworden. Manche Theater, sogar solche von Ruf, haben den Irrsinn dieser Zweiteilung so weit getrieben, daß sie den so halbierten Faust des ersten Teils, den alten und den jungen, den Gounodschen Faust möchte man ihn nennen, von zwei verschiedenen Darstellern spielen lassen. Und fast in einer jeden Tageskritik über den Faust wird man den mythisch gewordenen, völlig falschen Gemeinplatz finden: „Einer wirklich idealen Darsteller des Faust gibt es nicht und wird es wohl niemals geben.“ Gegen diese durch ihre ewige Wiederholung ärgerliche Verkehrtheit muß einmal protestiert werden.

Zunächst ist der Faust in seinem „hochgewölbten, engen, gotischen Schlafzimmer“ gar kein alter Mann.

„Heiße Magister, heiße Doktor gar
Und ziehe schon an die zehen Jahr
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum.“

Zehn Jahre erst, wahrlich eine kurze Frist, wenn man daran denkt, daß zur Erlangung der Lehrwürde in jenen Zeiten gar kein hohes Alter verlangt wurde, daß Melanchthon schon mit einundzwanzig Jahren als Professor in Wittenberg Collegia las. Auch in den Volksbüchern ist es der junge Dr. Faust, der sich an der linken Hand ein Aederlein öffnet und mit seinem Blut dem Teufel verschreibt, im Gegensatz zu dem alter Faust, dessen Seele der Satan holt, und der da geworden war „ein höckeriges Männchen von dürrer Gestalt mit einem grauen Bärtlein“. Und so verrät auch bei Goethe kein Vers, daß sein Faust ein alter vertrockneter Stubenhocker mit einer Greisenseele sein muß, ehe er der Feuertrank der Hexe herunterschluckt.

^{*)} Aus dem bei Bruno Cassirer, Berlin, erschienenen Werk „Bühnenbilder“ von Herbert Eulenberg.

(Die einzige Aeüßerung des Faust zu Mephisto in der Hexenküche, die hierauf bezogen wird: „Und schaffst die Sudelköcherei wohl 30 Jahre mir vom Leibe?“ muß doch wohl so gedeutet werden, daß Faust gleichsam neu geboren werden und die dreißig Jahre, die er zählt, ganz vom Leibe haben will.)

Man lese sich daraufhin nochmals den ersten langen Monolog durch, und man wird überrascht sein über das typisch jünglingshafte, das unruhige, gehetzte, trotzig, stürmische Wesen, das aus diesen Versen hervorbricht bis zu dem wertherartigen Schluß, da er diesem seinem qualvollem Dasein selber ein Ende setzen will. („Nun komm herab, kristallne reine Schale“) Ich wüßte in der ganzen Literatur nichts, was die Jahre des Jünglings vor dem Mannesalter mit ihrer Ruhelosigkeit, ihrem schmerzenden Auf und Ab der Gefühle, ihrer Schwärmerei, die noch keinen Anker in einer festen Weltanschauung gefunden hat, besser kennzeichnete als jene ersten -- durchseeltesten deutschen -- Verse des Faust. Im Munde eines alten mürrischen Graukopfs, der längst, ohne daß es ihm mehr das Herz verbrennt, erkannt hat, daß wir nichts wissen können, sind diese Verse geradezu undenkbar. Es heißt den ganzen Entwicklungsgang des Menschen Faust bei Goethe vom einsamen Zauberer und Geisterbeschwörer bis zum großen Werkmeister und Mitmenschen vergessen, der vor seinem Tode die Worte findet: „Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen. Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben.“ Der Weg bis zu diesen Versen im fünften Akt des zweiten Teils von jenem berühmten: „Es möchte kein Hund so länger leben!“ an ist eben so lang, wie die Strecke vom Jüngling zum Greisen ist. Und schon aus diesem Grunde wäre der Darsteller des Faust gezwungen, ihn am Anfang, da er mit Geistern verkehrt und sich im Drange nach Erkenntnis zerquält, als einen jungen Menschen titanisch zu spielen. Der graue, hüstelnde, verbitterte Bücherwurm, der uns statt dessen meist verabfolgt wird, hat mit dem prometheischen Jüngling Goethe, der sich in den Tagen des Sturms und Drangs diesen Faust als ein Stück von seiner Seele schrieb, nicht das Geringste zu schaffen.

In Wahrheit, und dies ist der zweite starke Beweis gegen jene falsche Auffassung, verändert der Hexentrank den Faust innerlich, unter der Haut nicht im geringsten. In seinem Wesen bleibt er ganz derselbe. Es wird kein richtiger Liebhaber, kein Galan und Frauenheld aus ihm, wie Mephistopheles falsch prophezeit hat. Denn daß Gretchens Freund ein Meister in der *ars amandi* ist, wird keiner behaupten können. Er vermag es garnicht zu lieben, die Liebe wie etwas Süßes zu genießen. Sie stillt seinen Hunger nur auf flüchtige Augenblicke. Ja, er vergißt geradezu die Geliebte schon vor dem letzten höchsten Genuß, in Wald und Höhle sitzend, und Mephisto muß die fast erloschene Flamme erst von neuem anfachen. Wie es ihm in seiner Studierstube schöner erscheint, von allem Wissensqualm entladen, sich im Tau des Mondes gesund zu baden, so lockt es ihn auch jetzt mehr noch, auf den Gebirgen zu liegen und alle sechs Tagewerk im Busen zu fühlen, als an die Brüste

des geliebten Gretchens. Kein Riß klafft zwischen dem Faust, der seinen Wagner und seine Bildungsphilisterei verhöhnt und sich mit ihm am Ostertag unter das Volk mischt, und jenem Faust, der sein Mädchen über seine Religion belehren will. Der Schluck aus der Hexenküche macht ihn weder fröhlicher noch innerlich leichter, ändert darum höchstens seinen äußerlichen Habitus, seine Eigenart um kein Jota. Der Schauspieler, der glaubt, er müsse, bevor er Gretchen anspricht, mit seiner neuen Tracht in seiner Garderobe auch eine neue Seele anlegen, und meint: Nun muß ich jung kommen! versteht Goethe und damit seine Aufgabe durchaus falsch. Der Faust Goethes als Rolle, als Abbild eines Menschen, ist eine ganz geschlossene, einheitliche Schöpfung, und jener Trank, den die Hexe bereitet, ist nur ein Symbol dafür, daß Faust ein anderes Leben probiert, eine neue Lebensart beginnt und aus einem Gelehrten ein Weltmann zu werden sucht. Die Schale wechselt, der Kern bleibt und der Trank hat nur den Zweck, ihn fähig zu machen, ein *homme du monde* zu sein. Wenn Mephisto hofft, daß damit eine Art Don Juan, ein sich in Liebe schnell auslebender Wüstling aus Faust werden würde („Du siehst mit diesem Trank im Leibe, bald Helenen in jedem Weibe“), so ist dies eben der erste große Rechenfehler bei seiner falschen Beurteilung des Faust, die nachher den Teufel um sein Opfer bringt.

Darum darf der Faust als Rolle nicht wie ein zwiefarbenes Kleid in zwei Stücke zerschnitten und aus ihm ein alter und ein junger gemacht werden, denn es ist ein einziger Mensch mit seinem Charakter, das Spiegelbild und Selbstkonterfei des Jünglings Goethe, das er im Faust unter unsäglichen, unzähligen Qualen aufgezeichnet hat, und als solches das schönste Selbstbildnis, das wir von einem Dichter besitzen.

Kuriosa.

Ein unbekanntes Kapitel Literaturgeschichte von Dr. LEO KOSZELLA.

Der Einzelne kennt wohl dieses oder jenes Kuriosum aus der Literaturgeschichte. Er betrachtet jedoch solche Produkte nicht nur als Außenseiter, sondern als ganz vereinzelt dastehende Ausnahmen und relativ wertlose Spielereien. Daß auch hier Gesetzmäßigkeit und Zusammenhänge bestehen, daß diese Literatur so reichhaltig ist, daß ihre Spezialgeschichte dicke Bände füllen würde, daß hier große Werte verborgen liegen, daß es so etwas wie eine Motivgeschichte auch in dieser Gattung gibt: das ahnen die wenigsten. Der hauptsächlichste Grund liegt darin, daß die meisten gerade in der Literatur an der Oberfläche der Erscheinungen kleben bleiben und die wenigsten ein lebendiges Verhältnis zu ihr haben. Die Kenntnis dieser Literatur ist natürlich nicht unbedingt nötig und wesentlich. Aber was ist überhaupt wesentlich? Ist Wissen überhaupt eine *conditio sine qua non*? Vielleicht ist es nur eine Einbildung, ein Trugschluß, ein *modus vivendi*, der sich erst all-

nählich herausgebildet hat, der aber ebenso gut anders sein, durch Besseres ersetzt werden könnte. Ein Schönheitspflasterchen der sogenannten kultivierten Menschen. Ein Mittel unter vielen, um das Leben erträglich zu gestalten. Eine von Machtlüsternen und Interessierten suggerierte Meinung. Eine definitive Antwort ist unmöglich. Es ist heute so und innerhalb dieses Soseins ist auch die Kenntnis der Literatur der Kuriosa ein Rädchen in der großen Maschinerie Kultur, ein Mittel zum Eindringen in das Rätsel Mensch, eine Genußmöglichkeit, bzw. ein Weg zu ihrer Variation.

Wenn wir von Zahlreichen absehen, die vereinzelte Beiträge, besonders in Zeitschriften dazu lieferten, so sind es vornehmlich fünf Männer, die sich systematisch damit befaßten. Flögel und sein Fortsetzer Ebeling betrachteten die Literatur des Burlesken, Grotesken, Komischen und Kuriosen im Zusammenhang mit den gleichgearteten Elementen in menschlichen Sitten. Hugo Hayn und sein Mitarbeiter Gotendorf interessierten sich vornehmlich für die bibliographische Seite, waren aber die ersten, die auf umfassende Vollständigkeit und Genauigkeit der Angaben, sowie auf die Eruiierung unbekannter Autoren Wert legten. Sie schufen die achtbändige Bibliographie: „Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa, München 1914“. Diese Forscher beschränkten sich auf die deutschen Sprachgebiete, während Jules Gay alle berücksichtigte, aber sich nur auf das Erotische kaprizierte und den Vollständigkeits-ehrgiz in nicht so hohem Maße besaß.

Der Begriff des Burlesken, Grotesken, Komischen und Kuriosen ist sehr dehnbar. Man kann darunter, wenn man will, auch alle jene Werke meinen, die z. B. in wenigen Exemplaren erschienen sind, auf einer Handpresse vom Autor selbst abgezogen wurden, durch Inquisition, Zensur, Brand und andere Zufälle bis auf vereinzelte Exemplare verschwunden sind. Oft ist nur noch ein einziges Stück vorhanden. Ferner solche Bücher, die auf ungewöhnlich buntes, z. B. blaues Papier gedruckt sind, wie „Das Buch vom blauen Dunst“, aus der Zeit der Romantik, oder Bücher, die oft keine mehr sind, weil sie selbst, sicherlich aber der Text, nur mit dem Vergrößerungsglas sichtbar werden. Es gab Sammler, z. B. Brockhaus, die hunderte solcher mikroskopischer libelli besaßen. Auch da gibt es wieder Spezialisten und Differenzierungen. Ferner Werke, die auf ungewöhnliche Stoffe, wie Seide, Pergament, gedruckt sind, oder seltsame Einbände, z. B. aus Menschenhaut, besitzen. Während der französischen Revolution wurden viele derartige Bände hergestellt.

Das sind jedoch alles letzten Endes Aeußerlichkeiten und die Werke mehr Raritäten und Unika. Der Text spielt eine sekundäre Rolle.

Interessanter und wertvoller sind diejenigen Werke, die textlich kurios sind. Die Form ist fast bei allen die gleiche. In der Zeit der Scholastik blühte vor allem die Rhetorik. Beliebte Exerzitionen und Beweise besonderer Begabung waren damals Reden auf lebende und leblose Dinge, die eigentlich gar nicht der „Rede“ wert sind. Dieser Usus

blieb noch lange und erlebte eine ausgesprochene Blüte in der Renaissance. Im Barock war man bereits so weit, die Auswüchse der wissenschaftlichen Methode, die ja eine Errungenschaft der Renaissance bedeuten, zu parodieren. So entstanden Dissertationen und Abhandlungen über die unmöglichsten Themata.

In erster Linie waren es diejenigen Tiere, die am unscheinbarsten sind oder durch den feindseligen, intoleranten Charakter der Menschen als Schädlinge angesehen werden. Wir besitzen Lobreden, Dissertationen, Abhandlungen, umfangreiche Dichtungen und kleine Gedichte auf Läuse, Flöhe, Wanzen, Krebse, Skorpione, Esel, Gänse, Spinnen, Elefanten, Schweine usw. Die Form ist pedantisch korrekt, meist nach Thesen oder Paragraphen geordnet durchgeführt, der Inhalt eine Kaskade satirischer Anspielungen, persönlicher und sachlicher Scherze. Geist und Witz überstürzen sich. Allerdings erscheinen beide oft antiquitiert, weil sie uns nicht immer ohne weiteres verständlich sind. Dafür ist aber die Sprache meisterhaft gehandhabt, der Stil geschliffen, die Durchführung überlegen. Es sind zumeist von zünftigen Gelehrten abgefaßte Schriften, die hier bewiesen, daß sie viel weniger zopfig waren als unsere heutigen Professoren. Jene Männer erholten sich in solchen Arbeiten, ließen allem Mutwillen, allem Poetischen ihres Innern freien Lauf.

Es gibt drei Sammelwerke dieser Literatur. Alle drei aus dem 17. Jahrhundert. Das größte umfaßt zwei dicke Foliobände und nennt sich „Amphitheatrum sapientiae Socratiae“. Der fleißige Verfasser, der selbst einige Beiträge lieferte, ist Caspar Dornavius. Ein anderes Werkchen nennt sich: „Dissertationum ludicarum et amoenitatum scriptores varii“. Das dritte sind die „Admiranda rerum admirabilium encomia“.

Die Mehrzahl dieser Tiere spielt als Anreger größerer selbständiger Werke eine motivgeschichtlich bedeutsame Rolle. Vor allem der Floh. Aus dem 9. Jahrhundert stammt ein hübsches Gedicht auf den Floh, das früher Ofilius Sergianus und sogar Ovid zugeschrieben wurde, aber wahrscheinlich Paulus Diaconus aus St Gallen zum Verfasser hat. Im 11. Jahrhundert schrieb Chrysoloras eine Rede auf dieses Insekt, die unedierte Handschrift liegt in Madrid. Fischarts „Flöhhatz“ ist bekannt. Aus dem 17. Jahrhundert besitzen wir eine „Dissertatio de eo quod iustum est circa pulices“, die sogar Goethe unterschoben wurde. Ueber hundert größere und kleinere Schriften könnte man aufzählen. Eine Verteidigungsrede auf die Laus verfaßte der bekannte Humanist Heinsius. Die Gans besang u. a. Spangenberg und Renner, die Fliege Lukian. Die Tierkönigsliteratur ist gleichfalls groß. Zwei besonders drollige Schriften sind: „Von des Esels Adel und der Sau Triumphff“ und „Der Eselskönig. Eine wunderseltame Erzählung von seiner Monarchie und Regierung. Aus dem Urcimerischen ins Deutsche übertragen von Adolf Rosen con Creutzheim. Gedruckt zu Ballenstedt bei Papyrico Schönschrift“. Das gleiche gilt von der Tierkriegsliteratur. Der Homer zugeschriebene „Froschmäusekrieg“ bildet den Auftakt. Weniger bekannt ist ein Gedicht, das aus lauter Worten besteht, deren

Anfangsbuchstaben „c“ ist: „Canum cum catis certamen“. (Der Hundekatzekrieg) und eins, das mit lauter „p“ beginnt: „Pugna porcorum per P. Porcium poetam“ (Der Schweinekrieg). Ein anderes Gedicht, das gleichfalls mit lauter „c“ beginnt, gehört schon in das nächste Kapitel: „Ecloga de calvis“. Es ist ein Hymnus auf Kahlköpfe, das die Schönheit dieses Naturphänomens beweist und zeigt, daß alle bedeutenden Männer im Besitze dieser Gottesgabe waren.

Neben Tieren und Kahlköpfen wurden Pflanzen, Nase, Podex, Hühneraugen, Leibwinde, die Langeweile, Dummheit, Trunkenheit, Narrheit, Sopha, Schnupftabak, Käse, Tabak, Bier, Maitressen, böse Weiber und vieles, vieles andere Gegenstand von burlesken Abhandlungen und Gedichten. Fast jeder dieser „Helden“ kann auf eine ansehnliche und stattliche Literatur zurückblicken, die ihm ihre Entstehung verdankt.

Ein besonderes Kapitel bilden unter den Kuriosis die Amazonen, Jungfrauen, Pantoffelhelden, Hahnrei. Neben der unübersehbaren novelistischen Hahnreiliteratur existieren reizvolle groteske Schriften, deren Aufgabe war, die Begriffe Hahnrei und Hahnreischafft zu analysieren und definieren, die juristische Seite zu betrachten und Verhaltensmaßnahmen zu geben. Am ausgiebigsten behandelt dieses Thema „Die weltbekannte, doch nicht von jedermann Recht-Erkannte Hahnreischafft, nach ihrer eigentlichen Natur, Ursprung und Würckungen, samt den sogenannten Hahnreyen und Hahnreyinnen und deren Mannigfaltigkeit; Wie nicht weniger dienlicher Unterricht, wie sich vor solcher beschwerlicher Bürde zu hüten“.

In 73 Thesen setzt sich der Verfasser der „Disputatio de hanreitate“ mit diesem Thema auseinander.

Diese Andeutungen müssen genügen, um wenigstens eine Ahnung von dem Vorhandensein und dem Reichtum dieser geschichtlich gefestigten Literaturgattung zu geben.

Weisung.

*Ein gutes Dichterwort wirkt fort in weite Ferne
Und wird dem Zagenden zum Born der Kraft; —
Verjüngter Lebensglaube drängt und schafft
Und richtet Deinen Blick hoch in die Sterne!*

Programme und Veranstaltungen.

Literarische Gemeinde, Allenstein.

Die Reihe der Veranstaltungen wurde mit einer Gedenkfeier für Conr. Ferd. Meyer am 21. Oktober eröffnet, dessen 100. Geburtstag auf den 11. Oktober fiel. Der große schweizer Dichter, dessen Gemeinde in Deutschland von Jahr zu Jahr wächst, hat gerade uns heutigen Deutschen viel zu sagen. In seiner tiefinnerlichen, formvollendeten Kunst, die aus seinen Gedichten und den unübertroffenen und unübertrefflichen historischen Erzählungen zu uns spricht, fand jeder, der sich aus der Unabgeklärtheit der Literatur unserer Tage herausseht, eine beglückende Erhebung. Es bedeutete nichts anderes als die Abtragung einer Dankeschuld, wenn wir an seinem 100. Geburtstage dieses Dichters in besonderer Weise gedachten.

Am 6. November spricht Waldemar Bonsels, der heute weit über die Grenzen der Heimat hinaus in die europäische Geisteswelt gedrungen ist, und dessen Bücher in sechzehn Sprachen, darunter ins japanische, übersetzt worden sind.

Etwas kurz hintereinander, am 20. November, kommt Bruno H. Bürgel wieder: diesmal mit einem erweiterten Thema: „Eine Nacht auf der Sternwarte“, mit vielen Lichtbildern – Wer die ersten Vorträge im vorigen Winter miterlebt hat, weiß, welche tiefe Erbauung uns die Bürgelabende gebracht haben. Auch der dritte Vortrag wird ein großes Erlebnis werden, das noch lange, vielleicht gar immer, in uns nachzittert.

Am 14. Dezember haben wir die besondere Freude, den feingeistigen Rudolf G. Binding in Allenstein zu begrüßen. Der Autor, der soeben von der Londoner königlichen Universität zu einer Vortragsreihe eingeladen wurde, darf einer begeisterten Aufnahme sicher sein.

Der Januar bringt uns einen heiteren Abend des beliebten Karl Ettlinger, bekannt als „Karlchen“ aus der „Jugend“ mit seinen Humoresken und Schnurren.

Für den 28. Februar ist der Besuch Paul Kellers in Aussicht genommen, der von seinen überaus zahlreichen Anhängern bereits mit Spannung erwartet wird.

Von dem Vorzug der Dauerkarten ist in diesem Jahre recht ausgiebig Gebrauch gemacht worden. Diejenigen Mitglieder, die sich nicht fest binden können, genießen die Vergünstigung jetzt in der Form, daß ihnen nach einigermaßen regelmäßigem Besuch der Veranstaltungen freier Eintritt zum letzten Vortrage zusteht.

Goethebund, Königsberg.

Das am 1. Oktober begonnene neue Geschäftsjahr brachte dem Königsberger Goethebund sein erstes Jubiläum: im April vor 25 Jahren wurde in der „Deutschen Ressource“ unter dem Segensspruch Ernst

Wicherts seine Gründung vollzogen. Die Leitung des Goethebundes hat deshalb für die Saison 1925/26 ein besonders wertvolles und umfangreiches Programm aufgestellt, das von keinem der vorangehenden 24 Jahre übertroffen werden dürfte. Zudem soll in dem Jubiläumsjahr an Verbilligungen das Menschenmögliche geleistet werden. Freilich lassen sich diese Vorsätze nur durchführen, wenn das Publikum an den kulturfördernden Arbeiten des Goethebundes den lebhaftesten Anteil nimmt und wenn zu den fast 2000 Mitgliedern noch viele neue hinzutreten. Es wäre zu wünschen, daß jeder gebildete Königsberger dem Goethebund beitrifft und dadurch, soviel an ihm liegt, mithilft, die geistige Brücke zwischen Ostpreußen und dem übrigen Reich zu stärken und weiter auszubauen. Das neue Programm nennt eine große Anzahl bekannter Namen.

Ende Oktober sprach Wilhelm von Scholz, Anfang November las Waldemar Bonsels aus eigenen Werken, und außerdem wird noch mit Thomas Mann und Georg Hermann, dem Dichter der „Jettchen Gebert“, gerechnet.

Dazu treten die aus unserer Heimat stammenden Autoren Martin Borrmann, Heinrich Ilgenstein, der Verfasser von „Kammermusik“ und „Liebfrauenmilch“, und der schon lange in Heidelberg lebende Schriftsteller Otto Pietsch. Auf literatur-geschichtlichem und ästhetischem Gebiet liegen die Vorträge der hier schon bestens eingeführten Schriftstellerin Frau Dr. Helene Hörschelmann über Dostojewski — sie wird auch über „Vier Jahre in russischen Ketten“ sprechen, — Dr. E. K. Fischer über Jean Paul und ein Zyklus von sechs Vorträgen über neuzeitliche Literaturprobleme von Walther Harich, die für Oktober und November angesetzt sind. Mit Themen der bildenden Kunst werden sich, meist unter Vorführung von Lichtbildern, beschäftigen: Privatdozent Dr. Clasen (Marienburg), Prof. Claus Richter (der Vorgang bei der Kunstproduktion), Prof. Otto Ewel (das Porträt), Prof. Dr. Doren (Staat und Kunst im alten Florenz). Geistes- und Kulturgeschichte sowie Landeskunde berühren die Vorträge von Prof. Nölting (Werden und Vergehen der nationalen Kulturen), Prof. Dr. Gesemann-Prag (Ragusa, die Märchenstadt der Adria, sowie Natur und Kultur Dalmatiens), Schriftsteller P. T. Hoffmann (die Weisheit Indiens, an zwei Abenden), Prof. Dr. Rust (Wesen und Arten der Mystik), Prof. Dr. Driesch-Leipzig (China und Japan). Von Rezitatoren sind zu nennen der geniale Reuter-Rezitator Sternberg, der hier vor zwei Jahren so ungewöhnlichen Beifall erntete, und Irma Strunz, eine im Osten noch unbekannte berühmte Künstlerin, die eine Auswahl schönster Frauendichtungen vortragen wird. Es sind ferner u. a. vorgesehen ein Vortrag des Privatdozenten Dr. Winkler über Rußland, ein kinematographischer von Prof. Dr. Thienemann über die Kurische Nehrung und ein graphologischer von dem Spezialisten Wittlich-Dorpat mit Lichtbildern über „Die Seele im Spiegel der Handschrift“. Weitere Verhandlungen sind noch in der Schwebe.

Bekannte, entgegenkommende Schaden-
Regulierungen.

Versicherungen aller Art

Feuer-, Einbruch-, Diebstahl-, Wasserleitungs-
Schäden-, Unfall-, Haftpflicht-, Kraftfahrzeug-,
Fahrrad-, Glas-, Transport-, Aufruhr-, Reise-
gepäck-, Kautions-, Valoren-, Juwelen-,
Kredit-Versicherungen

decken Sie vorteilhaft bei der

„Albingia“

Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Hamburg
— Mühenbecher-Konzern —

durch die

General-Agentur W. Götte
Allenstein, Wadangerstraße 32 — Telefon 313.

Offizielle und stille Mitarbeiter erhalten mühe-
losen, günstigen Verdienst.

Gebr. Robrahn, Allenstein (Ostpr.)

Tel. 747/48



Tel. 747/48

Expedition / Möbeltransport / Lagerung / Brennmaterial

Kenner trinken nur die

Qualitätsbiere der Brauerei Englisch-Brunnen Elbing Zweigniederlassung Allenstein

Friedrich Wilhelmspl. 5 — Fernspr. 16

Spezial-Sporthaus

Warkalla & Franke

Königsberg (Pr.) Steindamm 119/21, Tel. 6198

Allenstein (Ostpr.), Wilhelmstraße 13, Tel. 219

Bekleidung und Geräte für Turnen u. Sport

Lieferant der Behörden und Vereine.

Karl Kahl, Lederhandlung

Sattlerbedarfsartikel

Schuhmacherbedarfsartikel ☉ Schuhpflegemittel

Allenstein

Kirchhoffstraße 7 am Neuen Rathaus

Sernsprecher 295

Martin Hesse vorm. Geschw. Wondren, Allenstein

Oberstraße 17.

Empfehle mein gut sortiertes Lager in:

Glas, Porzellan- und Steingutgeschirre, Kristalle, Nickelwaren.

Aluminium- und emaillierte Kochgeschirre, sämtliche Haus- u.

Rüchengeräte sowie Haushaltungsmaschinen,
eiserne Bettstellen, Matratzen, Waschtische, Waschgarnituren.

———— Solinger Stahlwaren. ————

C. Helbig, Allenstein, Markt 3

Gegründet 1879

Größte Ausstellung

in Schlafzimmern, Herrenzimmern, Speisezimmern, Wohnzimmern,
sowie jede Art Ergänzungsmöbel, Polsterwaren, Dekorationen,

Möbelstoffe, Teppiche, Gardinen.

J. Frenschkowski & Sohn, Allenstein

Telefon Nr. 160 --

Warschauerstr. 8/9

Leistungsfähigstes Etablissement für

chemische Reinigung und Färberei
von Garderoben aller Art.

Tel.
278

S. Chrzanowski, Allenstein

Tel.
278

Hohensteinerquerstr. 16



Kohlen, Koks, Briketts, Holz

einzel und waggonweise, frei Keller und
ab Hof zu billigsten Tagespreisen.



Jak. Gödert

Brot- und Feinbäckerei

Altenstein

Hohensteinerstr. 28
(am Standort-Lazarett)

Täglich frischen Kasseekuchen sowie
Bestellungen auf Torten u. bunte
Schüsseln usw.

Spezialität: Täglich frisches

Grahambrot

und Spekulatius.

Otto Malewski

Brot- und Feinbäckerei

Altenstein

Traubigerstr. 2

Fernruf 865

Täglich 2 mal Brot
und frische Brötchen
sowie Kasseekuchen.

**Chemische
Reinigungs-Anstalt**

Hugo Toffel

Altenstein
Kreuzstr. 2

Sauberste Ausführung
bei soliden Preisen.

Fischzentrale
vorm. **A. Jost Nachf.**

Zeppelinstraße 23 Fernruf 750

Altenstein

Fisch- u. Delikatessenhandlung
Spezialität: Geräucherte Fische.

Kurt Moebius

Altenstein

Fernspr. 302 Kaiserstr. 16
(Ecke Bismarckstr)

Kolonialwaren, Delikatessen,
Südfrüchte, ff. Weine,
Liköre etc.

Neu umgebaut!

Feinbäckerei

Gustav Grenz

Altenstein, Zeppelinstr. 17
ff. Kaffee- und Teegebäck
sowie Brot und Brötchen 2 mal
täglich frisch.

Paul Olf

Brot- und Feinbäckerei

Altenstein

Hohensteinerstraße 8

Täglich frisches Kaffee- und
Teegebäck
sowie Bestellgeschäft für
Torten, Kaffee und Teegebäck.

Maschinenstrickerei

G. Geißler

Inh.: G. Bruckert, Altenstein
Krummestr. 9

Schnellste Lieferung sämtlicher Strick-
waren, Socken, Kleider, Westen usw.
Helleres Geschäft.

Prompte Ausführung. Solide Preise.

Leo Günther, Allenstein / Telef. 4



Bahnspedition, Möbeltransport, Lagerung, Brennmaterial.

D. Brose Nachf.

Inhaber: Fritz Laukel & Max Thomas

Altenstein

Hohensteinerstraße 35

Fernsprecher 138 und 385



Baugeschäft

Dampf sägewerk

Holzhandlung

Bautischlerei

Hans Bizethum

Großhandlung für Gas- und Wasserleitungsartikel,
sanitäre Anlagen, Badeeinrichtungen, Krippenschalen

Altenstein

Eisenbahnstraße Nr. 17 — Telefon 493.



Oele

Zentrifugen-Oele - Maschinen-
Oele - Zylinder-Oele - Auto-Oele

Fette

konsist. Fett - Wagen-Fett

Benzin

Karbolineum

Armaturen aller Art

Holz-Riemenscheiben

Treibriemen

aus Leder- und Kamelhaar
Verpackungen

Schläuche

aus Hanf und Gummi
Meierei, Müllerei- und
Brennerei-Geräte

Roensch & Kegel, Allenstein

Kaiserstraße 21 - Fernspr. Nr. 463

Orthopädische Werkstatt

Hallmann & Co.

Altenstein, Opr.

Remontemarkt 7/8

Anfertigung von künstlichen Gliedern, Stützapparaten,
Bandagen, Bruchbändern sowie sämtlichen
orthopädischen Hilfsmitteln.



Carl Ramlow

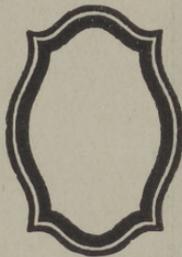
Altenstein

Telefon 396

Magisterstr. 8/9

/ Kunsthandlung /
Bildereinrahmung

Kunst- und Bauglaserie
Glashandlung



Fischnetze

liefert zu Fabrikpreisen

Mechan. Netzfabrik G. m. b. H.

Landsberg a. W.

Zweigniederlassung Altenstein

Kaiserstr. 7 - Fernspr. 994



Drahtseile pp.

liefert zu Fabrikpreisen

Kabelsfabrik Landsberg G. m. b. H.

Zweigniederlassung Altenstein

Kaiserstr. 7 -- Fernspr. 994.



Fremdenheim

A. Teichert

Altenstein

Zeppelinstr. 1

Telefon 918

Erstklassiges Fremdenheim
gegenüber dem Neuen Rat-
haus, Haltest. der Straßen-
bahn und unmittelbarer
Nähe des Stadttheaters

== Zimmer mit 1 und 2 Betten ==
Solide Preise
Auf Wunsch Verpflegung.



Hohenzollern-Apotheke

an der Johannisbrücke

Allenstein

Fernsprecher 26

Allopathie	Homoeopathie	Biochemie
Lager fast sämtlicher in- und ausländischer Spezialitäten	nach: Dr. Willmer Schwabe Ottinger p. p.	nach: Dr. Willmer Schwabe Ottinger Prof. Dr. Mauch Dr. Zimpel Thorraduram-Werke Crefeld

Reserviert für

Ostdeutsche
Automobilwerkstätte
Albert Koch

ALLENSTEIN

Bahnhofstr. 65 - Fernruf 132

U. G. Thiel, Allenstein

Kaiserstr. 35/36

Spedition

Möbeltransport
Brennstoffhandlung

Lagerung

Telefon 62



Konditorei Richter

Allenstein

Zeppelinstr. 15 (Eingang Jägerstraße)

Anfertigung von
erstklassigen Kuchen, Torten,
Kaffee- und Seegebäck
auch für Hochzeiten und sonstige Fest-
lichkeiten.

Spezialität: Frankfurter Butterkranz
Ladenerkauf und Kaffee.

Max May

Brot- und Feinbäckerei
Allenstein

Bismarckstr. 2 — Fernruf 527

Lichtbild-Anstalt

H. Klimaschewski

Kaiserstr. 30 Allenstein Kaiserstr. 30

Photograph. Aufnahmen zu jed. Tagesz.

Paßbilder schnellstens.

Geöffnet 8—6 Uhr.

Feinbäckerei

Wilhelm Becker

Allenstein

Königstraße 75

Täglich 2 mal frisches Brot
und Brötchen

sowie ff. Kaffeekekuchen
in reichhaltiger Auswahl.

Rathaus-Konditorei

Osteroetz (Ostpr.) Inh.: Rich. Nabs
Fernruf 27

Größte Konditorei

und vornehmstes Café am Platze
Ruhiger und angenehmer Aufenthalt Parterre
und 1. Etage. — Beliebtes Fremdenlokal. —
Zentrum der Gesellschaft. — Bestellungsgeschäft
Sämtliche Bestellungen auf Kuchen und
Torten, Dessertgebäck und Eis werden
pünktlich und in feinsten Ausführung geliefert.

Köppe'sche

Musikalienhandlung

in Verbindung mit

Piano-Magazin

J. A. Pfeifer

Allenstein

Wilhelmstraße 12



Größtes Lager in klassischer
und moderner Musik für
alle Instrumente.

Einzel- und Bandausgaben
Edit. Schott (9000 Nrn.)

Neu aufgenommen:
Saiten und Zubehörteile

Vorspiel-Pianos
stehen meiner geehrten Kund-
schaft jederzeit zur Verfügung

Verwand nach auswärts
überallhin.

Sächsisches Engroslager

Inh.: FRANZ SCHNEIDER
ALLENSTEIN (Ostpr.)

Fernruf 491 Markt Nr. 13 Fernruf 491
Postscheckkonto Königsberg 9426



Kurz-, Weiss- und Wollwaren

*Trikotagen, Handschuhe, Strümpfe, Wäsche, Schürzen,
Korsetts, Herrenartikel, Baby-Ausstattungen*

Damen- und Kinderkonfektion

*Mäntel, Kleider, Kostüme, Blusen, Röcke, Strickjacken,
Sweaters, Kinderkleider, Rodelgarnituren*

Pelzwaren

Spezial-Abteilung für Damenputz

Großes Lager in fertigen und vorgezeichneten Handarbeiten
Gardinen, Tisch- und Divandecken, Steppdecken.

Der Schuh für Jedermann!

*vom elegantesten Luxusschuh bis zum soliden Arbeits-Strapazier-
Stiefel*

Alexak

Schuhhandelsges. m. b. H.

Spezialfabrik „Dorndorf“ „Chasalla“

Osterode — Alter Markt 16

Carl Schwittay, Osterode (Ostpr.)

Fernruf 78 — Neuer Markt 20

Büro-Bedarf

Büro-Möbel Büro-Maschinen

PAPIER-HANDLUNG

— Bildwerke —

Radierungen und Kunstdrucke

TAPETEN

in bester Auswahl in moderner
und stilvoller Zeichnung

Tapeten- und Bilderleisten

Zeitgemäße Bildeinrahmung

2. 2. 1926

Kultur und Kunst

Organ für die kulturellen Interessen des deutschen Ostlandes
Offizielles Nachrichtenblatt der Literarischen Gemeinde
/ Allenstein und der Aufbau-Gemeinschaft Allenstein /

Ausgabestellen in **Allesslein**: Köppesche Buchhandlung, in **Elbing**: Peter Ackt Nachf.,
in **Osterode**: Rathausbuchhandlung Adolf Brüske.

Erscheint zwanglos
Einzelheft 25 Pfg.

Herausgeber: PAUL KÖPPE

Anzeigen-Tarif
auf Verlangen

ZUSPRUCH.

*Ein jeder wirkt in seinem kleinen Kreise
Und sieht im engen Raume seine Welt,
Die ihn mit seinem Ich zusammenhält
Bis an das Ende dieser Erdenreise.*

*Dort steht der Fährmann stumm und mahnt uns leise:
Was gilt's, ob Euer Tun der Welt mißfällt; —
Seid Ihr nur auf den rechten Platz gestellt. —
Nur wer sich selbst erkennt ist klug und weise.*

*Du kannst im Kleinen auch das Große schauen!
Vermagst Du nur den Sinn der Welt zu fassen,
So steht Dir jægliches Erkennen offen!*

*Durch Mut zur Tat erringst Du Dir Vertrauen!
Wer Kraft fühlt, wird sich nicht beirren lassen,
Der Glaube ist das Glück, das wir erhöffen.*

P. K.



Erster Jahrgang.

Januar 1926

Verlag der Köppe'schen Buchhandlung, Allenstein.

Ein neuer großer Roman von Arnold Ulitz!

Soeben erschien:

Arnold Ulitz / Barbaren

Roman

Umschlag- und Einbandzeichnung von Prof. W. Tiemann. Geheftet 6 Mk., in Ganzleinen gebunden 8.50 Mk. Eine Robinsonade aus dem hohen Norden, aus Ultima Thule; ein Märchen aus Menschheitsanfängen. Ein Buch der Weisheit, in dem das schlichte und gewaltige Wort gesprochen wird: die Liebe ist geschaffen, daß wir den Tod vergessen. Das alles und noch viel mehr ist das Buch „Barbaren“ von Arnold Ulitz.

/ Zu beziehen durch die Köppe'sche Buchhandlung in Allenstein /
Ausführliche Prospekte bereitwilligst umsonst und portofrei.

ALBERT LANGEN * VERLAG * MÜNCHEN

Köppe'sche Buchhandlung

Allenstein – Rathausplatz

Fernruf 135

Ordentliches Sortiment

Alle Neuerscheinungen von Wert laufend am
Lager.

Sonderabteilung billiger Schriften:

Zurückgesetzte belletristische Werke, Romane, Klassiker, Gedichte. Aeltere Ausgaben der Blauen Bücher, der Bücher der Rose usw. sind noch in großer Menge preiswert vorrätig.

Ein Wort über Kritik und Selbsterkenntnis.

Die Zunft der Kritiker ist keine begrüßenswerte Erscheinung des Lebens und besonders nicht des Lebens, in welchem man füglich im Interesse der Allgemeinheit Kritik nicht entbehren kann. Trotzdem weiß jeder vernünftige und besonnene Mensch, daß kritische Begutachtung unendlich wertvoll ist, wenn man sie zu nutzen weiß; da aber Vernunft und Besonnenheit Angelegenheiten des reinen Verstandes sind und nichts schwerer ist, als unerschüttert kühlen Kopf zu bewahren, in dem alleine die zarte Pflanze schöner Geistigkeit gedeiht, so begegnen wir diesen schätzenswerten Eigenschaften nicht allzu oft. Das Goethewort von der Beschränkung, in der sich erst der Meister zeigt, scheinen diese gebundenen Geister im umgekehrten Sinne zu verstehen, wobei sie außerdem noch Beschränkung mit Beschränktheit verwechseln und sich sehr klug vorkommen, wenn sie auf kleinen Posten groß sind. Aber auch eigenes Denken ist rar und man trifft deshalb nicht allzuoft selbständige Urteile an. In der Regel sind die zu solchem befähigten Personen schöpferisch veranlagt oder durch jahrelange Eigenarbeit dazu gelangt. Natürlich kann auch der mannigfach begabte Durchschnittsmensch zu seiner Sondermeinung kommen, aber die wenigsten werden sich dessen bewußt, daß ihre sogenannte Erziehung eine Verziehung und ihre Bildung eine Verbildung ist. Diese Wenigen bilden dann später im Leben die Ausnahmensehen; es sind diejenigen, welchen mancherlei gelingt, was andere unter gleichen oder noch viel günstigeren Umständen nicht fertig bringen und die von einigen bewundert, von vielen nicht verstanden, von den meisten grundlos beneidet oder gehaßt werden. Sie gehen infolge ihrer besonderen Lebensanschauung, die auch zu anderen Lebensgewohnheiten führt, ihre eigenen Wege und haben dann plötzlich die ganze große Schaar der Verbildeten gegen sich, die ihre Schwäche gegenseitig bindet und verbündet. Aus diesen Zuständen wächst Kampf und Kampf wird auf die Dauer bekanntlich immer mit geistiger Ueberlegenheit, mit der größeren Intelligenz gewonnen. Der Kluge weiß es und hat daher auch wieder den Vorteil der kühlen Nüchternheit für sich, während jene mit heißen Köpfen kraftlose Wortbomben schleudern. An diesen berauscht sich nur die Masse derjenigen, die ihre Meinung aus irgend einer Fabrik beziehen, um sie als eigene Weisheit auszuposaunen, bis sie das Pech haben, jemandem zu begegnen, der aus gleicher Bezugsquelle dasselbe weiß und dann liegt der ganze Schwindel offen zu Tage. Trotzdem ist die Meinung landläufig, man solle an erreichten Einrichtungen, Zuständen, Etablissements keine Kritik üben, sondern sich ganz einfach freuen, daß sie da sind. Diese Lebensauffassung der Primitiven ist gewiß wundervoll für diejenigen, die das Schicksal so geschaffen hat. Sie freuen sich über jeden Fußtritt, den sie bekommen und empfinden es als eine Auszeichnung wenn er möglichst derb ausfällt. Leider bringt man mit einer solchen Einstellung die uns gestellten Aufgaben nicht weiter, vielmehr liegt nun einmal das Paradies jenseits des Fegefeuers, durch das jeder ernsthafte Sucher hindurch muß. Er wird um so eher und besser durchkommen, je ernsthafter er sich dessen bewußt ist, daß nur allerschärfste



Selbstkritik und rücksichtsloseste Objektivität Schutzpatrone auf diesem Wege sind. Wer sich dabei mit Eitelkeit, Selbstgefälligkeit und anderen Narrheiten behängt, wird wie Zunder brennen und das verdiente Gelächter der tausend Teufel finden, die ihn vorher mit Erfolg blendeten. Bei so gearteten Zeitgenossen etwas bessern wollen, hieße wertvolle Kraft unnütz vergeuden; man wende sich lieber mit um so größerer Energie den noch nicht ganz Verblödeten zu und suche sie zunächst einmal von der Notwendigkeit eigenen Denkens zu überzeugen. Sind sie noch zu retten, so belohnt Erfolg bald die edle Tat und man kann es ihnen dann auch abgewöhnen, alles unbesehen gut zu heißen, nur weil es da ist. Man stelle ihnen vor, daß die Freude am Erreichten um so größer wird, je mehr man sich mit seinen Wünschen davon entfernt und weiterstrebt. Ein Augenblick der Stille, der Umschau und des Rückblicks schenkt uns dann mehr als Jahre satter Zufriedenheit.

Unter diesem Gesichtswinkel wollen wir auch fernerhin mit der kritischen Blende herumleuchten: Es ist ja soviel Dunkel um uns! Und soviel der Besserung Bedürftiges! Wollen wir den Weg zum Lichte gehen, so müssen wir selbst dessen würdig sein und keine Schatten decken wollen. Vor allem billige man Jedem guten Willen zu und begreife, daß alles Mißverstehen größte Gefahren birgt. Liegen doch selbst im Sprachgebrauche viele Falschauffassungen versteckt, die geradezu sinnentstellend wirken. Warum „verleben“ wir beispielsweise die schönsten Festtage anstatt sie zu „erleben“? Liegt nicht in diesem Ausdruck geradezu eine Selbstverurteilung der (übernommenen) Auffassung? Welch ein Unterschied, ob ich die Weihnachtstage als rauschendes Fest, bei Bier oder Wein, im Kreise großer Gesellschaft, in „angeregter Unterhaltung“, an (über)reich gedeckter Tafel, bestenfalls bei gelegentlichem Erklängen einiger Weihnachtslieder, die dann aber möglichst rasch durch die begierig erwarteten Shimmys abgelöst wurden, „verlebte“, oder ob ich sie in stiller Einkehr, draußen im schweigenden Winterwalde, nachmittags im Familienkreise und abends unter dem strahlenden Lichterbaum als wirklichen Feiertag „erlebte!“ Alles, was ich erlebe, wirkt befreiend auf mein Herz und lichtet meine Seele: Prüfet Euch nach Euren Geselligkeiten, ob Ihr ein solches Gefühl verspüret. Solange Ihr nicht recht wisset, ob es vorhanden ist oder nicht, habt Ihr Eure Tage, Eure Feierstunden (nutzlos!) verlebt. Erst wenn Ihr eine bis dahin fremde Erhebung verspüret, ein Aufatmen durch Eure Brust geht und Ihr einsehen lernt, daß es doch noch etwas anderes gibt, etwas viel Schöneres, Erhabeneres als dummen Klatsch und geistlose Unterhaltung über ungezogene Dienstboten oder unzureichende Gehälter oder schlechte Zeiten, erst dann wißt Ihr, daß man seine Tage erleben kann, ja, daß man sie erleben muß, wenn man ein ganzer Mensch sein will. Dann wird einem auch klar werden, daß wir wieder mehr zur Geistigkeit streben, uns bewußt vom Gegenständlichen lösen müssen. Versuchen wir es doch einmal, aus unseren Unterhaltungen materielle und persönliche Dinge wenigstens zeitweise auszuschalten. Ich sage absichtlich „ausschalten“, weil wir bereits so tief im Materialismus stecken, daß wir geradezu Technik anwenden müssen, um unser mechanisiertes Gehirn zu seiner

ursprünglichen Aufgabe zurück zu führen. Wir haben ja fast verlernt, damit selbständig zu denken, benutzen es nur noch maschinell und wundern uns, daß alle zarten und feinen Regungen in uns nicht mehr schwingen und klingen. Wohlan denn, löset Euch vom Alltag, dann erlöset Ihr Euch selbst und schaffet wieder ethische Werte, auf deren Grunde nur jenes neue Leben gedeihen kann, das wir alle suchen!

P. Köppe.

Wir Jungen und das Theater / Von Hans Georg Brenner.

Eine Kampfansage.

Es wird als jugendlicher Ueberschwang und Querköpfigkeit bezeichnet, wenn wir uns für neue, sich vorbereitende Ideen begeistern und Alles abstoßen, wenn wir unseren Willen in neue Formen und Gesetze zwingen möchten, die — den langläufigen vielleicht entgegengesetzt — doch auch Gesetze und kein willkürliches Chaos sein wollen. Uns ist es ernst um unser Leben und seine Stellungnahme zu einer Zeit, die noch nicht fähig war, einen positiven Satz auszusprechen. Wenn alles um uns so bleiben sollte, wie es ist: Kompromisse mit überlebten Unzulänglichkeiten, Unwahrheiten und Selbsteinwiegen in einen tatenlosen Illusionismus ohne Sinn und Seele, — dann wäre uns das Leben den Strick nicht wert, mit dem es enden müßte. Wir sind heute nur zu sehr mit ängstlichem Vorbehalt darauf bedacht, Illusionen aus einer Zeit, die für uns nicht mehr ist, behutsam abzustauben und wieder aufzupolieren, nur weil wir nicht den Mut haben, aus dem Mechanismus unserer Zeit die Konsequenzen für unser Innenleben zu ziehen.

Aus politischer Reaktionsdämmerung tasten wir uns allmählich zu einem revolutionären Aktivismus vor, der vielleicht mehr intellektueller Natur ist und nichts mit Handgranatenfieber und rotem Kinderschreck zu tun hat. Aus diesem Aktivismus heraus wollen wir unser Theater formen. Unser Theater! Nicht was heute fälschlich als modern bezeichnet wird: Naturalismus mit Jazz aufgewärmt. Wir verlangen unser Theater als Seele unseres modernen Mechanismus, das weder zum Zeitvertreib geistig Uninteressierter noch zur melkenden Kuh künstlerischer Hungerleider entwürdigt wird oder als Ort dient, wo man in Ruhe sein gutes Abendbrot verdauen kann. Sondern: wir verlangen Theater als Lebensfaktor, als Lebensimpuls, Auslöser neuer Kräfte und Ideen! Keine Illusionswiege, sondern „Theater“ im absoluten Sinne, das durch seine Beseeltheit und organische Verbindung mit unserem Maschinenzeitalter produktiv wirkt, Leidenschaften frei macht und Hemmungen überwindet (die Katharsis des Aristoteles).

Die äußere Entwicklung unserer Gesellschaft ging immer Hand in Hand mit dem Kampf um die künstlerische Ausdrucksfähigkeit. Wir sind heute auf dem Wege zu einer neuen Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft. Was nützt es da, mit spießhafter Skepsis unser Theater auf seinen höchst fragwürdigen Zustand festzunageln und ihm jede Entwicklungsmöglichkeit im Voraus zu nehmen — vielleicht aus Angst, vor

einem unzureichenden Können, das man anderen, jüngeren Kräften überlassen müßte?

Panem et circenses verlangen wir, hohe Gönner der Kunst! Materielle Mittel, ohne die heute scheinbar ein Idealismus nicht mehr denkbar ist. Wir verlangen Räume, in die wir unsere um den Ausdruck einer neuen Zeit ringende Seele hineinpflanzen können.

Wir wollen den Rhythmus unserer Zeit und unserer Seele in die ewigen Formen der Kunst zwingen! Denn:

Auch wir wollen leben!

Ostpreußen und Ostkultur.

Ein dankbares Thema und im Besonderen für das Landestheater Südostpreußen eine ebenso dankbare Aufgabe. Nach meiner Tätigkeit in Ostpreußen darf ich wohl sagen, daß die ganze Frage und ihre Lösung in eine bestimmte Perspektive gerückt erscheint, die es gestattet, einigermaßen objektiv darüber zu urteilen. Sehen wir einmal von der Hauptstadt und ihrer näheren Umgebung ab und lassen Allenstein als südlichere Kulturfeste im Mittelpunkt der Betrachtung. Hier haben wir ein Zentrum von größter Beweglichkeit, das strahlenartig sein kulturelles Erleben bis in die einzelnen Grenzgebiete vermittelt. Demgegenüber ist Königsberg reichlich exklusiv, lebt als Großstadt für sich, ohne auf die Provinz angewiesen zu sein. Gerade weil Allenstein in seinen kulturellen Bestrebungen auf die Provinz angewiesen ist; weil es für sich nicht groß genug ist, diese Ziele durch sich allein zu stützen; gerade darin sehe ich die Wichtigkeit dieser Mittelstadt für ganz Südostpreußen, und umso mehr glaube ich, daß es für den Staat von Interesse sein muß, kulturelle Hilfen für Ostpreußen im finanziellen Sinne in allererster Linie Allenstein zukommen zu lassen.

Zwei Faktoren sind es, die im Sinne der Ostkultur wirken: Ein Kulturtheater und eine Reihe freier Vereine, die sämtlich bereits auf eine verdienstliche Arbeit zurückblicken können. Verweilen wir bei den letzteren kurz.

Ostkultur erschließen heißt mit der Seele des Ostlandes ringen! Zu jedem Kampf ist Macht erforderlich, Macht und Einheit dieser Macht. Und im Hinblick hierauf erkennt man bereits, woran es einmal fehlt: Allenstein hat zu viele Kulturvereine! Wozu dieses Territorialsystem? Hier siegt nur der unitarische Gedanke. Die nicht harmonisierende Konkurrenz muß fallen. Den Führern dürfte es doch ein Leichtes sein, Brücken zueinander zu finden. Ich kann mir sehr wohl denken, daß die „Literarische Gemeinde“, die „Kopernikusgesellschaft“, die „Gesellschaft für Theaterkultur“, der „Konzertverein“ u. a. unter einer Zentralkommission locker zusammengefaßt werden könnten — evtl. unter Wahrung ihrer Sonderziele —. Jedenfalls aber würde damit ein einheitliches, angepaßtes und ausgeglichenes Winterprogramm gesichert werden, das die Zersplitterung des Publikums in einzelne Vereine und Sondergruppen einigermaßen aufwiegen könnte.

Beim Landestheater ist die Schwierigkeit eine doppelte: Einmal gilt es, das Hindernis der mangelnden Theatertradition zu beheben. Andere, auch kleinste Städte, sind stolz auf ihre Kunstinstitute! Allenstein hat leider zum größten Teil seine Bühnenmitglieder im Gewande fahrenden Volkes betrachtet. Es gab da Unterschiede zwischen „Schauspielern“ und Menschen. Theatertradition schaffen bedeutet aber: sein Theater und seine Mittler zwischen Dichter und Publikum lieben lernen! Wer den Rücken wendet, wer sein Haus verschließt, wer in dem Künstler nicht den Menschen achtet, der versteht nicht, daß er die Pflicht hat, als Deutscher am kulturellen Wandel mitzuarbeiten; der versündigt sich am Fortschritt seiner Zeit und seinesgleichen.

Zum andern betrifft die Schwierigkeit das Landestheater selbst. Ein Kulturtheater kann begreiflicherweise und besonders unter den gegenwärtigen Umständen nicht auf finanzielle Hilfen verzichten. Es zum Geschäftstheater, organisatorisch wie künstlerisch, machen zu wollen, würde eine Verneinung seines Zweckes zur Folge haben. Es ist keine Ernte ohne Saat. Ein Mensch kann z. B. nicht über Bücher urteilen, wenn er nicht zuvor welche rein kritiklos lesen gelernt hat und sich so eine Basis gebildet hat, die ihn zum relativen Urteil fähig macht. Solange das Theater in Südostpreußen nicht eine solche gute Basis für das Verstandenwerden gesichert hat, solange wird es große Zuschüsse nötig brauchen. Oder aber es bietet schnellebigen, zeitauswüchsigem Kitsch: dann ist zwar dem Geschäft, nicht aber dem kulturellen Fortschritt gedient. — Ferner bringe man unserm Ostlande Werke, die bewährt und deutsch sind, keine grellfarbigen und doch farblosen Experimente der dramatischen Moderne; keine Klassiker, die mit mitleidigem Lächeln im Hinblick auf bessere Aufführungen in Berlin aufgenommen werden, sondern Werke, die wurzeln müssen, weil sie heimatlich deutsch empfunden werden. Die Auswahl ist reichlich groß. In der Musik ist es ebenso. Warum Rossini, Puccini, Verdi, Auber und viele Andere. Haben wir keinen Weber, Lortzing, Pfitzner? Gebt deutsche Buffo-Opern, deutsche Lustspiele — keine Schwänke aus Autorenfabriken! — Gewinnt euer Ostland im Zeichen des siegreichen Humors! Und seid in der Wahl guter Dramen vornehm!

Daß die Durchführung einer solchen Theaterleitung natürlich einem „künstlerischen Despoten“ anvertraut werden müßte, wäre nur eine Forderung der verstehenden Praxis. Ein Fachmann darf nicht durch Nichtfachleute gehemmt werden. Deshalb würde eine Reform des sogenannten „Beirats“ nur zum Nutzen des Landestheaters, also zum Besten unserer Ostkultur, anzuraten sein.

Noch einmal aber, liebes Publikum: Den Hauptanteil im Ringen um das Werden deutscher Geistesarbeit im Osten mußt Du selbst auf Dich nehmen; sei ehrlich bereit, Dich in Deiner deutschen Kunst — indem Du sie mit offenen Armen aufnimmst — zu achten! Dann ist alles Streben begeisternd und wird traditionell die schönsten Früchte tragen.

Dr. Walther Dränert

Theaterwissenschaftliches Institut
Berlin.

Zu den Angriffen auf das Landestheater Südostpreussen.

Im Allensteiner Volksblatt Nr. 1 vom 2. Januar 1926 werden längere Ausführungen über Angriffe gemacht, die unter dem Titel „Ostpreußische Theaterkultur“ Herr Dr. Franz Mirow in dem Jahrbuch „Das Laienbühnenspiel“ veröffentlichte. Herausgeber dieses Jahrbuches ist der frühere Intendant unseres Landestheaters und jetzige Generalsekretär des Reichsbundes für Volksbühnenspiele Friedrich von Strom. Das Buch wurde in hiesigen Bürgerkreisen mit entsprechenden Kommentaren herumgereicht, weshalb wir uns veranlaßt sahen, die versteckt gemachten Beschuldigungen vor das Forum der Öffentlichkeit zu bringen.

Herr Chefredakteur Stephan verschob in seinem eingangs zitierten Artikel die unserer Zeitschrift zugrunde liegende Tendenz nun dahin, daß „persönliche Spitzen den Hauptbeweggrund“ bildeten. Man kann nicht annehmen, daß Herr Stephan wirklich glaubt, die Gründung einer neuen Kulturzeitschrift geschähe lediglich, um „persönliche Spitzen“ zu veröffentlichen. Entweder unterschätzt er also die Urteilsfähigkeit seiner Leser, oder aber er überschätzt die Wichtigkeit derjenigen Persönlichkeiten, gegen die sich seiner Meinung nach diese Spitzen richten sollen. Wir wollen deshalb hier gleich betonen, daß viel weitergehende Ziele unsere Arbeit beseelen und daß wir niemals eines der uns etwa entgegenstehenden Männer wegen unserer Aufgabe untreu werden wollen.

Den nachfolgenden „Offenen Brief“ des Herrn Dr. Mirow bringen wir auf dessen Bitte zugleich mit einigen anderen Stimmen aus dem Reich, um offen zu zeigen, wie „draußen“ über unsere Verhältnisse geurteilt wird. Es ist schon oft über die Flucht aus dem Osten geschrieben und geredet worden: Hier liegen die Gründe, die so viele unserer Landsleute veranlassen, so schnell als möglich wieder nach dem überfüllten und überkultivierten Westen abzuwandern, klar zutage. Wir behalten uns vor, gelegentlich auf dieses Thema noch näher zurückzukommen.

Schriftleitung „Kultur und Kunst“.

Ein „Rechtfertigungsversuch“? — Nein, Schlimmeres!

Offener Brief an Herrn Chefredakteur Carl Stephan.

Sehr geehrter Herr!

In einem Artikel des Allensteiner Volksblattes vom 2. Januar 1926 beschäftigen Sie sich mit meinem Aufsatz „Ostpreußische Theaterkultur“. Sie geben Ihrer Kritik die Ueberschrift: „Ein mißglückter Rechtfertigungsversuch oder Schlimmeres?“

Wieso Rechtfertigungsversuch? Wer rechtfertigt wen? Was wird gerechtfertigt? Wem gegenüber wird gerechtfertigt?

Sie meinen also, mein Aufsatz sollte dazu dienen, den ehemaligen Intendanten des Landestheaters Südostpreußen, Herrn Friedrich von Strom, zu „rechtfertigen“? Als ich meinen Aufsatz schrieb, war das Ausscheiden des Herrn von Strom aus der Leitung des Landestheaters bereits beschlossene Sache, und bei seinem Erscheinen war er nicht mehr Intendant. Also cui bono? Und was hätte ich für einen praktischen Zweck gehabt? Nach Ihrer eigenen Aussage ist die Lösung des Vertrages mit Herrn von Strom auf Grund von Konflikten in der Saison 1924/25 erfolgt; mein Aufsatz beschäftigt sich aber mit der Spielzeit

1923/24. Ich finde: Ihre Erwiderung bringt zwei inkommensurable Größen in gegenseitige Relation. Ein derartiger „Rechtfertigungsversuch“ wäre wirklich ein Versuch mit sehr untauglichen Mitteln.

Nein, Herr Stephan, mein Aufsatz „Ostpreußische Theaterkultur“ ist kein „Rechtfertigungsversuch“ sondern „Schlimmeres“, nämlich eine glatte Anklage; und ich kann nicht umhin, in Ihren Zeilen eine Art Rechtfertigungsversuch zu erblicken, den ich trotz des sonderbaren Tones, den Sie speziell gegen Schluß Ihrer Ausführungen anzuschlagen belieben, im Folgenden zu widerlegen habe.

Um also in medias res zu kommen: Sie verübeln mir ganz besonders, daß ich dem Landestheater Südostpreußen, Gemeinnützige G. m. b. H., bezw. der Geschäftsleitung des Unternehmens oder seinem Aufsichtsrat (entschuldigen Sie schon, aber ich bin mit den Allensteiner Titulaturen nicht recht vertraut, und unter einem „Künstlerischen Beirat“ versteht man beim Theater gemeinhin einen Bühnenbildner und Ausstattungschef) „Ungeschick sowie mangelnden oder bösen Willen“ vorgeworfen habe.

Zunächst also zu diesem Punkt! In dem^azum mindesten als halbamtliches Material anzusehenden „Deutschen Bühnenjahrbuch“ liest man in den Jahrgängen 1923 und 1924 über das Allensteiner Theater: „Geschäftsführer: Max Worgitzki. Intendant: Friedrich von Strom, führt die Oberspielleitung“. Der Jahrgang 1924 enthält dann noch einen Zusatz des Inhalts, daß der Intendant das Theater leite und monatlich Bericht erstatte. — Ihrer Darstellung aber müßte man entnehmen, daß der Intendant von Strom die alleinige Verantwortung gehabt habe, und man müßte zu dem Ergebnis kommen, die Nennung des Namens Worgitzki bedeute lediglich ein Aushängeschild. Nach meiner Erinnerung hat Herr Worgitzki aber einigermaßen aktiv und dem Personal sichtbar in der Spielzeit 1923/24 die Funktionen eines geschäftlichen Oberleiters ausgeübt: nicht Ihren sondern den Angaben des Deutschen Bühnenjahrbuches entsprechend.

Mag sein, daß in dem mir naturgemäß nicht bekannten Wortlaut des Dienstvertrages für den Intendanten von Strom etwas von geschäftlicher oder organisatorischer Verantwortung enthalten ist. Das heißt doch aber natürlich nur: innerhalb der durch den Etat festgelegten Grenzen. Oder bestimmt vielleicht im Landestheater Südostpreußen als einzigem Betrieb dieser Art der Intendant allein den Etat? Bei jedem Gesellschaftsunternehmen, sei es einem Theater, sei es einer sonstigen G. m. b. H., liegt die Situation doch wohl gemeinhin so, daß die Gesamtheit der Verfügungsberechtigten, unter diesen natürlich auch der oder die verantwortlichen exekutiven Leiter, gemeinsam den Etat beraten, wobei es ja der Majorität der Verfügungsberechtigten immer überlassen bleibt, die Meinung der exekutiven Leitung zu überstimmen und deren Geschäftsgebahren an feste Richtlinien zu binden.

Wenn Sie also sagen, der Intendant sei in Bezug auf Engagementsabschlüsse frei gewesen, so trifft das natürlich nur mit der sehr großen (selbstverständlichen) Einschränkung zu, daß es ihm überlassen blieb, ob er für irgend ein Fach Herrn X oder Herrn Y engagierte, bezw. ob

er dieses Fach höher dotierte als jenes oder umgekehrt. Gesamtgagenhöhe und ungefähre Kopfzahl des Personals dürften kaum vom Intendanten allein angesetzt worden sein!

Angenommen aber selbst, daß der Intendant den Etat allein ausgearbeitet hat, so bestand für den Unternehmer, d. h. diejenigen „physischen Personen“ oder diejenigen Vertreter von „juristischen Personen“, die die G. m. b. H. bildeten, die unabweisbare Pflicht, diesen Etat auf seine Ausführbarkeit hin genau zu überprüfen. Die Einnahmemöglichkeiten mußten naturgemäß den in Südostpreußen beheimateten Herren weit besser bekannt sein als dem erst seit einem Jahre anwesenden Intendanten. In dem Falle aber, daß der Entwurf des Intendanten praktisch undurchführbar war, daß ein Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben als nicht erreichbar erschien, hätte man den Etat den vorhandenen Grundlagen entsprechend reduzieren müssen.

Ich behaupte also: die Geschäftsleitung des Landestheaters Südostpreußen ist mit einer staunenerregenden Leichtfertigkeit in die Spielzeit 1923/24 hineingetorkelt. Gerade wenn sich die maßgebenden Herren — wie Sie ausführen — darüber klar waren, daß jederzeit Rückschläge eintreten könnten, dann ist es umso schlimmer, wenn sie ohne sichere Rücklagen an Geld- oder Sachwerten die Spielzeit eröffneten, noch dazu mit einem gegen das Vorjahr wesentlich verstärkten Personal. Normalerweise bringt man im Etat eines Schauspieltheaters die Sologagen mit etwa 50 bis 60 % der Gesamthöhe in Voranschlag. Das Landestheater Südostpreußen konnte bis zum Ende der Spielzeit 1923/24, — d. h. solange es im Saale des Deutschen Hauses spielte und weder für Dekorations- noch für Kostümfundus noch für irgendwelchen technischen Apparat nennenswerte Ausgaben hatte, solange es also nur für die Gagen, die Sonderunkosten der Abstecher und hin und wieder einmal für Kostümliehgebühr, Tantiemen und andere relative Kleinigkeiten aufzukommen brauchte, — einen weit höheren Prozentsatz des Gesamtetats als Gagenetat betrachten; und auch dieser Gagenetat war immer noch relativ niedrig. Denn es wurden zwar ganz passable Anfängergagen gezahlt, die höheren Fachgagen aber entsprachen bestenfalls dem unteren Durchschnitt anderer künstlerisch etwa auf gleicher Höhe stehender Provinztheater. An der allgemeinen Theaterwirtschaft für den Winter 1923/24 gemessen war also die Lage des Landestheaters Südostpreußen keineswegs besonders ungünstig.

Welche Erklärung haben Sie, Herr Stephan, dafür, daß unter solchen Umständen der „auf Rückschläge gefaßte“ Herr Worgitzki nach den wenig günstigen Kasseneinnahmen der ersten paar Wochen (damals hatte kein Theater gute Kasseneinnahmen!) den traurigen Mut aufbrachte, vor die Gesamtheit des künstlerischen Personals hinzutreten und diesem ultimativ zu erklären: „Entweder Gagenreduktion oder Liquidation des Unternehmens!“ Notabene: wieso tat dies Herr Worgitzki, wenn der Intendant die geschäftliche Oberleitung hatte?

Ich stelle fest: die Beträge, um die reduziert wurde (denn schließlich mußten sich ja die Schauspieler dem Ultimatum fügen, wenn sie nicht

mitten im Winter auf der Straße liegen wollten), trafen den Einzelnen sehr hart, in Summa waren sie für einen Betrieb, — ich meine für ein richtiges Theater! — gar nicht nennenswert. Das ist ja das Schlimme: wenn irgend ein Direktor auf private Rechnung ein Theater aufmacht, so muß er für seinen ganzen Betrieb zwei volle Monatsgagen als Kautions hinterlegen; eine als Kunstinstitut anerkannte „gemeinnützige“ G. m. b. H. braucht diese Kautions nicht zu leisten, und das Mitglied ist zur Deckung seiner Ansprüche auf den zufälligen Geschäftsgang bezw. auf das Gewissen der Unternehmer angewiesen.

Wie kläglich es damals um die finanzielle Leistungsfähigkeit des Landestheaters ausgesehen haben muß, das bestätigen Sie ja selber; dafür geben Sie mir sogar noch Material in die Hände, indem Sie es beklagen, daß die herrlichen Freiquartiere in den Abstecherstädten in Fortfall kamen. Eine Wanderbühne, die darauf angewiesen ist, für ihre Mitglieder auf Freiquartiere zu reflektieren (über die Quartierfrage später noch einiges!) und die nicht in der Lage ist, ihre Mitglieder prinzipiell im Hotel unterzubringen und Bürgerquartiere nur in solchen Orten in Anspruch zu nehmen, wo die Hotelverhältnisse unzureichend sind, hat keine Existenzberechtigung.

Es ist sehr leicht, sich als idealistisch gesinnten Kulturpionier aufzuspielen und das „Kulturtheater“ als volkspädagogisches Mittel zu propagieren, wenn man diese Kulturpädagogik auf Kosten von fünfunddreißig Schauspielern betreiben kann. Wer hat das getan? Der zur Durchführung der kulturellen Bestrebungen engagierte Herr von Strom vielleicht? Oder nicht vielmehr die G. m. b. H., für die Herr Worgitzki als Geschäftsführer verantwortlich zeichnet?

Ich konstatiere: das Landestheater Südostpreußen Gemeinnützige G. m. b. H. ist nach den Erfahrungen eines bereits vorausgegangenen Spielwinters in die Saison 1923/24 eingetreten entweder, ohne aus den gemachten Erfahrungen Nutzen gezogen zu haben oder mit der Ueberzeugung, für das Bühnenpersonal bedürfe es keiner materiellen Sicherungen. Ich frage: Ist das Unfähigkeit oder ist es mangelnder oder böser Wille?

Was die Bemühungen um Geltendmachung des Finanzausgleichsgesetzes anbelangt, so ist es weder wahr noch habe ich behauptet, daß der Intendant von Strom bei seinen Vertragsabschlüssen den Mitgliedern Zusicherungen der Art gemacht habe. Von den schwebenden Plänen wußte natürlich nur der engere Kreis seiner Mitarbeiter (zu welchen gehört zu haben, ich immer als besondere Ehre betrachten werde).

Sie fragen so naiv, Herr Chefredakteur, ob denn andere Theater in der Situation des Landestheaters Südostpreußen dieses Gesetzes teilhaftig geworden seien. Einmal ist es schlimm genug, wenn Sie es nicht für nötig gehalten haben, sich darüber zu informieren, dann aber kann ich Ihnen verraten: keineswegs nur die Unternehmungen in fester städtischer Regie oder die auf der Rechtsbasis der Gemeinnützigen G. m. b. H. betriebenen Stadttheater sondern auch die im Sinne der Kunstpflege und Volksbildung als gemeinnützig anerkannten Wandertheater, vor allem die

der Freien Volksbühne und des Bühnenvolksbundes, sind der Vergünstigungen durch das Finanzausgleichsgesetz, sofern sie sich darum bemühten, in vollem oder doch in gewissem Umfange teilhaftig geworden. Und da sollte man das als Grenztheater wichtige Landestheater Südostpreußen schlechter behandelt haben als andere ähnliche Institute? — Nein, man hat die Sache nur nicht richtig angefaßt vor allem, indem man den Intendanten ausschaltete. Aus Ungeschick oder aus schlechtem Willen?

Vielleicht können Sie mir ein kleines Geheimnis verraten, Herr Stephan? Eine Persönlichkeit, die es wissen mußte (und wenn es nottut, will ich sie gern nennen!) hat mir erzählt, das Landestheater Südostpreußen habe im Sommer 1923 nicht einmal die Bezüge seines Intendanten pünktlich ausbezahlen können. Ist das wahr, oder hat die Persönlichkeit gelogen? Wenn es wahr ist, so gehörte wohl allerhand dazu, unter solchen Umständen ein Personal zu engagieren: kurzsichtige Unfähigkeit oder böser Wille?

Soviel über meine Behauptungen, die finanziellen Dinge betreffend. Nun zu anderem: Sie sagen, Herr von Strom habe organisatorisch versagt. Wollen Sie das in Bezug auf die Saison 1923/24 aufrecht erhalten? Inwiefern?

Was seitens der Intendanz zu organisieren war, das haben wir schon organisiert, Herr Stephan! Glauben Sie nur! Das Allerwichtigste aber konnte niemals von der Intendanz aus organisiert werden, wenigstens nicht allein und noch nicht, nachdem das Theater erst einen Winter bestanden hatte: nämlich die Besucherschaft.

Das Publikum mußte natürlich von innen her evolutioniert werden: der Intendant und seine ebenso ortsfremden künstlerischen Mitarbeiter (nicht zu verwechseln mit dem „künstlerischen Beirat“) konnten dazu nichts weiter tun, als ihren Aufführungen durch künstlerische Ausgestaltung Werbekraft verleihen, was auch mit dem Ergebnis geschah, daß diejenigen, die ein paar Vorstellungen gesehen hatten, Freunde des Theaters wurden und blieben. Um aber die bis dahin uninteressierten Massen in die Vorstellungen hineinzuziehen, um systematische Massenwerbearbeit zu leisten, dazu wäre die intensive Mithilfe solcher Persönlichkeiten notwendig gewesen, die lange in der Gegend ansässig sind, und deren Namen bei ihren Mitbürgern guten Klang und attraktive Kraft haben. Dazu genügt aber nicht, daß man einen „künstlerischen“ Beirat konstituiert — man hätte lieber einen wirtschaftlichen und organisatorischen Beirat konstituieren sollen! — sondern dieser Beirat muß auch etwas tun. Die betreffenden Herren hätten sich in den bespielten Orten einmal energisch bemerkbar machen sollen! Wäre dies geschehen, dann hätte sich zweifellos in Städten wie Osterode, Deutsch-Eylau, Lötzen — dort speziell, nachdem das Lycker Theater seinen Betrieb eingestellt hatte — die doppelte, wenn nicht eine noch höhere Vorstellungsziffer erreichen lassen; dann wären auch die Versuche, Marienwerder, Freystadt und andere Orte in das Netz einzubeziehen, gelungen; dann hätte in der schwierigsten Zeit der Saison das ganze Personal produktiv beschäftigt und seinen Ansprüchen gemäß bezahlt werden können.

Absolut unwahr ist Ihre Behauptung, ständig sei ein beträchtlicher Teil des Personals in Allenstein „spazieren gegangen“. Der vom künstlerischen Gesichtspunkt aus ganz famose Plan des Landestheaters Südostpreußen ist gewesen, jeweils die eine Hälfte des Personals reisen, die andere in Allenstein probieren zu lassen. Wenn Sie also auf den Allensteiner Straßen Schauspieler getroffen haben: woher wissen Sie denn, ob diese Herrschaften unbeschäftigt gewesen sind, oder ob sie nicht vielmehr sich in Allenstein aufhielten, um dort die nächste Premiere zu probieren und die Lernarbeit für andere bevorstehende Neueinstudierungen zu leisten? An dem für gute Zeiten guten Plan mußte aber leider auch in ungünstiger Zeit festgehalten werden, weil aus den angeführten Gründen das organisatorische Geschick (oder der Organisationswille?) der Geschäftsleitung versagte.

Und damit nicht genug: Die Basis eines Abstechers muß in der festen Garantie für eine gewisse Besucherzahl pro Vorstellung liegen. Diese Garantie war im Jahre 1923/24 noch nirgends im Spielbereich des Landestheaters Südostpreußen gegeben. Da erschien eines Tages der für die östlichen Provinzen zuständige Bezirksleiter der Freien Volksbühne, jener Organisation, die überall im Reich ihre Filialen hat und überall eine wesentliche Stütze der Theaterleitungen bedeutet. Er bot seine Hilfe zu organisatorischen Vorarbeiten an mit dem Endziel, Ortsgruppen der Freien Volksbühne in den Spielorten des Landestheaters zu gründen. Auf diese Hilfe glaubte man in krasser Ueberschätzung der eigenen Kraft verzichten zu können. Wer hat verzichtet? Intendant von Strom? Nein! Herr Worgitzki oder der „künstlerische“ Beirat, kurz: die geschäftliche Leitung. Kurzsichtige Unfähigkeit oder mangelnder Wille?

Ich muß nun noch einmal auf die oben bereits angeschnittene Frage der Freiquartiere zurückkommen, deren Verlust Sie mit so beweglichen Worten beklagt haben. Ich will jetzt von der finanziellen und der Prestigefrage ganz absehen.

Können Sie beurteilen, was es heißt, morgens drei bis vier Stunden zu probieren, nach kurzer Mittagspause auf die Bahn eilen und im Durchschnitt zwei Stunden, häufig länger, fahren zu müssen, schließlich am Abend sich künstlerisch völlig ausgeben zu sollen und dann noch dazu verurteilt zu sein, Menschen, die einem in den weitaus meisten Fällen innerlich fremd und gleichgültig gegenüberstehen, Verbindlichkeit und gesellschaftliches Interesse zu heucheln? Statt dem Schauspieler bei seiner Ankunft im Spielort ein Hotelzimmer anzuweisen, in dem er sich ungestört erholen und auf die Vorstellung vorbereiten oder für zukünftige Einstudierungen vorarbeiten konnte, schickte man ihn zu Gastgebern, — natürlich gab es da auch Ausnahmen, die die Regel bestätigten! — die ihn entweder mit schlecht verhohlener Mißachtung empfangen oder aber ihn in einer gut gemeinten, aber völlig das Gegenteil des Gewollten erreichenden Weise stundenlang am Kaffeetisch mit den unmöglichsten Fragen bestürmten.

Nach Ihrer freundlichen Darstellung setzen sich meine Erfahrungen mit den ostpreußischen Menschen aus einer Fülle schief gesehener Einzel-

beobachtungen und deren falscher Verallgemeinerung zusammen. Schließlich bin ich aber nicht nur einfach „dagewesen“, sondern ich habe mich neun Monate lang mehr umsehen müssen als mir lieb war, weil ich dienstlich verpflichtet war, mit einer ganzen Reihe von Persönlichkeiten Fühlung zu nehmen und zu verhandeln.

Gerade wenn ich Einzelfälle und persönliche Erlebnisse verallgemeinern wollte, müßte ich nämlich Südostpreußen als ein Paradies darstellen; denn schönere und anregendere Stunden als bei meinen werten Freunden Sch. in Bischofsburg habe ich weder in meiner Studien- noch in meiner Berufszeit verlebt, und der freundlichen Gastlichkeit mancher Familie, speziell der Familie R. in Wartenburg werde ich mich immer gern erinnern.

Ich habe in meinem Aufsatz weniger meine persönlichen Beziehungen gemeint; vielmehr habe ich das gesamte Material, das mir als dem Vertreter des Intendanten auf einer ganzen Reihe von Abstechern von Mitgliedern klagend unterbreitet wurde, berücksichtigt.

Wie kommen Sie übrigens dazu, mir zu unterstellen, ich hätte das Fehlen eines Mittelstandes in Südostpreußen behauptet? Ich sage lediglich, daß zwischen der zahlenmäßig dünnen Schicht der Hochgebildeten und der Masse der geistig Uninteressierten jene für das Theater wertvolle geistige Zwischenschicht fehlt, die man am besten wohl mit dem Schlagwort „Volksbühnenpublikum“ bezeichnen könne, jene Menschen, die einerseits noch willig und unverbildet genug seien, um sich naivem Theatergenuß naiv hinzugeben, denen aber andererseits nicht jedes Verhältnis zu den Bildungsgütern der Nation fehle. Ich habe nichts anderes gesagt, als was Sie selber in etwas verschleierte Form auch sagen: nämlich, daß der „mittlere Ostpreuße“ als geistige Wesenheit noch nicht existiert; ich habe nicht bestritten, daß er einmal kommen wird; aber vorläufig ist er eben noch nicht da, und von Zukunftshoffnungen kann man ein Gegenwartstheater nicht unterhalten.

Als Gegenargument gegen meine Ausführungen sprechen Sie vom wachsenden äußeren Erfolg der Spielzeit 1924/25 und der paar Monate der neuen Intendanz. Warum wollen Sie absolut so naiv erscheinen, Herr Chefredakteur? — Daß das Publikum in den weit passableren Saal des Civilkasinos eher hineingehen würde und daß ein neues modernes Gebäude eine noch weit größere Attraktionskraft ausüben müßte, konnte Ihnen doch jedes Kind prophezeien! Ebenso selbstverständlich mußte sein, daß mit der Einführung der Operette und der Oper der Besuch sich heben mußte, gerade, weil das Durchschnittspublikum in Ostpreußen für ein absolutes Schauspielrepertoire ohne Beimischung der Elemente des reinen Amüsiertheaters noch nicht reif ist. Man hätte also lieber damals mit der Begründung des Landestheaters Südostpreußen noch ein paar Jährchen warten sollen, bis man — wie jetzt — ein eigenes Haus hatte und einen musikalischen Apparat aufrecht erhalten konnte.

Dann hätte man manche üble Erfahrung von vornherein vermieden; vor allen Dingen hätte man von Anfang an in den Filialorten ganz anders dagestanden, wenn man als Besitzer eines schönen Theaterhauses in Allenstein mit Gastvorstellungen vor das Publikum getreten wäre, als

unter den tatsächlich stattgehabten Umständen, daß man als bescheidenes Wandertheaterchen durch die Gegend reiste, das in seinen äußeren Formen wenig Unterschied zeigte von den Wanderschmieren, die es abgelöst hatte. Zur Ueberzeugung eines breiten und noch wenig theatergewohnten Publikums genügen nicht die künstlerischen Qualitäten allein!

War also der Mißerfolg des Landestheaters im zweiten Jahr seines Bestehens Folge einer „Mißwirtschaft“ des Intendanten von Strom, oder war es nicht vielmehr Folge der Großmannssucht seiner Begründer, die ein Theater eröffneten ehe die Grundlagen dazu da waren?

Bestehen Sie nun noch darauf, daß ich Ihnen weitere „Einzelheiten und schiefe gesehene Beobachtungen“ in Bezug auf die von mir behauptete gesellschaftliche Brückierung der Mitglieder durch die maßgebenden Kreise übermittle? Ich will mich auf eine Gegenfrage beschränken: Wie erklären Sie den unglaublich niederschmetternd schlechten Besuch der beiden im Winter 1923/24 veranstalteten Bühnenbälle, deren würdige Ausgestaltung Sie selber anerkannt haben? Wollen Sie das mit der schlechten wirtschaftlichen Lage der Bürgerschaft begründen? Wieso waren aber alle anderen gesellschaftlichen Veranstaltungen des Winters überfüllt? Wieso sah man fast keinen der Herren aus dem „künstlerischen“ Beirat, fast keinen Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden?

Ich will darauf verzichten, meine Zeit noch mit Auseinandersetzungen über das lieblich duftende Probelokal oder mit der nochmaligen Aufrollung der Schuldfrage für die unwürdige Wohnungskalamität beim Eintreffen der Bühnenmitglieder unnütz zu belasten.

Sie haben mich aufgefordert, meine Behauptungen über die „ostpreußische Theaterkultur“ zu detaillieren. Ich habe das getan und resümiere: Ihr „Rechtfertigungsversuch“, Herr Stephan, ist durch mein Gegenmaterial restlos entkräftet worden. Von meinem Aufsatz aber ist „Schlimmeres“ bestehen geblieben: schlimme Anklagen.

Frankfurt a. O., den 10. Januar 1926.

Dr. phil. Franz Mirow.

Der sterbende Grabbe. Von Max Jungnickel.

Grabbe liegt in Detmold im Sterben.

An seinem Lager sitzt gebeugt seine alte Mutter, die für ihn gehungert hat, die sich über seine kleinen Erfolge freute wie ein Kind. — Die Schwiegertochter hatte getobt und geschrien und wollte sie vom Krankenbett verjagen; aber die alte Frau ließ sich ihren Platz nicht nehmen. Schlohweiß hängen ihr die Haare aus dem Kopftuch heraus.

Mit geisterhaft weiten Augenhöhlen liegt Grabbe auf seinem Lager. Der Schatten des Todes streift über seine hohe Stirn, hinter der die Adler wohnten. Seine kleinen Hände liegen gefaltet auf der Bettdecke. Jene Hände, die wie mit einer Blutaxt Riesenschicksale in die Ewigkeit schlugen. Jene Hände, die brausende Gesänge hinkritzelten von Menschenkraft und Menschensehnsucht und Herzenskälte und teuflischer Laune. — — Jetzt sind die Hände ganz ergeben gefaltet.

Grabbe ist im Verscheiden.

Seine alte Mutter fühlt es, streichelt seine Hände und, während sie spricht, wird ihr versorgtes Gesicht wunderschön: „Sui Christian, si man getraust, Diu kriegst et ja niu baule wouit bedder. Sui, Diu kümmt ja niu ton Vaddern, muin leuve, leuve Christian.“ — —

Oben aber lacht Grabbes Frau mit einem Schneider. Nun klatscht sie in die Hände. — —

Grabbe ist gestorben.

Orpheus^{*)}

*Panther schmeicheln sich zu seinen Füßen,
Winde nahen in unendlich süßen
Wehen seiner Stirn.*

*Adler fächeln liebend seine Wangen.
Berge zittern leis. Ihn zu empfangen
glühet jeder Firn.*

*Menschen stehen wie erlöste Büßer
und der Weltenmelodien süßer
Einklang rauscht im Baum.*

*Die sich lieben sehnen sich an in Tränen
und in einem ungeheuren Sehnen
endlos schwingt der Raum.*

^{*)} Aus „Tage“, Neue Gedichte von Rudolf G. Binding (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.)

Die Kultur von heute / Von W. Linck.

Man ist zu der Feststellung gezwungen, daß alle unsere heutige Kultur in die Zivilisation einmündet. Was als herrliche Geistesart gepriesen wird, dient letzten Endes dazu, dem Instinkt der Masse zu schmeicheln. Es fehlt die Verinnerlichung, die Besinnlichkeit. Ein Salon der Rahel ist heute nicht mehr möglich. Aus den ästhetischen Tees der Biedermeierzeit, den Vorläufern der 1848er Revolution, die eine durchaus geistige war, ist der Fünfuhrtee geworden, auf dem dieser oder jener Schriftsteller oder Auch-Künstler oder Foxtrottänzer schnell herumgereicht wird, um schnell einer anderen Dekoration zu weichen. Alles ist Dekoration, auch im Theater. Es kommt weniger auf den Gehalt als auf die Ausstattung und die Frivolität an. So verflachen wir. Was und wer wird von den Heutigen übrig bleiben? Vielleicht Hauptmann mit seinen Webern, und diese auch nur als Wahrzeichen der Zeit. Ein Rudolf Steiner, in dem sich wie selten in einem Menschen das Wissen der Zeit konzentrierte und zu neuer schöner Blüte und neuem Schauen steigerte, wird als Phantast abgetan und verlacht, zählt auch seine Gemeinde nach Hunderttausenden. Das Schlagwort gilt; vermag man den neuen Gedanken nicht in ein Schlagwort zu fassen, so bleibt er von vornherein der Menge verloren.

Wie können wir dem entgehen? Nur, indem wir zur Verinnerlichung zurückkehren. Gewiß war die Zeit Goethes tränenreich; aber sie hat uns einen Goethe gegeben. Heute neigen wir dazu, die rohe Kraft zu verherrlichen. Der Schnellläufer Houben gilt der Menge mehr als der feinsinnige Dichter Binding. In dem Messepalast in Königsberg ist alles gedrängt voll, wenn die Boxkämpfe der großen Kanonen stattfinden, während die Abende des Goethebundes leer sind. Das Beispiel fehlt! Weshalb soll der kleine oder große Angestellte, der Durchschnittsbürger oder auch der sich seiner Verantwortung Bewußte zu solchen Vortragsabenden gehen, wenn die geistige Elite der Stadt fehlt? Wenn diese Tonangebenden solchen Veranstaltungen auf rein geistigem Gebiet fern bleiben, muß die Menge wähnen, daß sie haltlos sind, nicht wert, daß man ihnen einen Abend opfert. Der Nachahmungstrieb ist beim Menschen am ausgeprägtesten; er folgt gern dem Beispiel derer, von denen er glaubt, daß sie ein Beispiel zu geben vermögen und daher auch geben sollten. Bleibt dies aus, so sagt sich der Durchschnittsmensch, daß auch er Zeit und Geld hierfür nicht aufzubringen braucht.

So bleibt denn alles, wie es ist. Dafür sind die Kinos und die Spiele der rohen Kraft überfüllt, und nachdem sich der Mensch an diesen Stätten der Zivilisation seine Anregung geholt hat, kann er mit frischer Kraft am folgenden Morgen wieder sein Tagewerk beginnen.

Literarische Selbstbildnisse und Bekenntnisse.

Im Verlage von Carl Reißner in Dresden erschien ein ganz besonders fesselnder Almanach „Der Morgen“. Diese außerordentlich preiswerte Veröffentlichung ist viel mehr als ein Verlagsverzeichnis oder ein Arbeitsbericht: Es ist eine gedrängte Zusammenfassung aus einer Fülle von Darbietungen des bekannten rührigen Verlages. Eine ganze Autorenwelt ist da zusammengebracht, die uns in Schrift und Bild auf den mannigfachsten Gebieten fesselt. Wir lassen nachstehend einige Abschnitte aus dem ganz ungewöhnlich interessanten Anhang folgen. Wer für wirklich wenig Geld (der schön gebundene, mit vielen erstklassigen Abbildungen versehene und auf bestem Papier gedruckte Almanach kostet nur Mk. 1,80) etwas hervorragend Gutes sucht, der schaffe sich dieses entzückende Buch schleunigst an. Sicherlich wird es bald vergriffen sein.

GEORG BRANDES

Aus: KINDHEIT UND JUGEND

Es war nicht meine Sache, das Dasein durch die rosenrote Brille zu sehen. Meine Natur war allzu gespannt, in ununterbrochenem Streben. Obwohl ich manchmal empfand, was für ein unmittelbares Behagen es bereitete, frei zu atmen, die Sonnenstrahlen zu sehen oder das Sausen des Windes zu verspüren, und stets eine Wonne darüber fühlte, in der ersten Jugend zu stehen — in meinem Wesen lagen doch so viel Schwermut und ein solcher Unwille, mich irgendwelchen Illusionen hinzugeben, daß es mir, wenn ich in mein Inneres blickte und mir über mein Leben Rechenschaft ablegte, war, als sei ich in meinem ganzen Leben keinen einzigen Tag fröhlich gewesen. Ich kannte keine tagelange, kaum eine stundenlange Freude, nur ein augenblickliches Entzücken: während des Zusammenseins mit Kameraden bei einem Fest, im Verkehr mit einem Freunde, unter dem Eindruck von Naturschönheit oder weiblicher Anmut und — als das Glück, geistig bereichert zu werden — beim Lesen eines Gedichtes, dem Anhören eines Schauspiels oder der Vertiefung in ein Kunstwerk.

Das Gefühl, bereichert zu werden, konnte ich leider im Verkehr mit der Umgebung äußerst selten verspüren. Fast immer hatte ich während des Gesprächs mit fremden Menschen das gerade entgegengesetzte Gefühl, das mich empörte — das Gefühl, als ob ich geistig ausgesogen, wie eine Zitrone ausgepreßt würde; und während ich mich nie langweilte, wenn ich allein war, litt ich in Gesellschaft anderer in überwältigender Weise unter der Langeweile. Ja, ich langweilte mich dermaßen bei den Besuchen, mit denen ich von Kameraden und Bekannten überhäuft wurde, die rücksichtslos meine Zeit beanspruchten, um ein paar Stunden totzuschlagen, daß ich darüber förmlich verzweifelte; ich war zu jung, um mich hartnäckig verleugnen zu können. Einen solchen Platz nahm allmählich die Vorstellung von der Langeweile ein, unter der ich bei fast jeder Geselligkeit litt, daß ich ein nicht ganz übles (leider verlorengegangenes) Märchen von der Langeweile dichtete, mit Zugrundelegung eines Motivs, das ich nach mehreren Jahren in Sibberns bekannter Schrift aus dem Jahre 1835 anders verwendet sah.

Das Märchen wurde Nutzhorns Bande vorgelesen und gewann deren Beifall.

Aber obwohl ich so keineswegs lebensfroh genannt werden konnte, war kraft meiner überströmenden Jugend beständig etwas Ausgelassenes in mir, das, sobald der Verkehr mit andern mich aus dem Gleichgewicht brachte, sich als Mutwillen fühlbar machte und mich in Lachen ausbrechen ließ.

Meiner rein unbändigen Lachlust wegen war ich unter meinen Kameraden bekannt, und nicht gerade vorteilhaft bekannt. Ich hatte einen äußerst wachsamem Blick für das Lächerliche, und impulsiv wie ich noch war, war es mir nicht möglich, mich mit einem Lächeln zu begnügen. Nicht selten konnte ich auf einem Spaziergange durch die Stadt ununterbrochen eine ganze Straße hindurch lachen. Es gab Zeiten, wo ich völlig außerstande war, dieses Lachen zu beherrschen; ich lachte wie ein Kind, und es war mir unbegreiflich, daß die Leute so ehrpüßelig, so innerlich feierlich umhergehen konnten. Starrte mir jemand nur ins Gesicht, so mußte ich lachen. Kokettierte ein junges Mädchen ein bißchen mit mir, konnte ich ihr ins Gesicht lachen. Eines Tages ging ich aus und sah zwei betrunkene Eckensteher in einer Droschke, jeder mit einem Totenkranz auf dem Schoß; ich mußte lachen; ich traf einen alten Laffen, den ich kannte, er hatte zwei Fräcke an, die Schöße des einen hingen unter denen des andern hervor; ich mußte auch darüber lachen. Zuweilen, wenn ich in Gedanken versunken ging oder stand, war ich äußerst zerstreut, antwortete mechanisch oder sprach in einem Ton, der nur wenig zu den Worten paßte; merkte ich das dann selbst, so mußte ich laut über meine eigene Zerstretheit lachen. Es konnte mir passieren, daß ich in einer feinen Abendgesellschaft, von dem Sohn des Hauses in eine mir fremde steife Familie eingeführt, wo das Tischgespräch sich träge in einsilbigen Worten bewegte, so gewaltsam lachen mußte, daß mich alle erstaunt oder zornig betrachteten. Und es konnte geschehen, daß in irgendeinem Kreise, wo etwas Trauriges zur Sprache kam, das die Anwesenden berührte, die Erinnerung an etwas Drolliges, das ich an demselben Tage erlebt oder gehört hatte, in mir auftauchte und mich dermaßen gefangen nahm, daß ich die für die Umgebung unfaßbaren und kränkenden Lachanfalle bekam, die zurückzudrängen mir unmöglich war. Bei Trauerfestlichkeiten plagte mich die Angst, lachen zu müssen, derartig, daß meine Aufmerksamkeit unwillkürlich an allem haften blieb, woran es gerade nicht zu denken galt — und nach einem kurzen inneren Kampfe brach ich dann in Lachen aus. Besonders verdrießlich war diese Neigung für mich, wo das Lachen, andere störend, in etwas eingriff, das durchzuführen ich selbst Lust und Willen hatte. So verdarb ich durch mein Lachen die ersten Proben von Sophokles' griechischem Philoktetes, den eine kleine Gruppe Studierender auf Julius Langes Anregung aufführen wollte. Einzelne sprachen das Griechisch so merkwürdig aus — andere hatten ihre Rolle vergessen oder spielten schlecht —, und das genügte für mich, um einen Lachanfall zu bekommen, der sich kaum eindämmen ließ. So lachte ich sehr oft, ganz gequält darüber, lachen zu müssen, in Wirk-



lichkeit schwermütig gesinnt und den Kopf voll Sorgen; ich mußte da an Oervarodd denken, der bei Oehenschläger nicht lacht, wenn er fröhlich ist, aber wie wild lachen muß, wenn ihm weh ums Herz ist.

Die Anfälle von Lachlust waren in Wirklichkeit eine Folge purer Jugend; bei all meinem Grübeln war ich in vieler Beziehung ein Kind geblieben; ich lachte, wie Knaben und junge Mädchen lachen, ohne aufhören zu können, besonders wenn sie nicht dürfen. Aber diese meine fatale Eigenschaft leitete meine Gedanken auf das Wesen des Lachens selbst hin; ich versuchte, mir klarzumachen, weshalb ich lachte und weshalb man lachte, überlegte so gut ich konnte, worauf das Komische beruhte und worin es bestände, und legte dann die Frucht meiner Ueberlegungen in meiner zweiten größeren Abhandlung „Ueber das Lachen“ nieder, die verlorengegangen ist.

Als ich mich meinem zwanzigsten Jahre näherte, hörten die Lachanfälle völlig auf. Ich habe, schrieb ich damals, in jenes Reich der Seufzer geblickt, auf dessen Schwelle ich — wie Parmeniskos angesichts des trophonischen Orakels — plötzlich vergessen habe, zu lachen.

GEORGE GROSZ

Aus: SPIESSER-SPIEGEL

Ich bin heute überzeugt, daß journalistische Arbeit eines anständigen, politisch gebildeten Künstlers sehr wichtig und notwendig ist. Man kann sich natürlich nihilistisch ungläubig und sehr voll von Philosophie auf sich selbst zurückziehen, mit und auch ohne Haß, den persönlichen aktiven Kampf gegen die Dummheit ablehnen, ihn lächerlich und nutzlos finden. Die meisten sogenannten „Intellektuellen“ tun dies heute. Selbst Angehörige dieses „juste milieu“, tun sie nichts dazu, dies „juste milieu“ beseitigen zu helfen. Oder aber wenn sie zu helfen denken, so tun sie dies in einer unzeitgemäßen, arroganten, unserer mechanisierten Zeit nicht verständigen Art. Und die schärfsten geistigen Hiebe bleiben wirkungslos — der Gegner fühlt sie nicht. Und der Gegner ist die kompakte Majorität — die brutale Massendummheit.

Es ist natürlich nicht ganz so leicht, von der „Höhe“ geistiger langjähriger individueller Entwicklung herabzusteigen in die Arena des täglichen Kampfes. Es erfordert aktive lebendige Kraft und keine Feigheit.

Ich halte die Zeichnung für ein gutes Instrument im Kampfe gegen das derzeitige Mittelalter.

Ich bin gern bewußter Moralist und Satiriker und sehe gerade in den höhnischen Abweisungen allwissender, „über dem Tag“ stehender Kritiker eine gewisse Bestätigung meiner notwendigen Arbeit. Es ist ja leider so, daß heute der größere Teil der sogenannten „Künstler“ nur formale Probleme kennt, und kampffremd, anarchisch einer wie der andere, bilden sie die typischen Reflexe einer Zeit, die es bei höchster Entwicklung der Technik nicht einmal fertig bringt, ihre Produktion anständig zu organisieren.

Jedenfalls glaube ich, daß heute noch ein ziemlicher Haufen Mist wegzukarren ist — und ich beteilige mich gern an dieser Arbeit. Griechenland ist nun mal zum Teufel, wozu noch klagen — die Quellen aus der Vergangenheit sind trübe und dreckig oder verfärbt, und die Gegenwart ist Bauch und Bankscheck und Fordautomobil im Kaffernkraal, eine langohrige Masse mit Kopfhörern und „mächtig stolz auf die technische Präzisionsarbeit“ — dabei, ich sagte es schon, in jeder Weise unfähig, diesem ganzen technischen Irrsinn einen Sinn zu geben. So hockt man aufeinander, wie die Würmer wohnt man in Unternehmerlöchern oder schuftet unter Tags oder läuft eine halbe Sekunde schneller als der andere Favorit. Dazwischen steht hin und her schwankend der Künstler. Oder sie sind angeschlossen mit tausend Fäden an die große Amüsierindustrie, und intellektuelle Wanzen, mit den abgestandenen Kulturresten aller Zeiten und Völker vollgesogen, spielen in dem kleinen blutarmen Kunstzirkel der schnutigen Gesellschaft eine groteske Rolle. Es ist wahr: in dieser Gesellschaft hat der produktive Künstler in der alten Auffassung keinen Sinn mehr.

Und unten — da sind die Sklaven, die diese Zivilisation ermöglichen, die den Mehrwert zur Bestreitung dieser Kultur erschufen. Millionen ausgemergelter, nicht schöner Maschinen — Proletarier —, die wiederum ihre Kultur und Bildung in Fertigfabrikaten von oben in Buntdrucken staatlich genehmigt beziehen. Mit dieser anonymen Masse befaßt sich natürlich der geistige Schöpfer von heute noch nicht. Manchmal ist ja die Konjunktur danach, doch nur sehr ungern.

Es ist wahr, das Leben wäre sinnlos und zwecklos, wenn es nicht den einen Sinn hätte, den Kampf gegen die Dummheit und willkürliche Brutalität der heutigen Machthaber.

OTTO ERICH HARTLEBEN

Aus: BRIEFE AN SEINE FREUNDIN

München, 17. August 1898

Ich habe mir hier im Residenztheater „Don Giovanni oder der bestrafte Wüstling“ von Mozart angesehen und bin dadurch sittlich mächtig geläutert worden, so daß ich beschlossen habe, meinen Harem zu schließen und mich für den Rest meiner Tage und Nächte mit meinen beiden Frauen zu begnügen. Du hast also keinen Grund zur Eifersucht und wenn Du immer hübsch brav bist, will ich dich auch immer recht lieb behalten.

Gestern hatten wir einen recht vergnügten Tag. Der Baron, mit dem ich auf die Redaktion der Jugend gegangen war, hatte dort für sein Gedicht dreißig Mark Honorar bekommen und die brannten ihm derart in der Weste, daß wir sie schleunigst versaufen mußten. Wir gingen also in die fränkische Weinstube, wo ich eine hübsche Kellnerin wußte und tranken mit ihr verschiedene kalte Fnten aus. Da jedoch die Zeche dort (siebzehn Mark) noch nicht hinreichte, zogen wir weiter in die American Bar und dort gelang es uns mühelos den Rest und

noch einiges darüber durch unsere Gurgeln zu jagen. Wir waren dabei fröhlich wie Schulkinder, die einen Taler gestohlen haben und ihn nun gemeinschaftlich vernaschen.

Und bei solcherlei Vergnügungen fragst Du noch, was mich in München festhält? Sie heißt Marie, hat die schönsten blonden Locken und sagt immer: „Ich bin so frei“, wenn man ihr was anbietet. Sie ist mit einem Tierarzt verlobt, der auch Menschen behandelt, aber schlecht.

FRIEDRICH NIETZSCHE

Aus: *Lou Andreas-Salomé*
FRIEDRICH NIETZSCHE

Ich erinnere mich eines mündlichen Ausspruches von Nietzsche, der sehr bezeichnend die Freude des Erkennenden an der umfassenden Breite und Tiefe seiner Natur ausdrückt, — die Lust, die daraus entspringt, daß er sein Leben nunmehr als ein „Experiment des Erkennenden“ auffassen darf: „Einer alten, wetterfesten Burg gleiche ich, die viele versteckte Keller und Unterkeller hat; in meine eigenen verborgensten Dunkelgänge bin ich noch nicht ganz hinabgekrochen, in meine unterirdischen Kammern bin ich noch nicht gekommen. Sollte mit ihnen nicht alles unterbaut sein? Sollte ich nicht aus meiner Tiefe zu allen Oberflächen der Erde hinaufklettern können? Sollten wir nicht auf jedem Dunkelgang zu uns selber wiederkehren?“

*

Im Gespräch über die Wandlungen, die schon hinter ihm lagen, äußerte Nietzsche einmal halb im Scherz:

Ja, so beginnt nun der Lauf und wird fortgesetzt — bis wohin? Wenn alles durchlaufen ist — wohin läuft man alsdann? Wenn alle Kombinationsmöglichkeiten erschöpft wären — was folgte dann noch? Wie? müßte man nicht wieder beim Glauben anlangen? Vielleicht bei einem katholischen Glauben?“ Und der Hintergedanke, der sich in dieser Äußerung verbarg, trat in den ernst hinzugefügten Worten aus seinem Versteck:

„In jedem Fall könnte der Kreis wahrscheinlicher sein als der Stillstand“.

*

Solange er noch die Schmerzen bezwang und die volle Arbeitskraft in sich fühlte, konnte selbst das Leiden seiner lebensvollen Unverwüstlichkeit und Selbstbehauptung noch nichts anhaben. Noch am 12. Mai 1878 schreibt er im Ton getrosteten Mutwillens in einem Brief aus Basel: „Die Gesundheit schwankend und gefährlich, aber — fast hätte ich gesagt: was geht mich meine Gesundheit an?“

Endlich im Tone stiller Ergebung, ein Brief aus Genf vom 15. Mai 1879:

„Mir geht es nicht gut, aber ich bin ein alter routinierter Leidtragender und werde meine Bürde weiterschleppen — aber nicht mehr lange, so hoff ich!“

Ein Jahr nach Veröffentlichung der „Morgenröte“ schrieb Nietzsche denn auch zum erstenmal wieder über neue philosophische Hoffnungen und Fernpläne:

„Nun, liebste Freundin, Sie haben immer für mich ein gutes Wort in Bereitschaft, es macht mir große Freude, Ihnen zu gefallen. Die fürchterliche Existenz der Entsagung, welche ich führen muß und welche so hart ist wie je eine asketische Lebenseinschnürung, hat einige Trostmittel, die mir das Leben immer noch schätzenswerter machen als das Nichtsein. Einige große Perspektiven des geistig sittlichen Horizonts sind meine mächtigste Lebensquelle. Ich bin so froh darüber, daß gerade auf diesem Boden unsere Freundschaft ihre Wurzeln und Hoffnungen treibt. Niemand kann so von Herzen sich über alles freuen, was von Ihnen getan und geplant wird!

Treulich Ihr Freund

F. N.“

Und kurz darauf ruft er am Schlusse eines andern Briefes aus:

„Auch ich habe jetzt Morgenröten um mich, und keine gedruckten! Was ich nie mehr glaubte . . . das erscheint mir jetzt als möglich — als die goldene Morgenröte am Horizonte all meines zukünftigen Lebens . . .“

*

„Geist? Was ist mir Geist! Was ist mir Erkenntnis! Ich schätze nichts als Antriebe — und ich möchte schwören, daß wir darin unser Gemeinsames haben. Sehen Sie doch durch diese Phase hindurch, in der ich seit einigen Jahren gelebt habe — sehen Sie dahinter! Lassen Sie sich nicht über mich täuschen — Sie glauben doch nicht, daß der Freigeist mein Ideal ist!! Ich bin . . .“

Verzeihung! Liebste Lou!

F. N.“

*

Je höher er sich, als Philosoph, zur vollen Exaltation der Lebensverherrlichung erhob, je tiefer litt er, als Mensch, unter seiner eigenen Lebenslehre. Dieser Seelenkampf, die wahre Quelle seiner ganzen letzten Philosophie, den seine Bücher und Worte nur unvollkommen ahnen lassen, klingt vielleicht am ergreifendsten durch in Nietzsches Musik zu meinem „Hymnus an das Leben“, die er im Sommer 1882 komponierte, während er mit mir in Thüringen, bei Dornburg, weilte. Mitten in der Arbeit an dieser Musik wurde er durch einen seiner Krankheitsanfälle unterbrochen, und immer wieder wandelte sich ihm der „Gott“ in den „Dämon“, die Begeisterung für das Leben in die Qual am Leben. „Zu Bett. Heftiger Anfall. Ich verachte das Leben. F. N.“ So lautete einer der Zettel, die er mir zuschickte, wenn er an sein Lager gefesselt war. Und dieselbe Stimmung spricht sich in einem Briefe aus, den er kurz nach Vollendung jener Komposition schrieb:

„Meine liebe Lou!

Alles was Sie mir melden, tut mir sehr wohl. Uebrigens bedarf ich etwas des Wohltuenden!

— — — — —

Mein Venediger Kunstrichter hat einen Brief über meine Musik zu Ihrem Gedichte geschrieben; ich lege ihn bei — Sie werden Ihre Nebengedanken dabei haben. Es kostet mich immerfort noch den größten Entschluß, das Leben zu akzeptieren. Ich habe viel vor mir, auf mir, hinter mir; . . .

Vorwärts . . . und aufwärts! . . .“

*

Der übermütige Jubel dieser Gewißheit klingt in den Versen wider, die er in das Widmungs-Exemplar seiner „Fröhlichen Wissenschaft“ schrieb:

„Freundin, sprach Kolumbus, traue
Keinem Genuesen mehr!
Immer starrt er in das Blaue,
Fernstes zieht ihn allzusehr!
Wen er liebt, den lockt er gerne
Weit hinaus in Raum und Zeit —
Ueber uns glänzt Stern bei Sterne,
Um uns braust die Ewigkeit.“

Oestlicher Spruch *)

*Ihr kennt die Großen nicht die unter euch gehen.
Ihr liebt den Nächsten nur und liebt das Nächste.
Ihr achtet euch, weil ihr euch heimlich mißachtet,
und fürchtet Gott, denn ihr fürchtet in euch die Bestie.*

*In euch aber und über euch walten
Gedanken anderer die ihr nicht kennt.
Weniger. — Diese tun das Werk.
Ihr aber denkt, ihr tuet es selber.*

*) Aus „Tage“, Neue Gedichte von Rudolf G. Binding (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.)

Von neuen Büchern.

Deutsche Volkheit.

Im mixtum compositum des wahllosen Zuviel neuer Bücher ein erlesenes Werk in kultureller und volklicher Not eine Tat: „Deutsche Volkheit“. Schöpfer der Idee und Verleger: Eugen Diederichs in Jena. (Jeder Band Mk. 2.—).

„Volkheit“ — ein Goethewort — ist der Inbegriff aller kulturell organischen Bindungen und Beziehungen zwischen dem deutschen Individuum und seinem Volke und damit der Ausdruck deutschen Seins und Wesens. Dieses Abbild zu geben ist der Sammlung „Deutsche Volkheit“ Zweck. Die Idee fließt in doppelter Verwirklichung: Mythos und Geschichte. Jene Reihe umgreift die germanische Urzeit, Sage, Dichtung, Märchen, Lied, Spiel, Schwank, Volksglaube, -brauch und -weisheit. Die geschichtliche Reihe bringt die Ergebnisse der Gestaltung: Kaisertum, Rittertum, Klosterleben, Wirken und Wachsen von Stamm, Stadt und Stand. Beide Reihen, wechselseitig beziehungsvoll, runden das schließliche Bild, das einft, vollendet, mehr sein möge als das Vermächtnis eines gestorbenen Volkes.

Die ersten 15 Bände der „Deutschen Volkheit“, für die Paul Jaunert

als Herausgeber zeichnet, heißen: „Altgermanisches Frauenleben“ von Ida Naumann, „Nordische Heldensagen nach Sago Grammatikus“ von Paul Herrmann, „Dänische Heldensagen“ v. Paul Herrmann, „Wendische Sagen“ von Friedrich Sieber, „Blämische Märchen“ von Georg Gohert, „Alte Landsknechtschwänke“ von Fritz Wortelmann, „Alte Bauernschwänke“ von Herrmann Gumbel, „Marienlegenden“ von Paula Jaunert, „Das Volksbuch von Barbarossa und die Geschichten von Friedrich dem Anderen“ von Erna Barnick, „Die Pflanzen im deutschen Volksleben“ von Heinrich Marzell, „Rübezahlsgagen“ von Will-Erich Beuckert, „Rheinsberg und der junge Friedrich“ und „Sanssouci und Friedrich der Große“ von Alfred Weise und in niederdeutscher Mundart, „Plattdeutsche Märchen“ von Paul Jaunert und „Bun wilde Keerls in'n Brook“ von Hans Fr. Blunck.

Jeder Band ist seiner Sonderheit entsprechend ausgestattet: Druck und Bildschmuck sorglich gewählt. In der Mannigfaltigkeit der Gesamtheit dieser ersten Folge muß das Einzelwerk vorerst noch zurücktreten. Aber Idee und Verheißung ihrer Erfüllung sprechen für ausnahmslos Hochwertiges.

Neue Epik.

Das Bemühen der zwei schöpferisch lebenden Generationen (zwei weitere, die manchmal noch oder schon von sich reden machen, prägen nichts Gegenwartnahes), aus künstlerischer Empfängnis auf immer neuen Wegen zum Kern deutscher Wesenheit vorzustoßen, ist mannigfaltig. Hier vornehmlich Gestaltung im Individualerlebnis, dort überwiegend Zeitkritik, hier liefert Geschichte, dort Mythos die Folie. Aus Vergangenheit und deutschem Anfang erwächst Werner Jansens neuer Roman „Geier um Marienburg“ (Georg Westermann, Braunschweig; Veinen M. 6.—). Es ist die Zeit des deutschen Ordens, der Niederlage von Tannenberg. Marienburg wird zur letzten Feste gegen den Ansturm von Polen und Litauern. Aus der Not

ersteht der Führer, Heinrich von Plauen. Kleinmut und Mißgunst der eigenen Reihen bringen ihn zu Fall, aber sein Werk überdauert die Jahrhunderte. In den tragischen Gang des geschichtlichen Geschehens verwebt die Melodie einer opfervollen Liebe. Jansen schenkt mit diesem Buche strengen Heldentums mehr als ein Geschichts- und Mahnbild: Es ist die Sprache deutscher Sehnsucht in aller hoffenden Reinheit und getäuschten Trauer.

Ein anderes Werk geschichtlichen Hintergrundes und gleichwohl eine andere Welt: „Die Söhne der Weißgerberin“ von Hjalmar Kugelb (G. Grote, Berlin; M.7.—) Sieben Brüder ziehen für das heilige Wort und gegen das Welschtum in

den Schmalkaldischen Krieg. Verbfröhliche Landsknechte, gutmütige Hitzköpfe, Krieger erst aus Not, dann aus Lust, aber treue Heimathüter. Ihre Abenteuer und Stücklein sind mit hinreißender Frische erzählt. Wald, Berg und Weg scheinen ihrem Überschwang verbündet, der dennoch nicht Pflicht und harten Ernst vergißt. Eine urwüchsige, gestaltungssichere, tief in der Muttererde verwurzelte Begabung kommt hier zu Wort. Man ist begierig, dem Verfasser häufiger zu begegnen.

Wohl vom Historischen bedingt und Reflexe empfangend, aber im letzten Sinne nur einem Schicksal zugewandt G. E. Kolbenheyers gewichtiges Werk „Das dritte Reich des Paracelsus“ (Gg. Müller, München; M. 8.—, Leinen M. 12.50) mit dem die Paracelsus-Trilogie abgeschlossen ist. „Kindheit“ und „Gestirn“: die Reiche der Erde und des Geistes. Das dritte Reich aber ist Gottes. Stufe auf Stufe gewinnt der fanatische Wille des Suchers zielwissende Kraft, unbekümmert um widerstreitende Mächte, die sich aus dem Fieber der Zeit und dem Unfrieden der Menschen entgegenstellen. Das Reich schließt sich auf: Anfang und Ende, Geburt und Tod. Die hohe Symbolik der Trilogie gelangt zu letzter Klärung. Ein Werk, aus überreicher Fülle der Gesichte und Gedanken zu mächtiger Gestaltung gezwungen, das vom Leser erobert sein will, aber alle Hingabe vielfältig belohnt.

Vom Mythos kommend, zu Mythos werdend, stellt sich Hans Fr. Bluncks neues Werk „Streit mit den Göttern“ (Gg. Müller, München; Leinen M. 9.00) dar. Diese „Geschichte Welands des Fliegens“ ist mehr als eine Neugestaltung der frühgermanischen Wölsungsage, mehr auch als ein Individualgleichnis. Des von Blunck geschauten Welands Schicksalwandel wird zum Widerbild des geistverbundenen, ebenso gottnahen wie gotttrohenden Menschen. Seine Kraft heißt Wille und seine Sehnsucht werkhafte Tat. Dieses Buch wurde aus der Fruchtbarkeit der schweren niederdeutschen Erde empfangen, die viele Dichter hervorbringt, aber wenige zu mehr als einem lyrischen Stammeln begabt. Auch Blunck litt bisher vielfach unter einem

Mangel an Stoß- und Manifestationskraft, den er mit dieser epischen Gestaltung zum ersten Male voll überwindet.

Ernst Wiechert, der bei weitem noch nicht gebührend geschätzte Dichtpreuße, bringt den Roman „Die blauen Schwingen“ (Der Aufmarsch, Leipzig; M. 5.—). Ein unsäglich stilles, wehmütig überschattetes Buch, das, wie Wiechert einleitend bekennt, noch „am Sinn des Seins verzagt“. Und dennoch eine erlesene Gabe, denen geschenkt, die zu lauschen verstehen.

Von Johan Bojer, dem nicht selten Hansun gleichgestellten Norweger, erschien jüngst der Roman „Der große Hunger“ (C. F. Beck, München; Leinen M. 7.00). Das Buch enttäuscht die an den „Lofotfischern“ gespannten Erwartungen. Man vermisst die einhellige Entwicklungslinie, die aus innerer Geschlossenheit fließende Überzeugungskraft der novellistisch anmutenden Abschnitte. Dennoch verleugnet Bojer sich nicht: in der Weite des Erlebnisses, der Vertiefung des Fraghaft-Schwebenden und im Schwunge himmelgreifender Sehnsucht.

Arnold Ulig, dessen „Ararat“ unvergessen bleiben wird, ist mit dem Roman „Barbaren“ (Alb. Langen, München; M. 8.50) wieder ein schöner Wurf gelungen. Die Ausartung der Gegenwart wird ungemein klarsichtiger, unbuldsam benennender Abrechnung unterworfen. Das nördlichste Norwegen ist Schauplatz eines zufälligen, zynisch ins Werk gesetzten Zivilisationsangriffes, dem die Landansässigen schließlich unterliegen. Wenn auch mit der Haltung des Bedauerns „wir Wilden sind doch bessere Menschen“. Zunächst noch an die unleidliche Gedehntheit des „Testament“ gemahnend, setzt bald ein Fluß buntfarbig wechselvollen Geschehens ein, das ungehemmtem Phantasie- und Schöpferreichtum entspringt und mit köstlicher Sprachgewalt zu Höhen lyrischer Ergriffenheit führt. Typisch für Ulig wiederum, daß er seinen Gestalten, einmal erdacht und auf den Weg gewiesen, gleichsam als Unbeteiligter gegenübersteht: ihr Wachstum gehorcht eigenen, inneren Gesetzen.

Otto Aug. Ehlers, Berlin.

Houston Stewart Chamberlain

70 Jahre alt.

Houston Stewart Chamberlain, der große einzigartige Gelehrte und vielseitig begabte Schriftsteller, beging am 9. September seinen 70. Geburtstag. — In seinen „Lebenswegen meines Denkens“ erzählt er, daß er, der Sohn eines kommandierenden Admirals und Neffe eines Feldmarschalls, mit den ersten Lebensjahren seine Mutter verlor und dann nach Versailles zu einer Tante gebracht wurde, bei der er seine Kindheit verlebte, wie ihn dort im Gymnasium die Franzosenkinder den „Engländer“ und in England die englischen Mitschüler später „Franzose“ titulierten. Weiter, wie er in seinen Schul- und ersten Jünglingsjahren zwischen Frankreich, der französischen Schweiz und England hin und her pendelte, dann wie ihn tiefgehendes Interesse an der Erforschung von Naturvorgängen erfaßte, und wie er schließlich immer mehr zu Deutschland und den deutschen Wissenschaften hingezogen wird, bis es ihn durch die Erkenntnis unserer großen Gestirne Kant, Goethe, Beethoven und ganz besonders Richard Wagner mit Zauber Gewalt nach Deutschland zieht. Schon der Jüngling erfaßte die Größe deutschen Wesens und deutschen Geistes in einer Tiefe, die wir nur durch das Walten einer innersten Wahlverwandtschaft verstehen können, aus der ihm

langsam zur unerbittlichen Klarheit wurde, daß nur Deutschland seine wahre Heimat sein könnte.

Wenn wir zu den Werken Chamberlains greifen, sei es zu seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ oder zu seinen Büchern über „Kant“, „Wagner“ und „Goethe“, oder zu seiner persönlichsten religiösen Auseinandersetzung, zu „Mensch und Gott“, immer fesselt uns aufs erste die klare, anschauliche Sprache, der formvollendete klassische Stil. Bei näherem Eingehen sehen wir uns dann einem Wissen und einer Belesenheit gegenübergestellt, die man versucht ist, allumfassend zu bezeichnen. Das Wesentliche bei Chamberlain ist jedoch, daß sich bei ihm dank einer durchaus genialen Persönlichkeit formloses Wissen zur Weisheit und Weltanschauung gestaltet, und überall in seinem Werk wird der Leser den Herzschlag eines von leidenschaftlicher Liebe und Begeisterung für alles Große und wahrhaft Bedeutende beseelten Mannes herausfühlen, der stets bestrebt ist, uns möglichst tief an dem teilnehmen zu lassen, was ihm selbst zum sicheren und beglückenden Untergrund seines Lebens ward. Heute lebt er als stiller Gelehrter in Bayreuth, wo er mit einer Tochter Richard Wagners verheiratet ist.

Palästina.

300 Bilder, Einleitung v. Sven Hedin. Mit ausführlich beschreibendem Text, herausgegeben von Dr. Gg. Landauer, Leinen Band Folio M. 20.—

(Meyer & Jessen, Verlag, München.)

Hier liegt die erste Bildersammlung vor, die uns in umfassender Weise eine genaue Kenntnis des ganzen Palästina — seiner Landschaft, seiner vielfältigen Kulturstätten, seiner Bewohner, ihrer Werke und Beschäftigungen — aufs Anschaulichste verschafft. Das ungewöhnlich reichhaltige Abbildungsmaterial, das in diesem stattlichen Bande dargeboten wird, verdient schon seiner schwierigen Beschaffung wegen höchstes Interesse; sowohl die Aufnahmen der dem Photographen sonst streng verbotenen heiligen Stätten, als auch die Wiedergabe von Bildern, in denen so manche Baudenkmäler

und Orte vergangener Epochen vor ihrer Zerstörung oder sonstigen Veränderung festgehalten sind, geben dem ganzen Werke besondere historische Bedeutung und kennzeichnen es als einzigartige Publikation von wesentlichster und aktuellster Prägung. Sagt doch auch Sven Hedin in seiner Einleitung: „Ich kann mich an keinen Fleck der Erde entsinnen, der einen tieferen und mächtigeren Eindruck auf mich gemacht hätte. Aber Worte reichen hier nicht aus. Diese Bildersammlung wird eine viel plastischere Vorstellung vermitteln, als eine noch so eingehende Schilderung es vermöchte.“

Die Einwandfreie äußere Gestalt des Buches, seine gediegene Ausstattung, die technisch vollendete Reproduktion der Aufnahmen machen es zu dem Geschenkwerk dieses Jahres.

Das nächste Heft „Kultur und Kunst“

erscheint als Sondernummer „Methoden und Aufgaben moderner Pädagogik“ Mitte März.

Unsere Zeitschrift will Mittlerin ostdeutschen Denkens und Empfindens, künstlerischen Erlebens und Gestaltens sein. Wir wollen dem bedrängten Ostdeutschtum eine geistige Brücke zum Bruderlande schlagen helfen und hoffen auf die Mitarbeit Aller. Die nächsten Hefte werden sich bewußt in den Dienst dieser Idee stellen. Wer an der kulturellen Zukunft unseres Volkes Interesse hat — und welcher Gebildete wäre das nicht! — darf an den geistigen Nöten der „Kolonialdeutschen“ nicht vorübergehen. Ostdeutschland und besonders Ostpreußen hat der deutschen Kunst und Literatur viele hervorragende Männer geschenkt. Die würzige Herbsttiefe, überraschend herrlicher Wälder, die große, unabsehbar weite Seenplatte und das noch ganz unbekannte Ostmeer üben ihren eigenen und einzigartigen Reiz auf alle empfindsamen Naturen aus und erziehen kernige, geistesfrische Menschen, die der westlichen Ueberkultur unschätzbare Dienste leisten können, — wenn sie in richtiger Weise wirksam werden. Hierzu will unsere Zeitschrift helfen! Wer uns auf diesem Wege fördern und folgen will, bestelle auf anhängendem Abschnitt ein Probe-Abonnement.

Hier ausschneiden!

An

Verlag Kultur und Kunst

Allenstein.

Hiermit bestelle ich vom nächsten Heft ab zum Preise von 25 Pfg.
pro Heft

»Kultur und Kunst«

Organ für die kulturellen Interessen des deutschen Ostlandes.

Ort), den 192.....

Straße

Unterschrift

Stand:

Bekannte, entgegenkommende Schaden-Regulierungen.

Versicherungen aller Art

Feuer-, Einbruch-, Diebstahl-, Wasserleitungs-
schäden-, Unfall-, Haftpflicht-, Kraftfahrzeug-,
Fahrrad-, Glas-, Transport-, Aufruhr-, Reise-
gepäck-, Kautions-, Valoren-, Juwelen-,
Kredit-Versicherungen

decken Sie vorteilhaft bei der

„Albingia“

Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Hamburg
- Mühenbecher-Konzern -
durch die

General-Agentur W. Götte
Allenstein, Wadangerstraße 32 - Telefon 313.

Offizielle und stille Mitarbeiter erhalten mühe-
los, günstigen Verdienst.

Gebr. Kobrahm, Allenstein (Ostpr.)

Tel. 747/48



Tel. 747/48

Expedition / Möbeltransport / Lagerung / Brennmaterial

Kenner trinken nur die

Qualitätsbiere der Brauerei Englisch-Brunnen Elbing Zweigniederlassung Allenstein

Friedrich Wilhelmpl. 5 - Fernspr. 16

Spezial-Sporthaus

Warkalla & Franke

Königsberg (Pr.) Steindamm 119/21, Tel. 6198

Allenstein (Ostpr.), Wilhelmstraße 13, Tel. 219

Bekleidung und Geräte für Turnen u. Sport

Lieferant der Behörden und Vereine.

Karl Kahl, Lederhandlung

Sattlerbedarfsartikel

Schuhmacherbedarfsartikel & Schuhpflegemittel

Allenstein

Kirchhoffstraße 7 am Neuen Rathaus

Sernjpredrer 295

Martin Hesse vorm. Geschw. Mondry, Allenstein

Oberstraße 17.

Empfehle mein gut sortiertes Lager in:

Glas, Porzellan- und Steingutgeschirre, Kristalle, Nickelwaren.

Aluminium- und emaillierte Kochgeschirre, sämtliche Haus- u.

Küchengeräte sowie Haushaltsmaschinen,

eiserne Bettstellen, Matratzen, Waschtische, Waschgarnituren.

Solinger Stahlwaren.

C. Helbig, Allenstein, Markt 3

Gegründet 1879

Größte Ausstellung

in Schlafzimmern, Herrenzimmern, Speisezimmern, Wohnzimmern,

sowie jede Art Ergänzungsmöbel, Polsterwaren, Dekorationen,

Möbelstoffe, Teppiche, Gardinen.

J. Frenschkowski & Sohn, Allenstein

Telefon Nr. 160 --

Warschauerstr. 8/9

Leistungsfähigstes Etablissement für

chemische Reinigung und Färberei

von Garderoben aller Art.

Hohensteinerquerstr. 16

**Kohlen, Koks, Briketts, Holz**
einzeln und waggonweise, frei Keller und
ab Hof zu billigsten Tagespreisen.**Jak. Gödert**Brot- und Feinbäckerei
AllensteinHohensteinerstr. 28
(am Standort-Lazarett)Täglich frischen Kaffeekuchen sowie
Bestellungen auf Torten u. bunte
Schüsseln usw.

Spezialität: Täglich frisches

Grahambrot
und Spekulatius.**Otto Malewski**Brot- und Feinbäckerei
Allenstein

Trautzigerstr. 2

Fernruf 865

Täglich 2 mal Brot
und frische Brötchen
sowie Kaffeekuchen.Chemische
Reinigungs-Anstalt
Hugo ToffelAllenstein
Kreuzstr. 2Säuberste Ausführung
bei soliden Preisen.Fischzentrale
vorm. **Al. Jost Nachf.**
Zeppelinstraße 23 Fernruf 750
AllensteinFisch- u. Delikatessenhandlung
Spezialität: Geräucherte Fische.**Kurt Moebius**

Allenstein

Fernspr. 302 Kaiserstr. 16
(Ecke Bismarckstr.)Kolonialwaren, Delikatessen,
Südfrüchte, ff. Weine,
Liköre etc.**Paul Olf**Brot- und Feinbäckerei
Allenstein

Hohensteinerstraße 8

Täglich frisches Kaffee- und
Teegebäcksowie Bestellgeschäft für
Torten, Kaffee und Teegebäck.Neu umgebaut!

Feinbäckerei

Gustav Grenz

Allenstein, Zeppelinstr. 17

ff. Kaffee- und Teegebäck
sowie Brot und Brötchen 2 mal
täglich frisch.

Maschinenstrickerei

G. GeißlerInb.: G. Bruckert, Allenstein
Krummestr. 9Schnellste Lieferung sämtlicher Strick-
waren, Jacken, Kleider, Westen usw.
Bestes Geschäft.

Prompte Ausführung. Solide Preise.

Hohenzollern-Apotheke

an der Johannisbrücke

Allenstein

Fernsprecher 26

Allopathie	Homoeopathie	Biochemie
Lager fast sämtlicher in- und ausländischer Spezialitäten	nach: Dr. Willmer Schwabe Ottinger p. p.	nach: Dr. Willmer Schwabe Ottinger Prof. Dr. Mauch Dr. Zimpel Thorraduram-Werke Crefeld

Reserviert für

Ostdeutsche Automobilwerkstätte Albert Koch

ALLENSTEIN

Bahnhofstr. 65 - Fernruf 132

U. G. Thiel, Allenstein

Kaiserstr. 35/36

Spedition

Möbeltransport
Brennstoffhandlung

Lagerung

Telefon 62



Konditorei Richter

Allenstein

Zeppelinstr. 15 (Eingang Jägerstraße)

Anfertigung von
erstklassigen Kuchen, Torten,
Kaffee- und Seegebäck
auch für Hochzeiten und sonstige Fest-
lichkeiten.

Spezialität: Frankfurter Butterkranz-
Ladenverkauf und Kaffee.

Max May

Brot- und Feinbäckerei
Allenstein

Bismarckstr. 2 — Fernruf 527

Lichtbild-Anstalt

H. Klimaschewski

Kaiserstr. 30 **Allenstein** Kaiserstr. 30

Photograph. Aufnahmen zu jed. Tagesz.

Paßbilder schnellstens.

Geöffnet 8—6 Uhr.

Feinbäckerei

Wilhelm Becker

Allenstein

Königstraße 75

Täglich 2 mal frisches Brot
und Brötchen

sowie ff. Kaffeeuchen
in reichhaltiger Auswahl.

Rathaus-Konditorei

Osterode (Ostpr.) Inh.: Rich. Nabs
Fernruf 27

Größte Konditorei
und vornehmstes Café am Platze

Ruhiger und angenehmer Aufenthalt Parterre
und 1. Etage. — Beliebtes Fremdenlokal. —
Treffpunkt der Gesellschaft. — Bestellungsgeschäft
Sämtliche Bestellungen auf Kuchen und
Torten, Dessertgebäck und Eis werden
pünktlich und in feinsten Ausführung geliefert.

Köppe'sche

Musikalienhandlung

in Verbindung mit

Piano-Magazin

J. A. Pfeifer

Allenstein

Wilhelmstraße 12



Größtes Lager in klassischer
und moderner Musik für
alle Instrumente.

Einzel- und Bandausgaben
Edit. Schott (9000 Nrn.)

Neu aufgenommen:
Saiten und Zubehörteile

Vorspiel-Pianos
stehen meiner geehrten Kund-
schaft jederzeit zur Verfügung

Verland nach auswärts
überallhin.

Sächsisches Engroslager

Inh.: FRANZ SCHNEIDER
ALLENSTEIN (Ostpr.)

Fernruf 491 Markt Nr. 13 Fernruf 491
Postscheckkonto Königsberg 9426



Kurz-, Weiss- und Wollwaren

*Trikotagen, Handschuhe, Strümpfe, Wäsche, Schürzen,
Korsetts, Herrenartikel, Baby-Ausstattungen*

Damen- und Kinderkonfektion

*Mäntel, Kleider, Kostüme, Blusen, Röcke, Strickjacken,
Sweaters, Kinderkleider, Rodelgarnituren*

Pelzwaren

Spezial-Abteilung für Damenputz

**Großes Lager in fertigen und vorgezeichneten Handarbeiten
Gardinen, Tisch- und Divandecken, Steppdecken.**

Der Schuh für Jedermann!

*vom elegantesten Luxusschuh bis zum soliden Arbeits-Strapazier-
Stiefel*

Alzak

Schuhhandelsges. m. b. H.

Spezialfabrik „Dorndorf“ „Chasalla“

Osterode — Alter Markt 16

Carl Schwittay, Osterode (Ostpr.)

Fernruf 78 — Neuer Markt 20

Büro-Bedarf

TAPETEN

Büro-Möbel Büro-Maschinen

in bester Auswahl in moderner

PAPIER-HANDLUNG

und stilvoller Zeichnung

— Bildwerke —

Tapeten- und Bilderleisten

Radierungen und Kunstdrucke

Zeitgemäße Bildeinrahmung

Kultur und Kunst

Organ für kulturelle und geistige Werte
Nachrichtenblatt des „Bundes der geistig Freien“: Der junge Stamm

Erscheint zwanglos
Einzelheft 25 Pfg.

Herausgeber: PAUL KÖPPE

Anzeigen-Tarif
auf Verlangen

Sondernummer:
Aufgaben und Methoden moderner Pädagogik.

21. 5. 1926

Grosses Schicksal.

*Willst du des Lebens Heeresstraße meiden
Und ungepflügte elgne Wege gehen,
So mußt du wohl besinnlich abseits stehen
In stillem Dulden und in tät'gem Leiden!*

*Zu herber Kargheit mußt du dich bescheiden!
Mit Hohn und Haß wird man dich übersäen
Und deine Worte werden leicht verwehen, —
Die Welt wird dich mit Narrenschellen kleiden!*

*Bleib fromm und gut und glaube deinem Gotte,
Der in dir lebt und deine Taten richtet:
Der Tage Lauf wird deine Kräfte stärken.*

*Schleppt man dein Heiligstes auch zum Schafotte,
Der echte Keim wird nimmermehr vernichtet,
Denn ewig lebt der Geist in seinen Werken!*

P. K.

Peter Aekt, Buch u. Kunsthandlung
Elbing, Fischerstr. 35, Fernspr. 281



Erster Jahrgang.

April 1926

Verlag der Köppe'schen Buchhandlung, Allenstein.
Peter Aekt, Buch u. Kunsthandlung
Elbing, Fischerstr. 35, Fernspr. 281

:: S o e b e n e r s c h i e n ::



20 Bunt- und 2 Schwarzseiten
gebunden 3 RM.

20 Bunt- und 2 Schwarzseiten
nebst 12 Seiten Bilderanhang
geb. 3.75 RM.

Ostpreussischer Provinzial-Lehrerverein.
Wir wissen, daß wir mit diesem Atlas in unsern Heimatbestrebungen ein gutes Stück vorwärtskommen werden, empfehlen ihn darum aufs wärmste und bitten ganz besonders unsere Berufsgenossen, um seine Einführung und Verbreitung bemüht zu sein, nicht nur selbst auf ihn zu zeichnen, sondern auch zahlreiche Besteller zu werben. Aber wir bitten auch jeden heimatliebenden und heimattreuen Ostpreußen, den Heimatatlas für sich oder sein Kind anzuschaffen. Die Beschäftigung mit ihm soll unserm heranwachsenden ostpreussischem Geschlecht das Wort ins Herz und Gewissen unauslöschlich einprägen: „Dies Land bleibt deutsch!“

Königsberger Allgemeine Zeitung.
Für unsere Heimatprovinz, als isolierten Posten des Deutschtums, ist ein solcher Atlas eine Notwendigkeit. Wie oft haben alle Lehrer ein solches Werk für den heimatkundlichen Unterricht herbeigesehnt, um Kenntnis des Wesens und der Eigenart unserer schönen Heimat zu übermitteln und damit Heimatliebe in die Herzen der anvertrauten Jugend zu pflanzen und zu stärken. Kindheit und Heimat sind unlöslich mit einander verbunden, und gerade der empfängliche Sinn der Jugend schafft die Grundlage der Heimatliebe für das spätere Leben.

Der Atlas überrascht bei dem niedrigen Preise von rund 3 RM. durch den reichen Inhalt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
:: VERLAG LIST & VON BRESSENSDORF, LEIPZIG ::



UNAMUNO

GESAMMELTE WERKE

Herausgegeben von Dr. Otto Buck

Rußland ist mit Dostojewski und Tolstoi bereits bei uns eingebrochen. Jetzt kommt mit gleicher elementarer Kraft Spanien in Miguel de Unamuno zu uns, nachdem er in den lateinischen und angelsächsischen Ländern schon längst zu den größten und vertrautesten Erscheinungen gerechnet wird.

Hamburger Fremdenblatt.

ABEL SANCHEZ

Die Geschichte einer Leidenschaft

Geb. M. 4.—, Ganzleinen M. 5.—

DAS TRAGISCHE

LEBENSGEFÜHL

Geb. M. 7.50, Ganzleinen M. 9.—

DER SPIEGEL DES TODES

Novellen

Geb. M. 4.—, Ganzleinen M. 5.—

DAS LEBEN DON QUIJOTES

UND SANCHOS

2 Bde. Geb. M. 10.— Ganzleinen M. 12.—

Hermann Hesse: Es war Zeit, daß dieser kühne und phantastische Spanier endlich auch in Deutschland durch Uebersetzungen bekannt gemacht wird.

Heinrich Mann: Ich habe nichts so Starkes seit langer Zeit neu aufgenommen.

Berliner Tageblatt: Gott sei Dank, daß Unamuno endlich übersetzt wird!

Neue Preußische Kreuz-Zig.: Der bedeutendste Mann der spanischen Literatur

MEYER & JESSEN / VERLAG / MÜNCHEN

010569



Etwas über Aufgaben und Methoden der neuen Pädagogik.

Die Kultur der Erziehung.

Wer als ernster Mensch im Leben und Erleben steht, wird erfahren haben, daß unsere Erziehung die wichtigste Grundlage unseres Werdens, unserer Entwicklung ist. Die hier gemachten Fehler lassen sich später kaum wieder ganz ausgleichen; in den seltensten Fällen kommt der von Jugend an Falschgeleitete bewußt zu der Ueberzeugung seines verfehlten Bildungsganges und noch viel seltener gelingt ihm die eigene Korrektur. Wäre es anders, so könnten dieselben Erziehungsfehler nicht immer wieder vorkommen; es müßte endlich doch einer vom andern lernen oder an seinen eigenen Hemmungen prüfen, wie er seinen Kindern die Wege besser ebnet, um ihnen geeignetere Voraussetzungen für den Lebenskampf zu schaffen. Der hier zutage tretende Mangel ist durchaus kultureller Art und deshalb wollen wir im Nachstehenden auf diese Fragen etwas näher eingehen. Spricht man doch sogar im Auslande ganz allgemein von den „schlecht erzogenen“ Deutschen, sodaß wir jeden Grund haben, zu prüfen, welche Umstände uns in diesen Ruf gebracht haben. Dabei ist es m. E. ganz gleichgültig, ob man uns mit Recht oder Unrecht diesen Vorwurf macht, denn wer seine Fehler zu erkennen sich bemüht, wird ihnen auch mit Erfolg entgegentreten.

Die Erziehung als Kulturproblem gesehen bringt uns ganz allgemein zu der Ueberzeugung, daß der Kultur der Erziehung eine Erziehung zur Kultur überhaupt voranzugehen habe und das ist ja das vornehmste Ziel dieser Blätter. Wir haben als Volksganzes ein erschreckend tiefes Kulturniveau! Mancher Leser wird diese Behauptung kühn nennen, man braucht aber durchaus nicht auf den stinkenden Materialismus weitester Kreise einzugehen, um darzutun, wie überaus dünn die wirkliche Kulturschicht im heutigen Deutschland ist. Die betrüblichste Tatsache dabei ist der Kulturdünkel, der in beträchtlichem Maße herrscht und der die große Menge der wirklich Bildungsbeflissenen, Kulturempfänglichen, Kulturdürstenden geflissentlich von den großen Volksgütern zurück zu drängen sucht. Diese Menschen, die unsere größte Hoffnung sind, entbehren fast jeder Führung; sie tappen im Dunkeln — gefühlsmäßig und ringen und suchen, aber niemand lehrt sie den Ausgangspunkt des Denkens, der sie die richtige Fährte gewinnen läßt. Sie kommen in eine Schule, man versucht an ihnen und mit ihnen herum, sie verstehen — wenn es Durchschnittsmenschen sind — die Welt nicht und wenn es sich um Ausnahmehenschen handelt, werden sie von der Welt nicht verstanden. So gehen sie wie trunken durch ihre Tage; die Mehrheit verflacht angesichts der ihr unlösbar scheinenden Aufgabe, die sie meistens noch nicht einmal als solche erkennt, die Minderheit quält sich, auf allerlei Umwegen zu den ersehnten Zielen zu gelangen, kommt aber infolge falscher Zielsetzung entweder überhaupt nicht vorwärts oder gelangt bis zu einem großen verschlossenen Tore, zu dem sie vergebens den Schlüssel sucht. Schulreformer, Berufserzieher und Jugend-

föhner arbeiten mit ihren ganz gewiß überaus verdienstlichen Bestrebungen an diesen großen Fragen vorbei. In der Jugenderziehung pflegt man nur das allgemein-Kindliche, in der Weiterbildungsarbeit geht man zu akademisch vor. Uns fehlen vor allem menschlich fühlende Menschen, die eine Seele zu offenbaren haben, die unschätzbare Lebensgut verschenken können und dabei reich werden. Wir haben zwar viele Bücher mit schönen Titeln, die das hier Geforderte andeuten, aber der Buchstabe macht doch noch nicht lebendig, wenn das damit Geschriebene nicht mit der beseuernden Wärme eines erlebnisreichen Herzens vorgetragen wird! Die Schüler „lernen“ die schönsten deutschen Gedichte auswendig; sie deklamieren und verekeln sich so eine Geistesnahrung, die auf gepflügtem Herzensgrunde Wunder in Blüte setzen müßte. Balladenstoffe mögen zu einer solchen Gedächtnisübung noch annehmbar sein, wir müssen aber empfindsames Menschentum wecken, die jungen Herzen aufreißen, auffurchen, damit der edle Same gute Frucht trage! Nehmt Eure deutschen Dichter her und schickt sie in die Schulen in regelmäßigem Turnus, laßt sie dort den jungen, aufnahmebereiten Gemütern eine Feierstunde schaffen, vor dem Schulschluß, vor einem arbeitsfreien Nachmittag, damit die emporgehobene Kindesseele in der Höhenluft ihrer reinen Gefühle ausschwingen und ausruhen kann, um mit dem neigenden Abend allmählich wieder heim zu finden. Auch die Lehrer werden dabei gewinnen und manchem armen deutschen Dichter wird ein soches Mitteilendürfen, ein so großes Offensein, ein heller Kinderjubiläum oder eine aus dem natürlichen Empfinden gewachsene Andachtstimmung Beseligung und Glück und Ansporn sein! Ein kleines Scherflein für den Poeten wird man aufzubringen wissen; man vollbringt eine ungeheuer wichtige Kulturtat, dient der Jugend, dem Geiste, dem Volke, unserer Zukunft! Das Ministerium kann durch die neuerdings eingerichtete „Sektion“ für Dichtkunst bei der Berliner Akademie der Künste (wann werden wir in Deutschland endlich deutsch reden!) Dichtwerke auf ihre Eignung prüfen lassen, aber der Dichter muß seine Verse auch den prüfenden Herren selbst vorlesen, der tote Buchstabe ist nichts, erst die in der Stimme mitschwingende Seele, der warme Hauch des Herzens, der zitternde Schall der Sprache bannen die Hörer, binden die Geister und reißen alles fort, was unsichtbar zwischen uns Menschen steht und uns immer und immer wieder nicht zu einander kommen läßt! „Es war ja wie in einer Kirche“, sagte mir einmal eine Dame nach einer solchen Vorlesung: Ja, eine gewisse Religiosität muß aufkeimen, ein Besinnlichwerden, ein Aufgeschlossensein zu unbekanntem Tiefen, in denen herrlichste klarste Quellen ruhen. Das Kind fühlt zunächst nur, aber — älter werdend und dem Lauschen des Dichterwortes gewohnt — wird es nachdenklich und findet dann ganz allein diejenigen Wege, die wir jetzt mit einem ungeheuren Aufwand von Arbeit, Beredsamkeit und Druckerschwärze mehr oder minder vergeblich uns bemühen, ausfindig zu machen. Dann wachsen auch diejenigen Erzieher organisch heran, die zur Heraufbildung eines gut erzogenen Geschlechts erforderlich sind, dann steht auch eine Gesellschaft auf, welche in ihren breitesten Schichten

das heute noch fehlende Verständnis für Dichtung und alles Schöne hat: es kann dann nicht mehr vorkommen, daß ein einfaches Mädchen sagt: „Wozu sind diese Dichter eigentlich da“, denn es hat das Wirken eines Dichtwerkes wiederholt an sich selbst erfahren, es wird in seinem späteren Leben doch ab und zu einmal nach einem guten Buche greifen, um daraus den ihm fehlenden Gleichklang mit dem Leben zu gewinnen und nicht nur selbst besser und zufriedener werden, sondern auch andere glücklich zu machen wissen und vielleicht als größere Schwester dem kleinen Bruder ein Erziehungshelfer sein zu dem höheren Leben, in dem man mit ernstern Sinnen heiter sein kann!

Paul Köppe.

Neuzeitliche pädagogische Arbeitsmethoden in der Schule und ihre räumlichen Bedingtheiten.

Schule soll Leben bedeuten; aber kein Leben, das dem wirklichen, praktischen Leben gegenüber fremd bleibt. Vielerorts regt sich deshalb ein neuer Erziehungsgeist, der die Schule aus ihrem bisherigen Isoliertsein vom gesamten Wirtschaftsorganismus unseres Staates befreien will. Nicht nur auf der höheren Schule versucht man den Unterrichtsstoff von der Bücherweisheit zu lösen, sondern auch im Volksschulbetriebe ist man bestrebt, an die Stelle der stillen Gelehrtenstube das praktische Leben mit seinen eigenartigsten Lebensäußerungen treten zu lassen. Man ist bemüht, den Unterricht so zu gestalten, daß der Schüler zum wirklichen geistigen Erleben und Schaffen von innen heraus gebracht wird. Pädagogische Bestrebungen dieser Art sind dem Fachmanne unter dem Schlagwort: «Arbeitsschule» schon aus der Zeit vor dem Kriege bekannt. In der Arbeitsschule soll im Gegensatz zu früheren Zeiten nicht nur »gelernt« werden, sondern der Schüler soll durch möglichst viel Selbstbetätigung am Unterrichtsgegenstand selber erfahren, was es bedeutet, sich etwas zu »erarbeiten«. Während früher vor allen Dingen Auge und Ohr Eingangstore des zu Lernenden waren, tritt ihnen in den Schulen neueren Stils die Handbetätigung in allen möglichen Fächern als gleichwertiges Unterrichts- und Erziehungsmittel an die Seite. Im Werkunterrichte mit seinen drei Modifikationen, der Papp-, Metall- und Holzarbeit, findet dieser Erziehungsgrundsatz seine Krönung. In den Naturwissenschaften tritt zu dem theoretischen Unterrichte und der Demonstration überall wo irgend möglich die messende und rechnende Schülerübung. Das körperliche Wohl wird im Gegensatz zu früher besonders dadurch betont, daß dem Turnen und Sport ein weit größerer Raum im Unterrichtsplane eingeräumt wird und daß auch die Art des Unterrichtes sich den modernen Ansichten über Körperkultur und Körperpflege anschließt. Im Zeichnen und Schreiben läßt man der freien Gestaltungs- und Schöpferkraft des Kindes weit größeren Spielraum als in früheren Jahren. Modellier- und Formkunst treten diesen beiden Fächern ergänzend zur Seite. Für die Mädchen wird besondere Pflege auf Unter-

richt in der Hauswirtschaft und Nadelarbeit gelegt. All das hier Skizzierte läßt sich aber nur in solchen Schulhäusern mit wirklichem Erfolge durchführen, wo durch das Gebäude selbst die Möglichkeiten zu solcher Arbeitsweise geschaffen sind. Ein modernes großstädtisches Volksschulhaus unterscheidet sich deshalb wesentlich von seinen Brüdern aus vergangenen Jahren. Schöne, luftige Klassenzimmer werden geschaffen, in denen den Kindern das Lernen rechte Freude machen soll. Besondere Übungsräume für Naturwissenschaften, Zeichnen, Musik und Werkarbeit, mit allem nötigen Arbeitsinventar ausgerüstet, geben einem solchen Volksschulgebäude oft einen gelehrteren Anstrich als mancher höheren Schule aus früheren Jahrzehnten. Aber nicht nur das Äußere soll für uns maßgeblich sein, es kommt auf den Geist an, der in einem solchen Schulorganismus lebt. In ihm muß die Stellung des Lehrers zu seinen Schülern eine ganz andere sein, als wie wir sie durchaus noch aus Großvaterszeiten kennen. Aus dem Typ des Vorgesetzten soll ein älterer Freund der Kinder werden, der gern und willig auf alle Wünsche seiner ihm anvertrauten Zöglinge eingeht. Er soll sich nicht vor allem als Lehrer fühlen, sondern seine Hauptaufgabe in der Erziehung eines freien Menschengeschlechtes sehen.

Edmund Gienapp.

Das neue Bildungsideal der Volksschule.

Seitdem alle Schichten der Bevölkerung ihre Kinder der Grundschule zuführen müssen, ist sie erst eine Volksschule im weitesten Sinne des Wortes geworden. Erst nach 4jährigem Schulbesuch tritt die große Spaltung in die oberen Stufen der Volksschule einerseits, in mittlere und höhere Schulen andererseits ein. Alle Volkskreise haben daher ein lebhaftes Interesse daran, daß die Volksschule und besonders die Grundschule einen tragfähigen Unterbau für den weiteren Schulbesuch bzw. den Eintritt ins Erwerbsleben darstellt. Noch werden die „Neuen Richtlinien“ durchprobiert oder zu ausführlicheren Lehrplänen erweitert, es dürften noch Jahre vergehen, ehe wieder Ruhe und Stetigkeit in unsere Volksschulen einziehen.

Findet sich schon der Schulmann schwer durch die Fülle der Neuerungen hindurch, so schütteln die Eltern als Laien gar manchmal den Kopf und haben den Eindruck, daß in der Schule das Unterste zu oberst gekehrt werde. Manche Reformen sind zu sprunghaft gekommen, manche Neuerer haben auch geflissentlich die Brücke mit der alten Erziehungsart abgebrochen, da sie aus der Vergangenheit, deren „Gesetze und Rechte sich wie eine ew'ge Krankheit forterben“ sollen, nichts glauben lernen zu können. So ist eine Art wurzelloser Neupädagogik entstanden, genau wie ein Teil des deutschen Volkes mit einer Art wurzelloser Geschichte, die erst mit 1918 beginnt, glaubt auskommen zu können. Ohne geschichtliches Verständnis aber gibt es kein gründliches Gegenwartsverständnis.

Sehen wir darum einmal näher zu, wie sich die neuen Bildungs-ideale der Volksschule historisch entwickelt haben und welche Bedeutung ihnen für das Kulturleben der Gegenwart zukommt.

Zu allen Zeiten hat man es als Hauptaufgabe der Volksschule angesehen, daß sie für das Leben vorbereiten sollte. Darunter verstand man bis zum Ende des 18. Jahrhunderts besonders dreierlei: Erstens sollte sie die Schüler mit den lebensnotwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten ausrüsten, wie sie jeder braucht, der im Leben sein Durchkommen finden und ein nützliches Glied der Gesellschaft sein will. Zweitens sollten sie zum Gehorsam gegen menschliche Autoritäten und vor allem gegen die Staatsgesetze erzogen werden, also brave und ruhige Untertanen werden. Drittens sollten sie fromme Christen werden, rechte Bürger des irdischen und ewigen Gottesreiches. Staat, Gemeinde, Kirche bestimmten den Bildungszweck.

Durch die theoretische und praktische Tätigkeit Pestalozzis wurde am Ende des 18. Jahrhunderts ein einschneidender Eingriff in diese Auffassung der Erziehungsaufgabe unternommen. Nach ihm ist der Hauptzweck alles Unterrichts und aller Erziehung, alle Kräfte der Menschen-natur harmonisch zu entwickeln und die Zöglinge zu wahrer Menschen-weiseit emporzuziehen. Aus der Natur des Menschen heraus bestimmte er das Erziehungsziel.

Keiner der späteren Pädagogen hat an dieser Zielstellung vorübergehen können. Doch empfand man allmählich immer deutlicher, daß sie zu unbestimmt gehalten war. Man suchte das Erziehungsziel deutlicher zu bezeichnen und ihm einen bestimmteren Begriffsinhalt zu geben. Von diesen Versuchen sind besonders zwei bemerkenswert, die jahrzehntelang auf die erzieherische Praxis außerordentlich befruchtend eingewirkt haben. Diesterweg, einer der klarsten Köpfe unter den Erziehern des letzten Jahrhunderts, bezeichnete als Erziehungsziel die Emporbildung der Jugend zur Selbsttätigkeit im Dienste des Wahren, Guten, Schönen. Und Herbart, der Philosoph unter den Pädagogen, sah als Hauptaufgabe des Unterrichts die Erzielung eines lebhaften, vielseitigen Interesses, als Hauptzweck der Erziehung die Hinführung zur Charakterstärke der Sittlichkeit an. Seine Auffassung hat von 1870 bis zum Weltkriege geradezu bahnbrechend gewirkt, und auch die Neuzeit darf sie ohne schwere Schädigung des Erziehungswerkes nicht ignorieren.

Nur wenige Schulmänner der Vorkriegszeit wagten es, an der Zielbestimmung der allverehrten Meister der Pädagogik zu rütteln. Doch wurde immer lebhafter das Bedürfnis empfunden, neben dieser Ziel-festsetzung vom Kinde aus das Ziel auch noch von der Gemeinschaft aus, für die das Kind erzogen werden soll, zu fixieren. Fachmännisch ausgedrückt: Individual- und Sozialpädagogik sollten gleicherweise betont werden und sich gegenseitig ergänzen. Ja, allmählich wurde die Sozial-pädagogik stärker betont; ihre Ziele hoffte man zu erreichen, indem man die alte „Erziehungsschule“ umwandelte in die moderne „Arbeitsschule“. Der letztere Begriff umfaßt viel mehr, als das Wort, das leider zu einem Schlagwort geworden ist, besagt. Jeder, der aus irgend einem

Grunde von der alten Schule recht forsch abrücken will, nennt sich einen Arbeitsschulmann.

Vor dem Kriege schien es, als ob ausgiebige Handbetätigung das wichtigste Charakteristikum der Arbeitsschule werden sollte. Jetzt faßt man besonders nach dem Vorbilde des sächsischen Schulmanns Gaudig, den Begriff nicht mehr so einseitig. Man stellt die Persönlichkeitsbildung als das überragende Haupterziehungsziel hin, dem sich alle Teilziele ein- und unterzuordnen haben. Darin ist sowohl die Entfaltung der Einzelpersönlichkeit, wie auch ihre rechte Einstellung in die Gemeinschaftsordnung begriffen. Damit sind wir durch eine 150jährige Entwicklung bis zum Erziehungsideale der Gegenwart fortgeschritten.

An der Erreichung eines materiellen, stofflichen Zieles ist der Schule der Gegenwart wenig gelegen. Dafür will sie mit allen Mitteln die geistige Eigentätigkeit der Jugend wecken und anregen und einen Bildungshunger entfachen, der über die Schulzeit hinaus vorhalten soll. Sie führt die Schüler auf den rechten Ausbildungsweg und begleitet sie eine Strecke, dann soll Selbstbildung das fortsetzen, was sie anbahnte. Unter diesen Umständen kann es ein „Reifezeugnis“, das die Erreichung eines bestimmten Schulziels bescheinigt, nicht mehr geben. Die Zeugnisse der Zukunft werden mehr Gewicht legen müssen auf eine Charakterisierung des Beurteilten als auf die Bescheinigung erreichter Lernziele.

Mit Beendigung der Grundschulpflicht, also gewöhnlich im Alter von 10 Jahren, ist das erste Schulziel erreicht. Alle Schüler aber haben noch mindestens ein weiteres Jahrzehnt Gelegenheit, ihre Schulbildung als solche fortzusetzen. Die normalen Wege werden die folgenden sein: Volksschule obere Stufen, Berufsschule, Volkshochschule-Mittelschule, mittlere Fachschule, Fachhochschule-höhere Schule, Universität. Deutschland ist, wenn auch kein Land der Kasernen mehr, so doch ein Land der Schulen geblieben.

Die Volksschule behält in dem Gesamtrahmen der Schulorganisation eine wichtige Stellung, wird sie doch auch in den letzten Jahrgängen von 90—95⁰/₁₀ aller Kinder besucht. (Diese Ansicht des Verfassers dürfte unzutreffend sein! Anm. d. Schriftleitung.) In der Stoffauswahl unterscheidet sie sich in mehrfacher Hinsicht deutlich von allen andern Schularten. Sie beschränkt sich auf die deutsche Muttersprache, die ausgiebiger als früher, z. B. auch nach ihrem geschichtlichen Werden und nach ihren mundartlichen Schattierungen zur Behandlung kommt. Auch betont sie stärker das Heimatliche und Völkische und sucht daran die Beobachtungsgabe zu schärfen und „das Heiligste der Bande“: den Trieb zum Vaterlande zu wecken.

Erziehungsziele festzusetzen, die für Generationen Richtschnur und Wegweiser sein können, ist immer nur hervorragenden Geistern gelungen, die ihre Zeit nicht nur überblickten, sondern ihr mit Seherblick voraus waren. Ob die Erziehungsziele der Gegenwart richtig sind, können wir Zeitgenossen, deren Erfahrungskreis über die eigene Zeit nicht hinausreicht, mit Sicherheit nicht beurteilen. Aber Kraft geht von neuen Idealen stets nur dann aus, wenn an sie geglaubt wird.

H. Schoeps.

Geschichte, Kritik und Anwendungen.

Geschichte ist die Darstellung einzelmenschlicher oder völkischer Trieb-
äußerungen; darunter versteht sich die Tat in tausendfältiger Ge-
staltungsform und den von der Tat in Wort, Farbe, Ton abgelenkten
Willen, die Kunst.

Es gibt nur eine Geschichte der Vergangenheit: Gegenwart ist Leben,
Gärung, Möglichkeit und Entwicklung, kein stagnierter Begriff, deshalb
ein Spielfeld für den Essaiisten, den Kritiker der Zeit; nicht mit dem
Willen zu fixieren und einzugliedern, sondern zum Deuten und Anregen,
zum Wegräumen und Aufbauen.

Es hat den Anschein, als hätten wir in dem Mann der Wissenschaft
den berufenen Geschichtsschreiber vor uns; als sei der beste, objektivste
Geschichtsschreiber lediglich Handwerker: der einfach Tatsächliches,
Lebens- und Persönlichkeitsoffenbarungen je nach dem Gehalt der Materie
mit mehr oder weniger Eindringlichkeit unkommentiert wiedergibt.

Dem ist nicht ganz so: nur bis zu einem gewissen Grade ist Ge-
schichtsschreibung Aeüßerlichkeit, Registraturarbeit, Referat, Sammelwerk.
Den Geist eines epochalen Zeitabschnitts bezeichnen nicht so fast Daten
und Ziffern, Einzelleistungen und sinnfällige Begebenheiten, die in den
Raum von Stunde und Tag gebannt werden können, sondern Unter-
strömungen, Geistesrichtungen, die Jahrzehnten und wohl Jahrhunderten
ihren Stempel aufdrücken; also nicht so fast Erreichtes und Faktisches,
als Geahntes und Gewolltes, als Angestrebtes und Bestimmendes, nicht
so fast Wirkung, Aeüßerlichkeit und Oberfläche als Ursache, Tiefe und
Zusammenhänge.

Soweit Geschichte nicht bloß schablonenhafte Vermittlerin von Per-
sonen und Taten, Namen und Daten ist, sondern Offenbarerin von
Gedanken, Zielen und Innerlichkeiten, Künderin von Ideen und Trieb-
kräften, Begründerin materieller und psychischer Menschlichkeitswerte:
soweit wird ihre Beschreibung nach dem Künstler verlangen.

Die Vielheit der Materie, die Geschichte umfaßt, stellt eine bedeutende
Anforderung an die Feder, die sich an sie heranwagt. Die Beherrschung
des Stoffes immer vorausgesetzt, muß der Geschichtsschreiber auf der
einen Seite einen klaren, nüchternen Blick haben für Umrissenes und
Elementares, die Energien zur Bezwingung der Masse, wie sie uns
grob zusammengeballt in sogenannten Geschichtsanhängen geboten wird,
die Kongenialität der Persönlichkeit, die er in naturbestimmten Maß-
stäben zu zeichnen hat, den Spürsinn zu sondern und zu sichten. Ander-
seits braucht er die Schöpferkraft, Abstraktes in Formen zu bringen,
von Ungeklärtem den Schleier zu heben, Fäden zu knüpfen und zu ent-
wirren, unter der Decke zu schürfen und Keim und Leben ins Licht
zu rücken, die Wurzeln des Seins blozulegen und den Sinn schein-
barer Widersinnigkeiten zu deuten.

Zum Mathematiker und Zahlentechniker, zum Wissenschaftler und
Handwerker, zum Kritiker gehört in Wesenseinheit der Künstler.

Allerdings stellt diese ideale Mischung „Künstler-Kritiker“ eine ganz
phänomenale Einzelerscheinung dar, die nur epochenweise in Universal-

naturen wie Goethe oder E. T. A. Hoffmann eine drastische Verkörperung gefunden.

In der Mangelhaftigkeit, ja Unmöglichkeit des geistigen Umfassens der verschiedenen Stoffgebiete sehen wir die tieferen Ursachen, daß wir es meist mit der gesonderten Darstellung von Völker-, Staaten- und Kriegsgeschichte, der Geschichte von Entdeckungen und Erfindungen, Technik und Industrie, Kultur und Literatur zu tun haben.

Die erste Forderung an eine Geschichtsschreibung ist Objektivität: das Wesentliche muß unverkürzt und hauptbetont bleiben. Nur in der Blosslegung dieses Kerns, in der Begründung dieses Wesentlichen muß der Psychologe, der Künstler, der „Seher und Deuter“ einsetzen. Da nützt noch so fleißiges Systematisieren nichts; das ist feinste Ciselierarbeit des gleichgearteten, seherischen und schöpferischen Genies. Denn soll Geschichtsschreibung Kunst sein, so muß sie den Stempel des Künstlerischen auf der Stirne tragen; Tatsache, Inhalt ist das Allerheiligste, das nicht berührt werden darf; aber in der Form muß sich der Gestalter selbst geben, sie muß seinen Stil und Charakter zeigen. Die Form erst macht das Werk zum Kunstwerk.

Es gibt Kritikergrößen wie Taine, Karl Justi, die mit tiefer Wissenschaftlichkeit universales Umfassen und Durchdringen des Individuums und künstlerisch geprägten Eigenstil verbinden. In ihnen erreicht die psychologisch-historische Art des Kriteriums, ja das Kriterium überhaupt, einen Höhepunkt. Daß Dichterblut, Schöpferstärke in ihren Adern springt, zeigt der Einfluß, den sie auf deutsche und dänische Dichter offenbar ausgeübt haben.

Es klafft ein großer Gegensatz zwischen solchen „Kritiker-Künstlern“ und den bloßen Annalisten und Formalisten, den Handwerkern der Geschichtsschreibung, die in programmäßiger Gleichmäßigkeit Namen und Daten buchen; ebensowenig erschöpft die impressionistische Art der Geschichtsschreibung, die nichts ist als verfeinerter Journalismus mit dem Reiz neuer Stilform und der Täuschung der Geistreichigkeit; seiner Aufgabe wird auch der Stimmungskritiker nicht gerecht, der an einem charakteristischen Moment aus dem Werk oder der Zeit mit bezwingender Suggestion seine eigenen Eindrücke vermittelt; die stärkste Seite ist bei ihm ja die poetische.

Nur der Historiker-Psychologe erfüllt alle Bedingungen, die wir an den idealen Geschichtsschreiber stellen müssen. Es ist sein Verdienst, daß er die Persönlichkeit wieder zu Ehren bringt; denn es gibt nur Persönlichkeitskunst, Kunst des Ausdrucks, aber keine Kunst der cercles, der Mode, der Richtungen. Echt ist die Tat und echt die Kunst, die ein Abschaum, eine andere Ausdrucksart der Tat ist. Eine Kunst, hinter der Physiognomielosigkeit und Schatten stehen, ist Talmikunst, Verirrung, Sünde. Charakter und Persönlichkeit: Taten! Das ist alles.

Wir sind von den Schulbänken her zu sehr mit Daten vollgepfropft und mit allen Mitteln einer ruchlos unfähigen Lehrmethode ist uns die Allmacht der Zahl ins Fleisch gedrillt worden. Heute sind wir einen Schritt weiter, wenn auch noch nicht am Ziele. Jede Stadt hat ihre Museen, die buntesten Denkwürdigkeiten einer ragenden Zeit. Seien es

unbehaune Quadersäulen eines Römerkastells oder die verwitterten Bronzewaffen eines Germanenhäuptlings, seien es verbrieft Gerechsamere einer bürgerlich stolzen Freistadt oder halbdunkle Bilder aus dem Cinquecento, seien es technische Maschinen der neuesten Konstruktion oder die Wunder physikalischer Apparate: sie werden für uns, auch für uns Gebildete, solange tote Zeugen einer toten Zeit sein, bis sie durch das Wort eines Berufenen Festigkeit, Hintergrund, Leben gewinnen. Dann würden tausend Persönlichkeiten, die uns im Lichte des Alltags wie Schemen blaß erscheinen, leibhaft vor uns aus dem Grabe steigen und würden uns Staunenden die Erkenntnis aufzwingen, daß sie — die Tausende! — einmal den Willen zur Tat hatten, einmal trotzendes Fußes auf der Höhe einer Entwicklung, an der Spitze einer Menschheit geschritten, daß wir — die Abertausende! — ein Stück von ihnen undankbar und verkennend im Innern tragen. Denn die da tot sind und in Steinen lebendig werden sind unsere Mitkämpfer im ewigen Kulturkampf. Versunkene Schätze gilt es zu heben.

In dieser schöpferischen, tatkräftigen Weise sollte Geschichtsschreibung und Geschichtskritik sich betätigen und wir werden lachend an der Harmseele des Hyperästheten vorübergehen, der sich an der Klangfülle zweier Reimzeilen berauscht, und werden dem Narren den Rücken kehren, der uns Zahlen gibt, wo wir um Sinn und Seele betteln.

Hanns Lechner.

Gedanken zur Erziehung.

Ihr beugt (oder knickt) die junge Seele, wenn ihr sie (vor dem Alter der Einsicht in politische Unebenheiten) vor jemand anders höflich sein laßt als vor dem bloßen Menschen und Alter. Ungebunden von Ordenbändern, blind gegen Sterne und Gold, fasse und schaue sie den Diener und Gebieter des Vaters auf gleich ehrende Weise an. Von Natur ist ein Kind gegen jeden Alexander eine Diogenes, und gegen Diogenes ein sanfter Alexander; es bleibe dabei; und jede entnervende Blödigkeit gegen Stände bleibe weg.

Ich weiß nicht, soll ich Kinderbälle mehr hassen oder Kindertänze mehr loben? Jene — vor dem Tanzmeister — in Zuschauer- oder Mit-tänzer-gesellschaft — in der heißen Luft des Tanzsaales — sind höchstens die Vorreihen und Hauptpas zum Totentanz. Hingegen Kindertänze will ich loben. Wie die erste lange Sprache der Grammatik, so sollte der Tanz lange der Tanzkunst vorgehen und vorarbeiten. Welcher Vater ein altes Klavier oder eine alte Geige oder Flöte hätte oder eine improvisierende Singstimme, der sollte seine und fremde Kinder zusammenrufen und sie täglich stundenlang nach seinem Orchester hüpfen und wirbeln lassen — paarweise — in Ketten — in Ringen — recht oft einzeln, sie selber mitsingend, als Selbst-Drehorgeln und wie sie nur wollten. Im Kinde tanzt noch die Freude, im Manne lächelt oder weint sie höchstens.

Der Soldat wird kriegerisch, der Dichter dichterisch, der Gottesgelehrte fromm erziehen — und nur die Mutter wird menschlich bilden.

Denn nur das Weib bedarf an sich nichts zu entwickeln als den reinen Menschen, und wie an einer Aeolsharfe herrschet keine Saite über die andere, sondern die Melodie ihrer Töne geht vom Einklang aus und in ihn zurück.

Aber ihr Mütter, und besonders ihr in den höheren Ständen, denen das Geschick das Lasttragen der Haushaltung erspart, die es mit einem heiteren grünen Erziehgarten für eure Kinder umgibt, wie könnt ihr lieber die Langeweile der Einsamkeit und der Geselligkeit erwählen, als den ewigen Reiz der Kinderliebe, das Schauspiel schöner Entfaltung, die Spiele geliebtester Wesen. Verächtlich ist eine Frau, die Langeweile haben kann, wenn sie Kinder hat.

Nie, nie hat eines je seiner rein- und rechterziehenden Mutter vergessen. Auf den blauen Bergen der dunklen Kinderzeit, nach welchen wir uns ewig umwenden und hinblicken, stehen die Mütter auch, die uns von da herab das Leben gewiesen; und nur mit der seligsten Zeit zugleich könnte das wärmste Herz vergessen werden. Ihr Frauen wollt nicht stark geliebt sein und recht lange und bis in den Tod: nun, so seid Mütter eurer Kinder.

M. A. R. Brünner.

Das Kind. Von M. Jungnickel.

Du weintest als dein blauer Kinderluftballon entfloh. Ich fühle noch die Traurigkeit, die in deinen Augen lag, als du sahst, daß deine Puppe schlecht gebettet war. — —

Und als ein flinker Wagen im Regenwind dein Sonntagskleid bespritzte, da hingen Tränen an deinen langen Wimpern. — —

Du weintest, als sich die Mutter mit einer Nadel leicht beim Nähen stach. — —

Du weintest, als ich den Vogel, der sich in unsere Stube verflog, wieder davonjagen ließ. — —

Und nun ist's Nacht.

Immer kommt's mir wieder in den Sinn. Ich grüble nach und suche hin und her, wo immer du geweinet hast und traurig warst.

An deinem Fieberbette steht ein Engel und schnürt sich mit goldenen Bändern die seidenen Schuhe zu. — —

Was will er? Auf die Reise gehen? — — Mit Dir? — —

Dorthin, wo Gottes diamantener Thron steht? — —

Die Sterne draußen kehren in deine Augen wie in eine kleine, müde Herberge ein. — —

Du lächelst, lächelst. — —

Jetzt, jetzt, wo du sterben mußt, da weinst du nicht.

Bücher sind Freunde Bücher sind Gefährten

Kunst und Liebe. / Von Dora Roenneke.

Für beides gilt dasselbe: „Der Künstler wie Liebende gehört zu jenen Revolutionären wider Willen, die alles umstürzen, in allem ganz von vorn anfangen müssen; nicht aus Mangel an Ehrfurcht, sondern weil in ihnen etwas schlechthin noch nie Gesagtes, beängstigend Großes aufgebrochen ist, das nun seine urewige Sprache in ihnen erzwingt“. Nur der Künstler versteht den Liebenden und nur der Liebende den Künstler. Der Künstler ist der in Wahrheit ewig Liebende. In dem Augenblick, wo er nicht mehr liebt — lieben kann — bricht seine Künstlerschaft zusammen. Und der Liebende ist der ewige Künstler. Nicht der Verliebte, der nur den Rausch kennt, oder nur sich selbst, sondern der wahrhaft Liebende — sein Künstlertum ist die Probe und der Beweis der wahrhaften Echtheit seiner Liebe.

Der Liebende wie der Künstler tragen den Stempel des Göttlichen an der Stirn, dessen — was aus den Urtiefen der Menschheit empor- und zugleich aus den fernsten, erhabensten Regionen des Alls herabsteigt. Der Künstler versteht den Liebenden von fern und umgekehrt. Geheimnisvoll ist dieses Verstehen, das Göttliche — d. h. Außermenschliche — ist ihr Gemeinsames. Dieselben Quellen, dieselben Vollen- dungen sind in ihnen. Beide werden ausgesendet von unbekanntem, geheimnisvollen Zentren — Polen — aus, mitten in die armmenschliche, enterbte, übrige Menschheit hinein, als Lichtbringer! Wer dem Künstler und Liebenden auf seinem Wege begegnet — und das Licht aufzunehmen fähig ist, das von ihnen ausgeht, der ist der Gottheit begegnet, die sich in die Gestalt und das Gewand des Künstlers und Liebenden hüllte.

Der wahre Künstler schafft nicht für sich selbst — sondern für die Menschheit. Daran ist der echte, vorbestimmte Künstler vom Nachahmer, vom ewigen Dilettanten zu erkennen und zu unterscheiden. Die Werke des Gott beherbergenden Künstlers, desjenigen, der in demütigem Gehorsam ausführt, was ein in ihn gesenktes höheres Gesetz von ihm fordert, gehören der Menschheit, bleiben Segnungen der Menschheit — nicht eines einzelnen Volkes. Sie haben Menschheits- und Ewigkeitswert; Geschlechter reifen an ihnen empor — Jahrhunderte gehen spurlos über sie hin. —

Der wahrhaft Liebende liebt nicht sich selbst, lebt nicht seiner selbst und nicht für sich selbst — sondern für denjenigen lebt er, den er liebt. Es gibt eine Liebe, die aus dem Diesseits, dem eigenen Ich stammt — das ist die arme, erdenhafte Menschenliebe, die zum Sterben verurteilt ist, und die deshalb sterben muß, weil ihr die Ewigkeitsnahrung fehlt. Am Sterben erkennt man die Liebe aus dem Diesseits; das ist ihre Unterscheidung von der wahren, echten Liebe. Diese andere Liebe kennt weder Anfang noch Ende — sie stammt aus Ewigkeitsreichen — Ewigkeitszonen — die unserm menschlichen Auge nicht wahrnehmbar sind. Wir wissen nicht — wie die Schlafwandeln- den — woher und wie sie zu uns kommt; sie hat keinen Anfang in uns — mit uns geboren wurde sie als Urkeim von Urewigkeit her —

und wächst mit uns — ohne daß wir darum wissen — bis sie eines Tages als etwas schlechthin noch nie Gesagtes, beängstigend Großes in uns aufbricht — und nun ihre urewige Sprache in uns sich erzwingt von Ewigkeit her zu Ewigkeit hin — die nie wieder zum Schweigen kommt

Wie der Künstler im demütigen Gehorsam das ihm befohlene Kunstwerk schaffen muß — für die Menschheit mit dem Unsterblichkeitssiegel — so muß der Liebende in demselben demütigen Gehorsam die Sprache der Liebe reden, die ihm von Urewigkeit her nach geheimnisvollem Gesetz zu reden aufgetragen ist — ohne Aufhören — ohne Ende.

Wer sich vor dem Künstler und seiner Kunst — vor dem Liebenden und seiner Liebe beugt, der beugt sich vor der Gottheit. Wer Kunst und Liebe antastet, tastet die Gottheit an!

„Der junge Stamm“ Bund der geistig Freien.

Diese Blätter sind zwar ohne Tendenz, stellen sich aber bewußt in den Dienst geistiger Freiheit. Jeder habe das Recht, seine Anschauungen frei zu äußern, ohne deshalb von den einen als Ketzer, von den anderen als Spießherren verbrüllt zu werden. Hier wie in der Politik kann nicht eine Meinung über alle gelten; das Leben ist eine Reihe von Zugeständnissen. Am deutlichsten tritt die Notwendigkeit dieses Angleichens in der Ehe hervor. Ehegatten, die sich nicht miteinander verständigen können, erleben die Hölle auf Erden.

Wir können nicht alle dieselbe Meinung haben. Es wäre auch schlimm um den Fortschritt bestellt, wenn es gelänge, alle Verschiedenheiten der Anschauungen aus der Welt zu schaffen.

Jeder kommt aus anderen Verhältnissen, von anderen Lebensvoraussetzungen her und bildet sich seine Welt nach seiner Umgebung, seinem Beruf, den ihn umgebenden Einflüssen, seinen persönlichen Charakter-Veranlagungen gemäß.

Lassen wir ihn organisch wachsen, greifen wir nicht in seine Entwicklung ein, zerstören wir nicht werdendes, hören wir seine Gründe, würdigen wir seine Ansichten, prüfen wir seine Meinungen! Wer auf Andersgesinnte schimpft, ist kulturlos. Wer es „nicht begreifen“ kann, daß jemand ganz entgegengesetzte Erfahrungen sammelte, verurteilt sich selbst.

Wir aber wollen bilden einen „Bund der geistig Freien“, den „Jungen Stamm“, in dem durch Rundbriefe, die in diesen Blättern zum Abdruck gelangen, jede anständige Gesinnung gilt und in dem jedem das Recht freier Aussprache zusteht. Möglichst objektive Behandlung der Stoffe ist Voraussetzung. Subjektivismus ist nur erlaubt, soweit er zur Verlebendigung der Eigenart seines Trägers erwünscht ist.

Mitglied kann jedermann durch einfache Meldung werden. Der Bezug dieser Blätter ist notwendig, um einen Ansporn zu tätiger Mitarbeit zu gewinnen. Alle Mitteilungen, Meldungen und Einsendungen an die Schriftleitung erbeten.

Neue Sachlichkeit, Magischer Realismus oder was sonst?

Die deutschen Zeitungen und Zeitschriften bemühen sich, ihren staunenden Lesern stets die allerjüngste Entwicklung der lebendigen Künste vorzuführen. Das ruhige Gleichmaß schöner Poesie fesselt heute niemand mehr. Wir haben uns deshalb bemüht, ebenfalls einen Vertreter des kommenden Dichter-ismus zu gewinnen und bringen nachstehend einige Proben dieses vielverheißenden Talents. Den Namen dürfen wir allerdings erst veröffentlichen, wenn jede Gefahr vorüber ist.

An die ewig Eine.

Versei in meinem angedenken
und geh durch meine tage hin,
willst du dich ganz in mich versenken
so bist du da, wo ich verbin!

Und wirst du so versein und bleiben
daß nimmer dich mein herz vergift
dann mag's mich rastlos weiter treiben
bis ich dort ruh wo du verbist!

Hyperphilosophie.

An winziger Stelle siehst Du einen Punkt,
Wie er sich samft vergrößert statt verjungt
Und langsam kommt das Ganze in Bewegung.
In ihm und auch in Dir entsteht 'ne Regung:
Du möchtest ihn und er möcht sich gern drücken, —
Das ist die Seelenharmonie in Anfangsstücken!

Gilt es noch als Kunst, die tiefsten Empfindungen poetisch auszudrücken? Nein, wir haben zu Viele, die das können und es ist unmöglich, daß sie alle einen Namen sich erwerben! Also muß etwas Anderes geschehen. Gehirn-Artisten vor die Front! Organisierter Irrsinn als neue Kunstform aufgemacht! Poesie der Großstadt, der Maschinen, der Kinos, Rhythmus der Friedrichstraße, Kabarett-Stimmung in Sonetten, „moderne Lyrik“, Philosophie der Tanzbars, Hexameter auf Kurfürstendamm und Tauentzien, Doktor-Dissertationen über Sexualprobleme Zwölfjähriger mit analytischer Synthese, Gotteslästerung, Bauernregel-Reime und berühmte Lustspieldichter: Ja, einen Namen! Einen Namen! Eine Republik (ohne Reparationsverpflichtungen!) für einen Namen!! Ich gebe euch einen guten Tipp: Geht ein Jahr zu Studienzwecken in die Irrenhäuser! Vielleicht werdet ihr als „geheilt entlassen!“

„Kultur und Kunst“ im Urteil der Kritik.

I. Anerkennungen.

Alfred Brust, Cranz schreibt unterm 11. 3. 1926:

„Die Zeitschrift ist geschmackvoll aufgemacht und sie ist unglaublich billig“.

Walther Eggert, Bayreuth schreibt unterm 22. 2. 1926:

„Verbindlichsten Dank für die freundl. eingelegte Zeitschrift, die ich lebhaft interessiert durchsah, und zu deren reichen, feinen Inhalt ich Ihnen besonderen Glückwunsch sage! Wollte Gott, es gäbe überall im Vaterlande solch idealgerichtete Verleger“.

Walther Harich, Bln.-Tempelhof schreibt unterm 11. 3. 1926:

„Der schönen Zeitschrift liegt ein sehr trefflicher Gedanke zugrunde“.

Werner Jansen, Lüneburg-Ohtmissen schreibt unterm 26. 3. 1926:

„ . . . Ihnen meinen Dank und meine herzliche Freude über Ihr Heft „Kultur und Kunst“ auszusprechen. Ich möchte mit Ihnen hoffen, daß im Reich dieser frische Fanfarenton aus Ostpreußen nicht überhört werde. Bitte wollen Sie mir auch die ferneren Hefte zusenden usw. . . .“

Thomas Mann, München schreibt unterm 10. 3. 1926:

„Die Lektüre hat mir einen ausgezeichneten Eindruck gemacht, und ich finde es durchaus wahrscheinlich, daß die Zeitschrift, wenn sie sich so fortentwickelt wie das erste Heft es verspricht, die literarische Welt des Reiches wird fesseln und zwischen dem Ostdeutschtum und dem übrigen Deutschland eine geistige Brücke wird bilden können“.

Roda Roda, München schreibt unterm 12. 3. 1926:

„Uns hier im Süden muß doppelt freuen, daß auch unsre Brüder an den sarmatischen Grenzen so innig Anteil am deutschen Schrifttum nehmen. Möge Ihre Zeitschrift ein Hörer und Sender zugleich bleiben der Kunst und Literatur!“

Wilhelm von Scholz, Konstanz schreibt unterm 13. 3. 1926:

„Ich habe den Eindruck, daß Sie mit Ihrer Zeitschrift in unserem äußersten Osten die Geister lebhaft anregen werden“.

Lesl Bücher: Wissen gibt Macht!



II. Eine Ausnahme.

Ein sehr bekannter deutscher Balladendichter hat herausgefunden, daß „Kunst doch eine Unterabteilung der Kultur“ ist. — — — ? — — —
Heißt es nicht aus eben diesem Grunde „Kultur und Kunst“? Hier ist doch das Primäre der Kultur bereits deutlich durch die Voranstellung betont! Von anderer geschätzter Seite wurde der Einwand erhoben, „die beiden Begriffe Kultur und Kunst decken sich“: Ich bin jedoch anderer Meinung und will versuchen, es zu beweisen. Wer glaubt, mich vom Gegenteil überzeugen zu können, ist höflichst eingeladen, mir seine Widerlegungen, die ich evtl. gerne abdrucken will, einzusenden. Kultur setzen wir heute bei jedem Gebildeten voraus; sie wird ihm mehr oder minder anerzogen, —

Kunst ist ein Vorrecht Weniger. Sie läßt sich nicht erlernen (höchstens in technischer Hinsicht vervollkommen), geht vielmehr auf schöpferische Begabung zurück.

Kultur wird mit dem Verstande begriffen. Wir empfangen sie mit der Bildung (Ausbildung, Erziehung) und man sagt deshalb von einem Menschen „er hat viel Kultur“.

Kunst wird aus dem Geiste geboren. Man übt sie aus, gibt sich ihr ganz hin, aber Kunst haben ist nicht möglich.

Kultur ist etwas langsam Gewordenes, Angebildetes, Erworbenes. Man wird mühsam dazu erzogen.

Kunst ist plötzlich visionär Aufleuchtendes, Einmaliges. Die Kunstbefähigung ist „angeboren“.

Kultur findet man in immer verfeinertem Maße in den höheren Gesellschaftsklassen. Kultur pflegt man, wenn man die dazu nötige Zeit und die erforderlichen Geldmittel besitzt.

Kunst sucht ihre Jünger in allen Schichten. Es ist gottlob keine Geld- und Machtfrage, wer Künstler sein darf, wenn man auch nicht übersehen darf, daß auch der Kunstweizen auf Goldboden besser gedeiht als auf karger Erde. Trotzdem ringt sich alles Echte zum Licht und wenn es in der elendsten Hütte aufblüht.

Kultur ist die fließende Entwicklung aus Zivilisation.

Kunst ist einer der kulturellen Hochpunkte.

Kultur schuf Wissenschaften, Bildung, Kirche, Staat, Technik usw.

Kunst schafft nur sich selbst und aus sich selbst.

Kultur ist bedingt durch Verstand, Intelligenz, Witz, Schliff, Vernunft.

Kunst ist die Ergänzung dieser Voraussetzungen durch Trieb, Inspiration, Instinkt, Gefühl, Wesenheit, Offenbarung, Natur, kurz: Gnade.

Kultur strebt nach dem Ideal der Vollendung.

Kunst ist ihrem wahren Wesen gemäß bereits immer ein Letztes, Abgeschlossenes

Darum ist keine Kunst ohne Kultur, aber Kultur ohne Kunst möglich und schließlich ist es überhaupt eine Kunst, manchen Menschen Kultur beizubringen!

Paul Köppe.



Sprechsaal.

(Zuschriften aus dem Leserkreise).

Der Rundfunk als Kulturträger und Verbreiter.

Im Januar-Heft der Zeitschrift „Kultur und Kunst“ betont Herr Dr. Dränert in seinem Artikel „Ostpreußen und Ostkultur“, daß Allenstein die Kulturfeste Südostpreußens sei, die ihr künstlerisches Erleben strahlenförmig in die Provinz bis in die entferntesten Grenzgebiete übermittle. Ich stimme Herrn Dr. Dränert in dieser Feststellung vollkommen bei, allerdings mit folgender Einschränkung: Wie weit hat die Provinz Anteil an den künstlerischen Genüssen Allensteins? Von den Konzerten und Vorträgen namhafter Künstler hört der Bewohner der Provinz herzlich wenig. So aner kennenswert die Bestrebungen des Musikvereins, der literar. Gemeinde, der Koppernikus-Gesellschaft sind, so muß man doch leider feststellen, daß effektiven Nutzen nur der Allensteiner daraus zieht, der Provinzler geht bei alledem leer aus. Allerdings ist es schon der literar. Gemeinde gelungen, unterstützt durch eine tatkräftige Organisation, ihre Veranstaltungen auch in kleineren Städten, wie Osterode, zu wiederholen. In noch kleineren Städten Vorträge zu veranstalten dürfte wohl, auch bei gutem Willen, an der Kostenfrage scheitern. Auch glaube ich, daß irgend ein Vortragender, sagen wir Thomas Mann, schwer zu bewegen sein wird, sich auch nur einen Abend in Arys oder Willenberg hinzusetzen. Der Provinzler hat also, wie gesagt, von diesen Veranstaltungen sehr wenig oder auch garnichts. Die einzige Kunst darbietung, die er bekam, waren die zwei- bis vierwöchentlichen Vorstellungen des Landestheaters Südostpreußen. Doch auch hier konnte die Leitung des Landestheaters nur Städte herab bis zu 5000 Einwohnern berücksichtigen. Wenn diese Vorstellungen, trotz ihrer Seltenheit, oft nicht gut besucht waren, so lag es nicht etwa daran, daß die Aufführungen minderwertig waren, denn ich glaube nach Aussagen dortiger Bürger feststellen zu können, daß selten so gute Theatervorstellungen gegeben wurden wie in der Spielzeit 1923/25. (Wie es heute darum steht entzieht sich meiner Kenntnis.) Nein, der mangelhafte Besuch ist eben immer wieder auf die fehlende Theatertradition zurückzuführen. Hier eine fruchtbare Grundlage zu schaffen, dürfte eine wahrhaft verdienstvolle, wenn auch sehr schwierige Arbeit sein. Diese Grundlage ließe sich bestimmt schnell und sicher schaffen durch die Einsetzung unserer neuesten technischen Errungenschaft, dem deutschen Rundfunk.

Ich habe in letzter Zeit Gelegenheit gehabt, mich mit den Verhältnissen des Rundfunks näher zu beschäftigen und glaube nach meinem zweijährigen Aufenthalt in Ostpreußen sagen zu dürfen, daß nur der Rundfunk in der Lage ist, hier gründlich Wandel zu schaffen. Wohl wird im Laufe von Jahrzehnten durch Aufführungen, Vorträge etc. eine Theatertradition geschaffen werden, unter Zuhilfenahme des Rundfunks aber sicher in unglaublich kurzer Zeit. Hat der Rundfunk erst einmal, auch in den entlegensten Grenzgebieten, den Grundstein zu einem kulturellen



künstlerischen Schaffen gelegt, dann dürfte alles Uebrige bald leichtes und gewonnenes Spiel sein.

Der einzige Sender, den die Provinz Ostpreußen bis jetzt hat, befindet sich in Königsberg. Dieser Sender arbeitet mit so geringen Energiemengen, daß man schon in den entfernter liegenden Orten, von Südostpreußen garnicht zu reden, mit einem billigen Detektorempfänger nichts hören kann. Einen teuren Röhrenapparat können sich aber gerade diejenigen Kreise, die es jetzt zu erfassen gilt, nicht anschaffen. Hier wäre nun der einzige Ausweg: Schafft in Allenstein einen Sender, der es ermöglicht, in ganz Südostpreußen mit kleinen billigen Apparaten zu empfangen. Große Kosten sind hiermit nicht verbunden, sie stehen jedenfalls in keinem Verhältnis zu dem Erfolge, der sich hierdurch erreichen läßt. Auch werden sich im neuen Theaterbau wohl ein bis zwei Räume finden lassen, die es ermöglichen, die Station event. dort einzurichten. Die Vorteile eines Senders in Allenstein sind gewaltig und liegen klar auf der Hand: Als allererstes will ich feststellen, daß Allenstein der Mittelpunkt der Propaganda für das Deutschtum in der bedrängten Provinz ist. Welche aufklärende Arbeit ließe sich hier mit Vorträgen des Ostdeutschen Heimatdienstes erreichen. Daß nur auf diesem Wege eine intensive Bearbeitung aller Gebiete möglich ist, wird wohl niemand bestreiten. (Ich verweise auf ähnliche Veranstaltungen anderer Sender in den bedrohten Gebieten — Münster i. W. —)

Nun zum Rundfunk als Vermittler von Theateraufführungen, Konzerten etc. Ein gutes Sendeprogramm ließe sich auch in Allenstein zusammenstellen. Wir haben hier die Darbietungen des Landestheaters Südostpreußen. Wöchentlich könnte je einmal eine Oper resp. Operette und ein Schau- resp. Lustspiel übertragen werden. Man wird mir hier entgegenhalten: Ja, dann wird unser Theater garnicht mehr besucht werden! Hierauf möchte ich antworten: In Allenstein wird die Uebertragung einer Theatervorstellung dem Besuche keinen Abbruch tun. Im Gegenteil, genau so, wie wenn man in einem Konzert die Fledermaus-Ouverture hört und sich daraufhin vornimmt, bei Gelegenheit einmal die ganze Operette zu sehen, ebenso wird es hier wirken. Der Rundfunkteilnehmer wird nicht nur immer hören, er wird auch einmal sehen wollen. Der Appetit kommt mit dem Essen! Auf diese Weise wird man Kreise erfassen, die vielleicht noch nie ein Theater von innen gesehen haben. Hierfür ein schlagender Beweis:

Das Große Schauspielhaus in Berlin führt seit dem 1. September 1925 die Revue „Für Dich“ auf. Mitte November wurde diese Darbietung auf den Sender Berlin übertragen und so sämtlichen Rundfunkteilnehmern zugänglich gemacht. Nach Schluß der Revue ließ die Direktion durch den Sender bekanntgeben, daß sie sich entschlossen habe allen Rundfunkteilnehmern Karten zu ermäßigten Preisen zu überlassen. Der Erfolg: Bis heute ist das Theater jeden Abend vollständig ausverkauft (4000 Plätze pro Abend). Es ist festgestellt worden, daß in diesem Falle durch den Rundfunk Besucher herangezogen wurden, die noch nie in einem Theater waren.

Lachen Sie nicht, so etwas gibt es auch in meiner Vaterstadt Berlin.



Können Sie sich nun eine größere und bessere Propaganda für das Landestheater denken, als den Rundfunk? Es darf sich allerdings bei den Sendespielen nur um ganz erstklassige Darbietungen, sogen. Spitzenleistungen handeln, denn genau wie bei der Kamera das Objektiv ist bei dem Sender das Microphon sehr unbarmherzig und stellt den kleinsten Fehler und die geringste Unstimmigkeit rücksichtslos fest. Eine energische und zielbewußte Leitung darf hier nicht fehlen. Gute Kräfte werden schon, auch für das Landestheater, nach dort kommen, denn im Rundfunk zu singen und zu sprechen dürfte für alle Künstler ein großer Anreiz sein.

Ein oder zwei Abende könnten ausgefüllt werden mit Darbietungen der einzelnen Allensteiner Kulturvereinigungen. Auch möchte ich nicht die beiden braven Militärkapellen vergessen, die unter ihren tüchtigen Leitern schon sehr gute Konzerte gaben. Ebenso wird ein bunter Abend, wie ihn der Berliner Sender ein bis zweimal in der Woche bringt, gern gehört werden. Und sollte einmal ein Abend garnicht auszufüllen sein, so bleibt immer noch die Uebertragung eines anderen Senders als ein sehr gangbarer Ausweg übrig. (Ich denke an die herrliche Uebertragung durch den Berliner Sender, der uns an der ergreifenden Befreiungsfeier vor dem Kölner Dom in der Nacht vom 31. Jan. zum 1. Febr. teilnehmen ließ. Wie viele Hunderttausend Rundfunkteilnehmer hörten den Jubel der befreiten Bevölkerung und den Klang der „Deutschen Glocke am Rhein“.)

An volkswirtschaftlichen und wissenschaftlichen Vorträgen dürfte auch kein Mangel sein, denn Allenstein beherbergt in seinen Mauern gute Vertreter auf allen Gebieten.

Als Reklamemittel ist der Rundfunk unersetzbar. Gerade in Ostpreußen, wo die Menschen noch nicht so dicht beieinander wohnen wie etwa im Ruhrgebiet, ist naturgemäß eine wirksame Reklame für irgendeinen Artikel sehr erschwert. Auch hier hilft uns der Rundfunk alle Schichten erfassen.

Zuletzt möchte ich noch die materielle Seite dieser ganzen Angelegenheit nicht unerwähnt lassen. Jeder Rundfunkteilnehmer, d. h. nur der Besitzer eines Apparates, hat einen Monatsbeitrag von Mk. 2.— zu entrichten, der durch die Post einkassiert wird. Nimmt man nun an, daß sich von den 536 734 Einwohnern des Regierungsbezirkes Allenstein nur der lächerlich geringe Teil von 10⁰/₁₀ am Sender Allenstein beteiligen, und rechnet man ferner, daß von diesen 10⁰/₁₀ nur immer vier Menschen einen Apparat haben, so ergibt sich immerhin eine Einnahme von monatlich Mk. 26 800.—. Eine gewiß nette Summe, die wohl nach vorsichtigster Schätzung nicht zu hoch gegriffen ist, und sich bald um ein vielfaches steigern dürfte. Diese Gelder fließen teils dem Staate zu, teils werden hiervon die Darbietungen bezahlt. Es bietet sich also eine nicht zu unterschätzende Einnahmequelle für alle am Rundfunk beteiligten Künstlerinstitute und Vereine.

Spielleiter Fritz Müller, Berlin.

Von neuen Büchern.

Erziehung und Belehrung.

In den Verlagen G. Grote und E. S. Mittler & Sohn, Berlin, erschien das für die Prima der höheren Schulen bestimmte Lesebuch „Aus-saat“, herausgegeben von Dr. Werner Büngel, Dr. Albert Ludwig, Dr. W. Scheel unter beratender Mitarbeiter-schaft von Univ.-Prof. Dr. Friedrich Panzer und Univ.-Prof. Dr. Eduard Spranger. Der einige dreihundert Seiten starke, gut ausgestattete, mit acht Einschaltbildern versehene Band (geb. M. 4.—) darf als ein im besten Sinne volkstümliches Kompendium deutscher Geistesgeschichte gelten und ist als solches trefflich geeignet, weitere als rein schulmäßige Verwendung und Verbreitung zu finden. Mit bewundernswerter, den Gegenstand erschöpfender Sorgfalt und Beherrschung der in Betracht kommenden Disziplinen sind markante Darstellungen vielfältigster Themenrichtung in die beiden Hauptabteilungen „Quellen des deutschen Geistes“ und „Entwicklung des deutschen Geistes“ gruppiert worden und fügen den großen Zusammenhang unserer kulturellen Situation. Das Unternehmen des derart angelegten Werkes ist durch keine engherzige Zurückhaltung, absichtsvolle Bedenklichkeit beeinträchtigt. Die Hand der Herausgeber bleibt vielmehr auf die Auswahl der Zeugnisse beschränkt und überläßt die möglicherweise notwendige Kommentierung der Auseinandersetzung des Unterrichts oder Selbststudiums. — Eine Auswahl deutscher Versdichtung von der Zeit Klopstocks bis zur Gegenwart zum Anschluß an die im Verlage Moriz Diesterweg, Frankfurt a. M. erschienenen deutschen Lesebücher für höhere Schulen bietet dem Unterricht auf der Oberstufe der bereits in zweiter Auflage vorliegende, von Jakob Kneip herausgegebenen Band „Der Gefährte“ (Ln. M. 5.—). Eine von sicherem, nie verjagendem Geschmack gelügte Anthologie, in der wohl zum ersten Male mit völligem Gelingen erreicht ist, die zeitüberdauernde Dichtung der Jungen und Jüngsten (so George, Mombert, Rilke, Hauptmann, Heffe, Winkler, Däubler, Henm, Kneip,

Johst, Sorge, Werfel, Brües) einer breiteren Leserschaft überzeugend als geistige Nachfolge im Schöpfertum der großen Volksdichter nahezubringen. Die mit Klopstock beginnende Entwicklung kann nicht als ungeteilte Linie aufgezeigt werden. Kneip benannte die Gebiete nach Sonderart der Bekenntnisse: Schön ist die Jugend, Psalm des Lebens, Wandern und Schauen in Heimat und Ferne, Weg-genossen, Lieben und Leiden, Schick-sal und Anteil, Schatten und Gestalten, Vaterland und Freiheit, Welt und Menschheit, Kunst und Schöpfer, Gottes-schau. Mit diesen Ueberschriften und der ihnen entsprechenden Sichtung ist gewichtiger dargetan, was zweihundert Jahre deutscher Dichtung bewegte und eint als in zahllosen Traktaten schrift-tümelnder Gelehrsamkeit.

Die Heimatliebe und -kenntnis zu mehrten, vor allem den ostpreussischen Schulen ein an klarer Instrukтивität nicht zu übertreffendes Lehrmittel zu geben, ist im Auftrage und unter Mit-arbeit des Ostpreussischen Provinzial-Lehrervereins der bisher stark unbehrte „Heimatatlas für Ostpreu-ßen“ von Harms-Wiechert (Ver-lag List & von Bressensdorf, Leipzig; M. 3.75) geschaffen worden. Zahl-reiche topographische Karten und ein Anhang geographisch wichtiger und für die Schönheit Ostpreußen beredtes Zeugnis ablegender Heimatbilder bie-ten ein in Bearbeitung und Wieder-gabe ebenso mustergültiges wie im Unterricht anregendes und zum Selbst-studium verlockendes Anschauungs-material. Nicht nur die Schule wird dem einzig in seiner Art dastehenden Atlas für den geographischen, geo-logischen, geschichtlichen, naturkund-lichen Unterricht freudig begrüßen, sondern auch die Familie, der Wan-derer, Heimatforscher dürfte in An-betracht der untadelhaften Mannig-faltigkeit des Gebotenen und des er-staunlich niedrig bemessenen Preises gern zum Harms-Wiechert greifen. Im Reiche aber möge er der abge-trennten Provinz und ihrer herben,

fruchtbaren Schönheit alte Freundschaft vertiefen helfen.

Auf dem Gebiete der Geopolitik, der in Deutschland durch Rohrbach begründeten und neuerdings besonders durch den Schweden Kjellén stark vertieften und belebten Wissenschaft, brachte der Verlag Kurt Boinckel, Berlin-Grunewald, jüngst mehrere Werke, deren grundsätzliches sich als höchst instruktive Einführung in die Geopolitik darstellt: James Fairgrieve „Geographie und Weltmacht“ (Ln. M. 12.—). Diese allgemein verständliche, bisher vermifste Propädeutik geht von der Erdkunde aus, knüpft an allgemein bekannte geographische Tatsachen an, zeigt die Wirkungen der Erdoberflächengestaltung, des Klimas auf Rasse und Religion. Die Sonderart der Völker bedingte seit altersher, mit den Ägyptern angefangen, über die Hellenen, Karthager, Römer bis zum britischen Weltreich das geschichtliche Schicksal: Geographische Faktoren erklären die Wege moderner Politik, ihre Gesetzmäßigkeit. Die Schwächen des Werkes — vor allem eine gewisse Einseitigkeit und allzu unbedenkliche Subjektivität gegenüber geschichtlichem Geschehen — werden vom Herausgeber genugsam aufgezeigt, um Fehlbelehrungen vorzubeugen. Wer der Frage der Geopolitik ständiges Interesse zuwenden möchte, sei gleichzeitig auf die im selben Verlage monatlich erscheinende „Zeitschrift für Geopolitik“ nachdrücklichst aufmerksam gemacht.

Wie die Geopolitik geeignet ist, der jungen Generation Erkenntnisse zu vermitteln, deren Besitz sie gegen scheinbar dunkle Bedrängungen politischer Gewalt und Zwangsläufigkeit widerwehrhaft macht, so dient die gleichfalls noch junge Disziplin der Mythologie dem stärkenden Aufwuchs innerer Schutzkräfte aus der Wurzel vorväterlicher, germanischer Urart. J. H. Schlanders „Germanische Mythologie“ (Verlag Alexander Köhler, Dresden; Ganzleinen M. 13.—), deren 4. Auflage in neuer Bearbeitung vorliegt, folgt nebensächlich diesem Wunsche, indem sie eine zusammenfassende Darstellung der bisherigen Forschungsergebnisse gibt. In fesselnder Behandlungsweise wird alles Wissensnotwendige über Religion und Leben unserer Urväter anschaulich nahe-

gebracht: der Seelenglaube, die Naturverehrung, die germanischen Götter, die Vorstellungen von der Welterschöpfung und von dem Weltende, germanische Opfer und Festzeiten und ihre christliche Umdeutung. Eine knappe Einführung unterrichtet zudem über die Entwicklungsgeschichte der mythologischen Forschung, so daß es jedermann gegeben ist, in dieses die Ursprünge deutscher Volkheit umschließende Gebiet mit wenig Mühe Einblick zu gewinnen und es sich zum Weiterstudium zu erschließen.

Wilibald Albricht, der langjährige Bearbeiter des Dürerbund-jahrbuches, hat einen stattlichen, reich bebilderten Band „Von steinigen Straßen und goldenen Sternen“ (Verlag Georg D. W. Callwey, München; M. 7.—) herausgegeben, der den ins Leben tretenden Jungmensch ein Führer zum Ideal und reinen Glück sein will. In vierzehn Abschnitten geleitet Dichtung, Lied und Bild durch alle Fragen, Wünsche und Erhebungen, die ein junger Mensch zu durchleben vermag, zum Ziel des Letzten und Ewigen. Mehr als eine Anthologie ist versucht und zustande gebracht worden. Die Sammlung des Besten, womit die Künste des Wortes, Bildes und Liedes zum jungen Menschen sprechen, ist zu einer Ganzheit geschlossen und mit sorgender, verständlicher Liebe für Jugend und Volk gestaltet. Was das Kunstwerk dem jugendlichen Verständnis nicht zu sagen vermag, wurde in einer Reihe von klugen, knappen Aufsätzen eingestreut behandelt. Avenarius, Rosegger, Albricht u. a. geben Weisungen in den Fragen des Alkohols und Geschlechtslebens, der Bildung, Berufswahl, Geselligkeit und Erholung ebenso wie der äußeren Lebensformen, der Wohnungsgestaltung, Kleidung usw. Auch denen, die sich eigene, strenge Wege schaffen, wird das Buch mehr als bloße Anregung geben und auf den steinigen Straßen des Lebens zu den goldenen Sternen der Welt unserer Dichter und Denker als Weisheits-, Schönheits- und Freudekünder hilfreiche Führung sein.

Eltern und Erziehern in die Hand gegeben sei die kleine Ausgabe des ehemals vom Dürerbund zusammengestellten Buches „Am Lebensquell“, das unter dem Titel „Was das

Kind wissen will" im Verlage Alexander Köhler, Dresden, erschien (Hln. M. 3.—). Der Band erhält aktuelle Bedeutung durch die gegenwärtig wieder stark umstrittene Frage der geschlechtlichen Aufklärung in der Schule. Lehrer, Geistliche und Eltern geben in zwanzig Aufsätzen ihre Ansichten, die umso beachtlicher erscheinen müssen, als ihre erzieherische

Wirkung ausnahmslos durch die Erfahrung erprobt worden ist. In diesem Zusammenhang sei erneut auf Hermann Poppers Erziehungsroman „Helmuth Harringa" hingewiesen, der, im gleichen Verlage erscheinend (Ganzleinen M. 5.—), nunmehr das 310. Tausend erreicht hat, eine seltene, aber entgegen der Regel verdiente und berechtigte Auflageziffer.

Otto Aug. Ehlers.

Unamuno.

Der Verlag Meyer & Jessen, München, hat die dankenswerte Aufgabe übernommen, der repräsentativsten Gestalt des spanischen Geistes bei uns eine Heimstatt zu bereiten, indem er Miguel de Unamunos Gesammelte Werke (herausgegeben von Otto Buek) in deutscher Uebersetzung darbietet. Des Vicerektors der Universität von Salamanca und Vicepräsidenten der spanischen Liga der Menschenrechte literarischer Ruhm ist später zu unseren Ohren gedrungen, als es die Statthalter europäischer Geistesorientierung in Deutschland aus Prestigegründen rechtens verantworten können. Auch sie aber mögen des flugs zum „spanischen Dostojewski" gestempelten Name erst buchstabieren gelernt haben, als der Diktator vor zwei Jahren den philosophischen Epiker auf die Insel Fuerteventura verbannte und nach vier Monaten Frühlingsaufenthalt in den stärkenden Winden des Atlantischen Ozeans gegen eine romantische Flucht an die Seine nichts einzuwenden hatte. D'Annuncios und Rollands Stimmengewalt tat ein übriges, dem „kostbarsten Juwel im Diadem Spaniens" gespannte deutsche Erwartung zu bereiten.

Und selbstamerweise erwies sich Unamuno trotz des Lobesüberchwangs seiner Trompeter als — ein sehr beachtlicher Erzähler und eigenwilliger, wenngleich stark in Konventionalität befangener Philosoph. Freilich in keinem Maße von europäischer Gestalt und Geltung, wie geschäftig glaubhaft zu machen versucht wird. Wie sollte auch er, der sich als „mittelalterliche Seele" fühlt und die Seele seines Landes als mittelalterlich empfindet, der die Stimme der spanischen Uebersetzung, der Richter spanischen Gewissens ist, zu europäischem Format gelangen können?

Nein, er kommt uns gut und gerne spanisch: unserm Verständnis gleichwie seinem Verständlichmachen ist eine der Völkerscheide entsprechende Grenze gesetzt. Sie zu leugnen, hieße spanisches kulturelles Eigenleben als Ausfluß sonderlich geistig-nationaler Vergangenheit und Uebersetzung leugnen. Hieße den Dichter in ein vergleichendes europäisches Schema zwingen, in dem er mit seiner volklich gebundenen Eigenart alle Größe verlöre.

Von Unamunos Werken liegen bisher drei Bände in teilweise wenig gelungener Uebersetzung vor: Der Roman „Abel Sanchez", die Geschichte einer Leidenschaft" (Un. M. 5.—), die Novellen „Der Spiegel des Todes" (desgl.) und sein philosophisches Bekenntnis „Das tragische Lebensgefühl" (Un. M. 9.—). Aus diesen Arbeiten tritt uns ausnahmslos zuerst der Mensch Unamuno entgegen. Ein Ethos tiefgründigen Menschentums erfüllt Wort und Sinn jeder Gestaltung, jedes Gefühls, jedes Gedankens mit ernster, warmer, inniger Güte. Hinter dem Menschen schiebt sich langsam der Dichter oder Denker hervor und greift gleichsam ordnend aus notwendiger Absicht in den Bau der Epik und Gedanklichkeit. Das geschieht vielfach leidenschaftlich, ironisch, überraschend schwungvoll, aber nie gewalttätig und des Unterstroms von Herzlichkeit und selbstverwunderter Naivität bleibt man gewiß. Sei es in dem philosophischen Werk, in dem sonst psychologisch wenig zwingenden Roman „Abel Sanchez" oder in der einzigartig stilisierten Novelle „Ein ganzer Mann", die als das wertvollste Zeugnis des Dichters erscheint: immer ist es der Mensch, dessen synthetischer Ausschöpfung alles Bemühen von Gedanke und Gefühl, Problem und Gestaltung gilt. Es ist

„der Mensch von Fleisch und Blut“ (nicht „das Menschliche“ oder „die Menschlichkeit“), der im Mittelalter befangene Hispanier, der Mensch, der aus der Gleichförmigkeit der alt-kastilischen Hochebene als einzig Beunruhigendes und Erregendes immer wieder

in das Erlebnis des Dichterphilosophen tritt. Und den er möglicherweise zum 20. Jahrhundert und einer Renaissance-Tat erwecken könnte. Vielleicht . . . die kommenden Verdeutschungen werden den Ausblick klären helfen.

Otto Aug. Ehlers.

Das Studium der Theaterwissenschaft in Deutschland.

Unter diesem Titel veröffentlicht Dr. Hans Knudsen im „Handbuch für das Hochschulstudium in Deutschland, ein Führer für ausländische Studenten,“ (im Auftrage des Auslandsamtes der Deutschen Studentenschaft herausgegeben von Walter Zimmermann und Heinz Hendriock, Verlag Hochschule und Ausland G. m. b. H., Charlottenburg) eine Broschüre, die wert ist, über ihren eigentlichen Zweck hinaus, — nämlich: die ausländische Geisteswelt auf eine neue deutsche akademische Lehrdisziplin aufmerksam zu machen —, im ganzen deutschen Sprachgebiet regste Beachtung zu finden.

Theaterwissenschaft als selbständige Disziplin ist ein Produkt der letzten Jahrzehnte. Das Bestreben, sie als akademisches Lehrfach — gleichberechtigt mit den übrigen Kunstwissenschaften — durchzusetzen, ist bisher erst zum Teil realisiert worden. Die junge Wissenschaft hatte — und hat noch — große Widerstände zu überwinden, sowohl was ihre Anerkennung durch die Universitäten als auch was ihre Wertschätzung seitens der Theaterpraxis anbelangt. Die Universitäten vertraten bis vor kurzem den Standpunkt, es gäbe wohl eine wissenschaftlich zu betreibende Theatergeschichte (die irgendwie mit der Germanistik zu verknüpfen und von den Vertretern der Germanistik im Vorbeigehen mitzuerledigen sei), Probleme des lebenden Theaters jedoch mit akademischer Wissenschaftlichkeit zu traktieren, sei nicht möglich. Die Theaterpraxis hinwiederum glaubte, in den zu gründenden theaterwissenschaftlichen Universitätsinstituten neue und planmäßige Brutstätten erblicken zu müssen für den mit Recht so wenig geschätzten, zwar äußerst gebildeten aber vollkommen theaterfremden Typus des sogenannten lateinischen Regisseurs. Das Verdienst des Berliner Universitätsprofessors Dr. Max Herrmann ist es, durch eigene wissenschaftliche Produk-

tion (Forschungen zur deutschen Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance) und durch seine akademische Lehrtätigkeit das Lehrgebäude der modernen Theaterwissenschaft aufgerichtet und sie geistig wie methodologisch von der Literaturwissenschaft abgetrennt und ihren heute nur noch von Böswilligen bestreitbaren Wert für die Theaterpraxis fundiert zu haben.

Einleitend beleuchtet Knudsen in seiner lesenswerten Broschüre Sinn und Ziel der Theaterwissenschaft. Der Hauptteil ist den theaterwissenschaftlichen Instituten der deutschen Universitäten (Berlin, Frankfurt a. M., Kiel, Köln, München), der Charakteristik der an diesen gepflegten besonderen Lehrmeinungen und ihrer wichtigsten Vertreter gewidmet. Am ausführlichsten wird Berlin behandelt. Mit Recht: insofern nämlich, als Berlin dem Theaterstudenten einerseits die größten Möglichkeiten gibt, das im Institut theoretisch betriebene praktisch nachzuprüfen, indem ferner Berlin der Sitz der führenden Theaterorganisationen ist, indem in Berlin wichtige Theater-sammlungen kostümkundlicher wie archivalischer Art beheimatet sind, indem das Berliner Institut bereits über eine respektable Anzahl qualifizierter Lehrer, reiner Wissenschaftler (neben Herrmann vor allem Julius Peterßen und Knudsen), sowie solcher, die durch die Praxis zur Wissenschaft gelangt sind (wie etwa Gregori, Droyscher, von Glasenapp, Satori-Neumann) verfügt, indem schließlich das Berliner Institut als einziges vollkommen unabhängig vom Germanistischen Seminar sein autonomes Dasein führt. Das Hauptkennzeichen der von Herrmann begründeten Berliner theaterwissenschaftlichen Schule ist, daß sie sich nicht auf die Theatergeschichte beschränkt, sondern den ganzen Komplex des modernen Theaters, seine künstlerischen, technischen und rechtlichen Probleme zu erfassen bestrebt ist, daß sie die

Theatergeschichte nicht vom Standpunkt des Dramas, sondern vom Standpunkt des Theaters selbst betreibt, daß sie das Theater der Vergangenheit von der intensiven Kenntnis des modernen Theaters ausgehend zu erschließen sucht. An den übrigen der genannten Universitäten sind die theaterwissenschaftlichen Institute Unterabteilungen der Germanistischen Seminare, allerdings ist es in Köln durch die Bemühungen des Privatdozenten Dr. Carl Nießen bereits gelungen, Theaterwissenschaft als Prüfungs-Nebenfach anerkannt zu sehen. Das Institut in Frankfurt a. M. (unter Dr. Pfeiffer-Belli) beschäftigt sich u. a. mit öffentlichen Theateraufführungen, die aus den seminaristischen Uebungen heraus wachsen (was in Berlin prinzipiell abgelehnt wird, da nach Max Herrmanns wohl begründeter Ansicht ein akademisches Institut nur das für den Regisseur, Dramaturgen und Kritiker notwendige theaterwissenschaftl. Rüstzeug zu vermitteln, sich aber nicht zu einer Schauspieler-Fachschule auszuwachsen hat). Kiel unter Leitung von Professor Eugen Wolff ist besonders

wesentlich durch instruktive Sammlungen (u. a. existiert in Kiel bereits ein Lautarchiv). München besitzt das neuerdings durch die große Rößersche Sammlung historischer Bühnenmodelle vervollkommnete Klara Ziegler-Museum; ein theaterwissenschaftliches Institut ist dort erst in Gründung begriffen. Die in Frage kommenden präsumptiven Leiter sind Professor H. H. Vorchardt und Professor Arthur Kutschler, von denen letzterer die Theaterwissenschaft in nahem Zusammenhang mit der Bildkunst-Wissenschaft zu rücken bemüht ist.

Es ist natürlich unmöglich, den in Knudsens knapper Broschüre schon stark komprimierten Gehalt in einem noch knapperen Referat noch weiter zu konzentrieren. Es sollte lediglich die Aufmerksamkeit der breiteren Öffentlichkeit auf eine akademische Lehrdisziplin gelenkt werden, über die bisher leider noch zu wenig bekannt ist und auf jene Knudsen'sche Broschüre, die in hohem Maße geeignet ist, als erster Führer an diese Disziplin heranzuleiten.

Dr. Franz Mirow.

Die Schriftfrage, eine Federfrage!

Die Schönheit alter Schriften war zu einem großen Teil ein Ergebnis der automatischen Strichstärke der Rohr- und Kielfeder. Seit der Alleinherrschaft der Spitzfeder im 19. Jahrhundert ist der Wechsel der Strichstärke nicht mehr eine notwendige Folge eines bestimmten Federschnittes, sondern hängt von der Willkür des Schreibers ab. Bei dem Wegfall der formbildenden Breitkantfeder ging ein sich selbsttätig ergebender Schmuckwert verloren. Bei schlechtem Papier hemmte die Spitzfeder auch den Fluß der Linienführung. Vollständig versagen mußten sie, wenn die Längsachse nicht annähernd in die Richtung der Grundstriche gebracht wurde. Zeigt der Halter zur Schulter, dann kann das Kind die Schrift nicht sehen. Der Kopf neigt sich nach links, die Schultern folgen, die Wirbelsäule verliert ihre aufrechte Haltung und erfährt eine Drehung, verbunden mit einer Krümmung, der Körper sinkt in sich zusammen. Faßt man dagegen den Halter nicht zu kurz, etwa wie der Zeichner den Bleistift und hält den Unterarm zur Tischkante in einem

Winkel von 30—45 Grad, so liegt die Schreibfläche für das Auge frei. Noch über die Schulzeit hinaus, wenigstens aber in den unteren Stufen, zeigt der Handrücken nach außen. Da dann der rechte Federbalken im Wege steht, kommt als handgerechte Feder eine mäßig nach rechts geschrägte Breitkantfeder in Frage. In den Anfangs- und Uebergangszeiten zur Fingerschrift kann nur eine kurzschnabelige Feder in Frage kommen. Als Anfangsfeder wird man eine nicht zu schmale Form wählen, weil sonst die Wirkung der Breitfeder nicht genügend hervortritt. Würde man eine linksgeschrägte Feder wählen, so entstünde eine Schrift mit verkehrter Schattenlage. Wenn der Handrücken bei Kindern ausnahmsweise zur Decke zeigt, wird man die linksgeschrägte Feder nehmen, wie sie in der Verkehrsschrift üblich ist. Wegen der Anfangsschwierigkeiten kann eine Breitkantfeder aber erst etwa im 3. Schuljahr benutzt werden. An den Anfänger darf die Schulfeder fast keine Anforderungen stellen. In der Vorstufe und der Zeit des ausbauenden

Schreibens kommt deshalb neben dem Milchgriffel und dem Mittelweichen Bleistift eine grobe Kugelfeder in Frage, die bei jeder Handlage leicht über das rauheste Papier gleitet und einen saftigen, gleichstarken Strich (Schnurzug) ergibt. Nach einigen Wochen greift man zur Kugelspitzfeder, einer wesentlichen Verkleinerung der Kugelfeder. Nicht wenige Lehrer lassen von Anfang an eine Kugelspitzfeder F (fein) benutzen und behalten sie in der ganzen Schulzeit bei. Nach Versuchen mit der Breitkantfeder kehren manche Kinder zur gewöhnlichen Feder zurück. Es empfiehlt sich, vor der eigentlichen Breitkantfederschrift (Band-schrift) umfangreiche Vorübungen machen zu lassen, damit das Kind urteilsreif gemacht wird. Wenn man auch die Spitzfeder bei der kunstmäßigen und handwerklichen Gesundung des Schreibunterrichts und der Gesundheitspflege verwerfen muß, so kann ihr doch nicht jede Berechtigung abgesprochen werden. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß viele Berufsschreiber der schmalen Breitfeder (Eilfeder) und Kugelspitzfeder den Vorzug geben. Methodisch wünschenswert ist

es, daß man in etwa folgender Reihenfolge die Schreibgeräte wählt: Milchgriffel, Bleistift, grobe Kugelfeder, Kugelspitzfeder M und F, sehr breite, starre, schwach rechtsgechrägte, kurz-schnabelige Breitfeder, einige schmalere und elastischere rechtsgechrägte Federn, linksgechrägte, verschieden breite Breitfedern, Spitzfeder M und F. Man könnte in der teuren Gegenwart sich auf 2 Federn beschränken, die auch als Verkehrsfedern in Frage kommen: Kugelspitzfeder F und rechtsgechrägte schmale kurz-schnabelige Breitfeder. In Augenblicksnöten sollte man den Charakter des Breitzuges an selbstgeschnittenen Holzspänen kennen lehren. Die Kinder lernen materialkundlich denken und werden zur Sparsamkeit angehalten. Um Anhaltspunkte für die Federwahl zu geben, verweisen wir auf die Erzeugnisse der bekannten Stahlfederfabrik Brause & Co., Iser-lohn.

Für die Schulschrift: Kugelfeder 710, Kugelrustikafeder 705, Uebergangsfeder: Rustika 647 (rechtsgechrägt), 648 (linksgechrägt), Rustika 47 r und 441 (schmal). Für Beruf und Leben: Nr. 647 und 648, Nr. 95, 96, 97 und 98.

Nehring's Merk- und Arbeitsbüchlein

für die einzelnen Unterrichtsfächer sind in Neubearbeitungen erschienen. In letzter Zeit haben sich die

Bezirkslehrerräte in Breslau und Allenstein, die Schulverwaltung der Stadt Breslau, die Stettiner Lehrerschaft, viele Schulräte und Zeitschriften höchst anerkennend und empfehlend geäußert. Alljährlich werden weit über 100000 Hilfsbücher von Nehring abgesetzt. Wer die Neubearbeitungen noch nicht kennt, lasse sich Prüfungsstücke für $\frac{3}{4}$ des Preises kommen. Bei Einführung wird der berechnete Betrag gutgeschrieben.

Heinrich Handel Verlag, Breslau 8.

Verlangen Sie bitte

von Ihrem Buchhändler Ansichtsendungen meiner pädagog. Neuerscheinungen oder Prospekt darüber.

Morik Diesterweg, Frankfurt a. M.

Der vorliegenden Auflage ist ein Prospekt der Firma Brause & Co., Iserlohn sowie des Ver-lages Eugen Diederichs, Jena beigelegt, die wir jedl. Beachtung empfehlen.

42



Arthur Dohse

Allenstein

Tuch / Manufaktur / Modewaren

Teppiche / Gardinen / Konfektion

Sächsisches Engroslager

Inh.: FRANZ SCHNEIDER

ALLENSTEIN (Ostpr.)

Fernruf 491 Markt Nr. 13 Fernruf 491

Postscheckkonto Königsberg 9426



Kurz-, Weiss- und Wollwaren

*Trikotagen, Handschuhe, Strümpfe, Wäsche, Schürzen,
Korsetts, Herrenartikel, Baby-Ausstattungen*

Damen- und Kinderkonfektion

*Mäntel, Kleider, Kostüme, Blusen, Röcke, Strickjacken,
Sweaters, Kinderkleider, Rodelgarnituren*

Pelzwaren

Spezial-Abteilung für Damenputz

**Großes Lager in fertigen und vorgezeichneten Handarbeiten
Gardinen, Tisch- und Divandecken, Steppdecken.**

ANFERTIGUNG VON DAMENGARDEROBE

NACH WIENER UND PARISER MODELLEN

NEUHEITEN IN STOFFEN,
SPITZEN UND BESÄTZEN

TELEFON 472

MARTHA KEUCHEL

KAISERSTR. 8

Bekannte, entgegenkommende Schaden=
Regulierungen.

Versicherungen aller Art

Feuer-, Einbruch-, Diebstahl-, Wasserleitungs=
Schäden-, Unfall-, Haftpflicht-, Kraftfahrzeug-,
Fahrrad-, Glas-, Transport-, Aufruhr-, Reise=
gepäck-, Kautions-, Valoren-, Juwelen-,
Kredit-Versicherungen

decken Sie vorteilhaft bei der

„Albingia“

Versicherungs- Aktien- Gesellschaft in Hamburg
- Mühenbecher-Konzern -
durch die

General-Agentur W. Götte
Allenstein, Wadangerstraße 32 - Telefon 313.

Offizielle und stille Mitarbeiter erhalten mühe=
losen, günstigen Verdienst.

Gebr. Robrahn, Allenstein (Ostpr.)

Tel. 747/48



Tel. 747/48

Expedition / Möbeltransport / Lagerung / Brennmaterial

Kenner trinken nur die

Qualitätsbiere der Brauerei Englisch-Brunnen Elbing Zweigniederlassung Allenstein

Friedrich Wilhelmspl. 5 - Fernspr. 16

Spezial-Sporthaus

Warkalla & Franke

Königsberg (Pr.) Steindamm 119/21, Tel. 6198

Allenstein (Ostpr.), Wilhelmstraße 13, Tel. 219

Bekleidung und Geräte für Turnen u. Sport

Lieferant der Behörden und Vereine.

Karl Kahl, Lederhandlung

Sattlerbedarfsartikel

Schuhmacherbedarfsartikel ☒ Schubpflegemittel

Allenstein

Kirchhoffstraße 7 am Neuen Rathaus

Sernspreeher 295

Martin Hesse vorm. Geschw. Monden, Allenstein

Oberstraße 17.

Empfehle mein gut sortiertes Lager in:

Glas-, Porzellan- und Steingutgeschirre, Kristalle, Nickelwaren.

Aluminium- und emaillierte Kochgeschirre, sämtliche Haus- u.

Küchengeräte sowie Haushaltungsmaschinen,

eiserne Bettstellen, Matratzen, Waschtische, Waschgarnituren.

———— Solinger Stahlwaren. ————

C. Helbig, Allenstein, Markt 3

Gegründet 1879

Größte Ausstellung

in Schlafzimmern, Herrenzimmern, Speisezimmern, Wohnzimmern,

sowie jede Art Ergänzungsmöbel, Polsterwaren, Dekorationen,

Möbelstoffe, Teppiche, Gardinen.

J. Frenschkowski & Sohn, Allenstein

Telefon Nr. 160 --

Warschauerstr. 8/9

Leistungsfähigstes Etablissement für

chemische Reinigung und Färberei

von Garderoben aller Art.

Tel.
278

S. Chrzanowski, Allenstein

Tel.
278

Hohensteinerquerstr. 16



Kohlen, Koks, Briketts, Holz
einzeln und waggonweise, frei Keller und
ab Hof zu billigsten Tagespreisen.



Jak. Gödert

Brot- und Feinbäckerei

Alenstein

Hohensteinerstr. 28
(am Standort-Lazarett)

Täglich frischen Kaffeekuchen sowie
Bestellungen auf Torten u. bunte
Schüsseln usw.

Spezialität: Täglich frisches

Grahambrot
und Spekulatius.

Otto Malewski

Brot- und Feinbäckerei

Alenstein

Trauzigerstr. 2

Fernruf 865

Täglich 2 mal Brot
und frische Brötchen
sowie Kaffeekuchen.

Chemische
Reinigungs-Anstalt

Hugo Toffel

Alenstein

Kreuzstr. 2

Sauberste Ausführung
bei soliden Preisen.

Fischzentrale
vorm. **A. Jost Nchf.**

Zeppelinstraße 23

Fernruf 750

Alenstein

Fisch- u. Delikatessenhandlung
Spezialität: Geräucherte Fische.

Kurt Moebius

Alenstein

Fernspr. 302

Kaiserstr. 16

(Ecke Bismarckstr)

Kolonialwaren, Delikatessen,
Südfrüchte, ff. Weine,
Liköre etc.

Neu umgebaut!

Feinbäckerei

Gustav Grenz

Alenstein, Zeppelinstr. 17

ff. Kaffee- und Teegebäck
sowie Brot und Brötchen 2 mal
täglich frisch.

Paul Olf

Brot- und Feinbäckerei

Alenstein

Hohensteinerstraße 8

Täglich frisches Kaffee- und
Teegebäck

sowie Bestellgeschäft für
Torten, Kaffee und Teegebäck.

Ma sch i n e n s t r i c k e r e i

G. Geißler

Inh.: G. Bruckert, Alenstein
Krummestr. 9

Schnellste Lieferung sämtlicher Strick-
waren, Jacken, Kleider, Westen usw.
Altestes Geschäft.

Prompte Ausführung. Solide Preise.

Leo Günther, Allenstein / Telef. 4



Bahnspedition, Möbeltransport, Lagerung, Brennmaterial.

D. Brose Nachf.

Inhaber: Fritz Laukel & Max Thomas
Allenstein

Hohensteinerstraße 35

Fernsprecher 138 und 385

Baugeschäft

Dampfsgewerk

Holzhandlung

Bautischlerei

Hans Vitzthum

Großhandlung für Gas- und Wasserleitungsartikel,
sanitäre Anlagen, Badeeinrichtungen, Krippenschalen

Allenstein

Eisenbahnstraße Nr. 17 — Telefon 493.



Oele

Zentrifugen-Oele - Maschinen-Oele - Zylinder-Oele - Auto-Oele

Fette

konsist. Fett - Wagen-Fett

Benzin

Karbolineum

Armaturen aller Art

Holz-Riemenscheiben

Treibriemen

aus Leder- und Kamelhaar

Verpackungen

Schläuche

aus Hanf und Gummi

Meierei, Müllerei- und

Brennerei-Geräte

Roensch & Kegel, Allenstein

Kaiserstraße 21 - Fernspr. Nr. 463

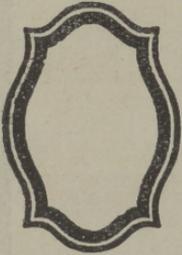
Orthopädische Werkstatt

Hallmann & Co.

Altenstein, Opr.

Remontemarkt 7/8

Anfertigung von künstlichen Gliedern, Stützapparaten, Bandagen, Bruchbändern sowie sämtlichen orthopädischen Hilfsmitteln.



Karl Ramlow

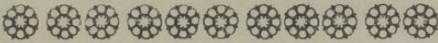
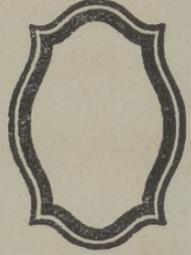
Altenstein

Telefon 396

Magisterstr. 8/9

/ Kunsthandlung /
Bildereinrahmung

Kunst- und Bauglaserei
Glashandlung



Fischneze

liefert zu Fabrikpreisen

Mechan. Netzfabrik G. m. b. S.

Landsberg a. W.

Zweigniederlassung Altenstein

Kaiserstr. 7 - Fernspr. 994



Drahtseile pp.

liefert zu Fabrikpreisen

Kabelfabrik Landsberg G. m. b. S.

Zweigniederlassung Altenstein

Kaiserstr. 7 - Fernspr. 994.



Fremdenheim

A. Teichert

Altenstein

Zeppelinstr. 1

Telefon 918

Erstklassiges Fremdenheim
gegenüber dem Neuen Rath-
haus, Haltest. der Straßen-
bahn und unmittelbarer
Nähe des Stadttheaters

== Zimmer mit 1 und 2 Betten ==
Solide Preise
Auf Wunsch Verpflegung.



Hohenzollern-Apotheke

an der Johannisbrücke

Allenstein

Fernsprecher 26

Allopathie	Homoeopathie	Biochemie
Lager fast sämtlicher in- und ausländischer Spezialitäten	nach: Dr. Willmer Schwabe Ottinger p. p.	nach: Dr. Willmer Schwabe Ottinger Prof. Dr. Mauch Dr. Zimpel Thorraduram-Werke Crefeld

Reserviert für

Ostdeutsche Automobilwerkstätte Albert Koch

ALLENSTEIN

Bahnhofstr. 65 - Fernruf 132

U. G. Thiel, Allenstein

Kaiserstr. 35/36

Spedition

Möbeltransport
Brennstoffhandlung

Lagerung

Telefon 62



Ronditorei Richter

Allenstein

Zeppelinstr. 15 (Eingang Jägerstraße)

Anfertigung von
erstklassigen Kuchen, Torten,
Kaffee- und Teegebäck
auch für Hochzeiten und sonstige Fest-
lichkeiten.

Spezialität: Frankfurter Butterkranz
Ladenverkauf und Kaffee.

Max May

Brot- und Feinbäckerei

Allenstein

Bismarckstr. 2. — Fernruf 527

Lichtbild-Anstalt

H. Klimaschewski

Kaiserstr. 30 Allenstein Kaiserstr. 30

Photograph. Aufnahmen zu jed. Tagesz.
Paßbilder schnellstens.
Geöffnet 8—6 Uhr.

Feinbäckerei

Wilhelm Becker

Allenstein

Königstraße 75

Täglich 2 mal frisches Brot
und Brötchen

sowie ff. Kaffeekekuchen
in reichhaltiger Auswahl.

Rathaus-Ronditorei

Osterode (Ostpr.) Inh.: Rich. Nabs
Fernruf 27

Größte Konditorei
und vornehmstes Café am Platze

Ruhiger und angenehmer Aufenthalt Parterre
und 1. Etage. — Beliebt. Fremdenlokal. —
Treffpunkt der Gesellschaft. — Bestimmungsgeschäft
Sämtliche Bestellungen auf Kuchen und
Torten, Dessertgebäck und Eis werden
pünktlich und in feinsten Ausführung geliefert.

Köppe'sche

Musikalienhandlung

in Verbindung mit

Piano-Magazin

J. A. Pfeifer

Allenstein

Wilhelmstraße 12



Größtes Lager in klassischer
und moderner Musik für
alle Instrumente.

Einzel- und Bandausgaben
Edit. Schott (9000 Nrn.)

Neu aufgenommen:

Saiten und Zubehörteile

Vorspiel-Pianos

stehen meiner geehrten Kund-
schaft jederzeit zur Verfügung

Verwand nach auswärts
überallhin.

Der Schuh für Jedermann!

vom elegantesten Luxusschuh bis zum soliden Arbeits-Strapazier-
Stiefel

Alzak

Schuhhandelsges. m. b. H.

Spezialfabrik „Dorndorf“ „Chasalla“
Osterode — Alter Markt 16

HABECO-GLANZSTERN



der orient. Zigarettenstängel
// für die kleine Pfeife //

HABECO-Glanzstern das Beste
für den Kenner

erhältlich in allen besseren Spezialgeschäften.

Peter Aockt, Buch u. Kunsthandlung
Elbing, Fischerstr. 35, Fernspr. 281

Carl Schwifflay, Osterode (Ostpr.)

Fernruf 78 — Neuer Markt 20

Büro-Bedarf
Büro-Möbel Büro-Maschinen
PAPIER-HANDLUNG
— Bildwerke —
Radierungen und Kunstdrucke

TAPETEN
in bester Auswahl in moderner
und stilvoller Zeichnung
Tapeten- und Bilderleisten
Zeitgemäße Bildeinrahmung

Kultur und Kunst

Eine Schrift der Zeit für Gegenwart und Zukunft
Organ für kulturelle und geistige Werte

Erscheint zwanglos
Einzelheft 25 Pfg.

Herausgeber: PAUL KÖPPE

Anzeigen-Tarif
auf Verlangen

Erkenntnis.

*Die Schönheit dieser Welt ist dir erschlossen,
doch sehnd nur darfst du sie still begehren,
die Engen dumpfer Arbeitsstätten wehren
das ferne Glück, das flüchtig du genossen!*

*Zu Seufzern ist dein leiser Ruf zerflossen,
den in den weiten unbegrenzten Sphären
die bösen Weltengötter nicht erhören
weil sie das Weh der eigenen Schuld verdrossen.*

*Und fassungslos sehn wir die Auserwählten
im Vollgenuß des Unverdienten leben,
indessen reine Geister darabend abseits stehen!*

*Und immer zählst du zu den Ungezähl'ten,
die glutvoll nach des Lebens Höhe streben,
und deren Seelen wie ein Hauch verwehen!*

P. K.

Peter Aekt, Buch u. Kunsthandlung
Elbing, Fischerstr. 35, Fernspr. 281



Zweiter Jahrgang

November 1926

Verlag »Kultur und Kunst«, Berlin-Mariendorf.

Ostdeutsche Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Oliva,
Schefflerstraße 2

Verlag Georg Stilke, Danzig-
Berlin NW 7.

Die „Ostdeutschen Monatshefte“, die vor etwa sieben Jahren unter den schwierigsten Verhältnissen im deutschen Osten begründet wurden, sind heute als wichtiger Kulturträger anerkannt. Die Schönheit der ostdeutschen Landschaft tragen sie in Wort und Bild in die weite Welt, und ostdeutsche Kunst und ostdeutsches geistiges Leben findet in ihnen einen bedeutsamen Niederschlag.

Erschienene Sonderausgaben:

Danzig, Königsberg, Marienburg, Schlesien, Oberschlesien, Memel, Gefallene Ostdeutsche Künstler, Ostdeutsche Frauen, Graudenz-Thorn, Das schöne Ostpreußen, Polen, Posen-Bromberg, Erstes u. zweites Baltenheft, Ostseebäder der baltischen Küste, Elbit, Hermann-Steher-Ausgabe, Erstes Philosophenheft (Kant und Schopenhauer), Olivaheft, Grenzmarkheft, Die Deutschen in Rußland, Die Rheinlande und der deutsche Osten, Ostdeutsche Landschaft und Natur, Lönshheft, Die junge Generation, Marienburg-, Königsberg-, Finnland-, Siebenbürgen-, Artushojheft usw.

Geplante Sonderausgaben:

Elbing, Galizien, Grenzstädte des Ostens, Frankfurt a. O., Preußen-Pommern, Deutsche Burgen und Schlösser, Ostschlesien.

Preis 1.25 Rmk. pro Heft.

Sobald erschienen: „Deutscher Geist im Osten“ 1. Band Sammelwerk.

Herausgeber: Carl Lange
Verlag Stilke.

UNSER WEG.

In einjähriger stiller Arbeit hat der Gedanke dieser Zeit-Schrift sich aus mancherlei Ansätzen geformt; aus mehrfachen Versuchen sind nach und nach bestimmte Aufgaben lebendig herausgewachsen. Der aus der Fülle der Befähigten erlesene bunte Blütenkranz kann noch nicht mehr sein als ein Wegweiser, der uns die Richtung durch das Dickicht zeigt, in dem wir irren, hasten und mit Vorsicht schreiten. Noch haben wir die Quellen, die wir suchen, nicht erreicht; wir sind noch nicht umrauscht von jenen wilden Strömen, die reißend sich in ihrem selbsterwählten Bette überstürzen: Wir gehen steil und langsam nur voran, stehn abseits von dem Lärm der „großen Welt“ und rüsten uns, vereint an Haupt und Gliedern, uns durch das schreiende Getümmel, das eines Tages uns begegnen wird, mit der gesunden Kraft des ehrlichen Gewissens hindurchzuschlagen und den Uebergang in jene friedlichen Gefilde zu erringen, die jenseits alles Streites um menschlich-irdische Begriffe von wert und unwert, gut und böse liegen.

Wer guten Willens ist, sei jeder Zeit willkommen, die Kämpferschar zu stärken und zu mehren. Wir rufen alle auf, die — heut noch unbewußt — in sich das Sehnen nach Besinnung tragen und die des Führers durch die Zeit entbehren.

Aus allem wüsten, wirren Durcheinander der trüben Tage drängt ein Sein ans Licht, in dem wir wieder freudig hell dem Tag begegnen. Jedoch nur der wird sich des Segens freuen, der ihn in sich gesucht und geistig frei errungen hat und dazu wollen wir uns gegenseitig helfen und so dem ganzen Volke Wegbereiter sein!

Verlag und Schriftleitung der
Zeit-Schrift „Kultur u. Kunst“.

Brief an unbekannte Freunde.

Meine lieben Freunde,

Ihr, die ihr unbekannt und euern Nächsten fremd auf stillen Straßen wandelt, seid mir begrüßt im Geiste! Ich nenne euch Freunde, denn ich weiß, daß eure Seelen von dem gleichen Zeit- und Weltgefühl getragen sind wie mein eigenes Empfinden. Deshalb verbindet uns eine Gemeinsamkeit des Erlebens, das nur durch die äußeren Erscheinungen dieses Erdenwallens und seiner oft fatalen Sitten und Gebräuche verschieden ist. Leider können nur sehr wenige der so behinderten Menschen sich von der Gebundenheit beschränkter gesellschaftlicher Anschauungen freimachen, aber diese Seltenen sind die wirklich Wertvollen, wie es ja eine merkwürdige Tatsache ist, daß alles Gute und wahrhaft Edle — insoweit es mit irdischen Maßen gemessen wird — nur einen sehr kleinen Anteil am Weltenvorkommen hat.

Selten ist die Schönheit der Metalle, verschwindend gering in der Fülle wildwuchernder Pflanzen jedes edle Gewächs; — schöne Körper bei Mensch und Tier ob ihrer Kostbarkeit begehrt. Alles Stoffliche, das in Fülle auftritt, ist minderwertig und Schönheit jeder Art ist rar. Wie im Stofflichen so auch im Geistigen, denn unsere Geistigkeit ist körperlich gebunden und unsere Körperlichkeit ist irdisch allzusehr verstrickt. Den Fortschritt wollen, heißt in diesem Sinne: Streben nach Lösung, nach möglichster Freimachung von irdischen Bedingtheiten, denn der Mensch ist noch ein junges, in den Anfängen seiner Entwicklung stehendes Einzelglied der Schöpfung. Lasset uns daran arbeiten, hier zu unserm bescheidenen Teile zu helfen, dann haben wir eine schöne und große Aufgabe zu erfüllen.

Ganz besonders zu bekämpfen ist ein gewisser dünnlicher Hochmut, der — wie leider festgestellt werden muß — allzu häufig Teil unseres Wesens ist. Er mag rein menschlich bedingt sein und insofern berechtigt, als man im Vertrauen auf den eigenen Wert den des Andern nicht zu überschätzen braucht. Jedoch darüber hinaus sucht man gemeinhin von vornherein, ohne überhaupt die Mühe einer gerechten Prüfung auf sich zu nehmen, die Bedeutung solcher Personen, die einem wegen irgendwelcher Nichtigkeiten unbequem sind, herabzusetzen. Beschämend sind die »Gründe«, die hierfür gelten und die man bezeichnenderweise nicht einmal sich selbst einzugestehen wagt. Da wirkliche, objektiver Prüfung standhaltende Anlässe sehr selten sind, beweist die Häufigkeit der beklagten Erscheinungen im öffentlichen Leben die Richtigkeit der Behauptung, daß es lediglich Dünkel, Voreingenommenheit, Standesüberhebung und angewöhnte Blasiertheiten sind, die zu solcher ganz allgemein ablehnenden Haltung führen und die sich nicht nur Menschen gegenüber geltend macht, sondern auch bei allen oder vielen Neueinrichtungen im gesamten Kultur- und Geistesleben zutage tritt. Forscht man tiefer nach, so entdeckt man, daß eine solche Haltung stets von einem beschränkten, engsinnigen Verstande diktiert wird und somit ergibt sich die dem Kenner allerdings nicht unbekannt betrübliche Tatsache, daß ein erschreckend großer Teil gerade des sogenannten »gebildeten« Publikums seine Ein-

»Bildung« dazu mißbraucht, deren Abglanz wie den Lichtkegel einer fernen Blendlaterne durch einen nach außen hin zunächst verblüffenden Spiegelschein aufblitzen zu lassen, bis dessen Ursprung sich dann allerdings bei näherem Zusehen als eine recht klein und schwach flackernde Strahlenquelle erweist.

Wollen wir an diesen Zuständen wirklich etwas ändern, so bedarf es neben der Erkenntnis des Uebels in erster Linie des Eingeständnisses unserer Schwächen sowie weiterhin des guten Vorsatzes zur Festigkeit, die die Arbeit an uns selbst immer erfordert. Wir müssen bereit und fähig sein, in uns alle Fehlerwurzeln zu beseitigen, um den Boden für die guten Vorsätze vorzubereiten. Haben wir dies erreicht, so müssen wir uns vornehmen, künftighin jeden Menschen, der uns begegnet, unbeeinflusst durch Nebenumstände aller Art nach seinem eigenen Wert oder Unwert auf Herz und Nieren zu prüfen, wobei unsere eigene geschätzte Person ganz in den Hintergrund zu rücken hat. Diese letztere Uebung ist besonders anstrengend, aber dafür auch umso lohnender. Vor allem Herren mit großen und langen Titeln ist sie als gute sportliche Uebung dringend zu empfehlen, darunter denjenigen, die mehr oder minder unverdient zu ihrem Range kamen, wieder ganz besonders.

Der Erfolg wird eine früher nicht gekannte Aufgeschlossenheit den Menschen und Dingen, den Ereignissen, der Zeit und dem Leben gegenüber sein und wenn wir dann in weiterer Folge dieselbe Offenheit bei Anderen finden die uns begegnen oder wenn wir gar das große Glück haben sollten, sie unsererseits in ihnen zu erwecken, dann werden wir diesen schönen Erfolg wie eine göttliche Gnade empfinden und dem Schicksal danken, daß es uns so wachsen ließ. Wir streben alsdann nach dem großen Einklang dieses Lebens, das uns geschenkt ward, damit wir uns in ihm erkennen und aus ihm erlösen, indem wir es durch das einfache Mittel überwinden, das uns der Schöpfer in die Wiege legte und das wir bisher immer mit den letzten Kindeskleidern wie etwas Entwürdigendes abstreifen: das schöne Mittel offener Menschlichkeit!

Paul Köppe.

Uebrigens:

Mit »geistreich« bezeichnen wir die Aeüßerungen eines hohen Intellekts: Aber ist dieses Wort richtig gewählt? Bedeutet Geistesreichtum nicht vielmehr die Quantität denn die Qualität? »Geistvoll« scheint mir richtiger zu sein, aber was bedingt überhaupt die Geistesgröße? Die Menge oder die Güte des uns verliehenen Geistes? Und woher kommt die Verschiedenheit dieses »abstrakten Rohstoffs«?



Aufruf zum Bezug!

Jene, welchen dieses Blatt zur Durchsicht zugeht, sind gebeten, es zwecks Unterstützung des damit begonnenen Zielstrebens regelmäßig zu beziehen. Der geringe Preis von 25 Pfennig für ein alle 6-8 Wochen erscheinendes Heft bedeutet gewiß kein Opfer, läßt sich jedoch nur dann aufrecht erhalten, wenn eine wirklich große Zahl von Dauer-Abonnenten den tragfähigen Unterbau für ein erfolgreiches Arbeiten bietet. Durch mehrmaliges Umsonst-Versenden hat sich die Meinung gebildet, die regelmäßige Zustellung könne auch weiterhin unberechnet erfolgen. Das ist leider nicht möglich, weil der Drucker nicht ohne Entgelt drucken, der Autor nicht ohne Honorar schreiben kann. Deshalb wird gebeten, den anhängenden Bestellschein freundlichst auszufüllen und ihn entweder der nächsten Buchhandlung zu übergeben oder gegebenenfalls an den Verlag einzusenden. *

Bestellschein

Bitte genau ausfüllen, deutlich schreiben, abtrennen und an Ihre Buchhandlung senden!

Ich bestelle hiermit aus dem Verlag „Kultur und Kunst“ in Allenstein Ostpr.
bei der Buchhandlung

Peter Aekt, Elbing

„Kultur und Kunst“
Organ für kulturelle und geistige Werte

(Ort) _____, den _____ 192____, _____ Straße

(Unterschrift) _____ Stand: _____

Bücherzettel

3 Pfg.
Marke

An

Verlag Kultur und Kunst

(durch die Buchhandlung *Peter Ackt, Elbing*)

Allenstein

Zeppelinstraße 23

Vom Gegenständlichen in der Kunst.

Von Karl Maria Grimme, Wien.

Ein wirkliches Verständnis für Kunst findet man selbst bei Kunstliebhabern nicht allzu oft. Wie dann erst bei jenen Menschen, die nur gelegentlich ein Buch lesen, nur gelegentlich in Ausstellungen gehen oder Theater besuchen! Die Kunstbetrachtung ist eben meist falsch gerichtet, weshalb man fast immer am Äußerlichen des Kunstwerks haften bleibt und so selten den eigentlich künstlerischen Gehalt erfäßt.

Kunsthändler wissen, daß eine Landschaft dann am schnellsten verkauft wird, wenn in dieser Landschaft etwa ein einsamer Wanderer zu sehen ist oder wenn auf der Wiese, die sich zum Beispiel im Mittelgrund eines Bildes befindet, einige Kühe weiden — möglichst noch ein Hirtenjunge mit schwingender Peitsche dabei — oder wenn ein Waldbild durch äsende Rehe belebt wird. Es soll hier nicht untersucht werden, weshalb solche Bilder in der Regel zum Kitsch zu zählen sind und weshalb, im Gegensatz hierzu, Corot, der oftmals in seinen Waldbildern badende Dryaden anbringt und dadurch scheinbar ähnlich wie jene Kitschisten arbeitet, dennoch reiner, echter Künstler bleibt. Warum werden also solche Bilder von den Käufern bevorzugt? Weil der gegenständliche Reiz eines Bildes durch solche Mätzchen erhöht wird.

Und damit erkennen wir sofort, woran die Kunstbetrachtung der meisten Menschen krankt. Ihre geringe seelische Beweglichkeit, herbeigeführt durch unsere einseitig verstandesmäßige Kultur, läßt sie im Kunstwerk immer nur das unmittelbar Greifbare, das Gegenständliche sehen. Daß einzig eine tiefergehende Betrachtung dem Kunstwerk als Kunstwerk gerecht wird, wissen sie nicht, sie bleiben ja immer am Äußerlichen kleben.

Eine solche falsche Kunstbetrachtung muß natürlich zu der Ansicht führen, eine möglichst getreue Wirklichkeitswiedergabe, eine möglichst weit getriebene Ähnlichkeit mit dem dargestellten Vorwurf — die das Kunstwerk zu einer platten Wiederholung der Natur erniedrigt — sei das Hochziel der Kunst. Eine derartige Forderung könnte aber nur dann berechtigt sein, wenn es im Kunstwerk tatsächlich nichts anderes gäbe als eben das Gegenständliche.

Goethe, vor dem sich heute selbst der biedere Dutzendmensch, der ja bekanntlich überhaupt keine Götter kennt, beugt, hat den herrlichen, tiefen Satz geprägt: «Die Kunst beruht auf dem Wesen der Dinge.» Bleibt da von der Forderung nach naturgetreuer Wirklichkeitsschilderung auch nur das geringste? Gibt das nicht zu denken? Und Karl Heinrich von Stein sagt: «Wäre es die Aufgabe des Künstlers, den Gegenstand durch Nachahmung einfach zu wiederholen, so täte nach dem Worte eines älteren deutschen Aesthetikers der Maler besser, den Garten zu pflanzen als ihn zu malen.»

Die einseitige Betrachtung des Gegenständlichen muß dazu führen, eine Häufung des Gegenständlichen als künstlerisch bedeutungsvoll zu halten. Deshalb gefallen jene Bilder so gut, auf denen möglichst viel zu sehen ist: ein Haus gewinnt in einem Gemälde für viele Kunstlieb-

haber an Reiz, wenn in seinen Fenstern Blumentöpfe stehen, eine Landstraße, wenn auf ihr eine alte Frau geht, die nach Möglichkeit noch einen Bund Holz nach Hause schleppt. Genrebilder sind deshalb beliebt, weil auf ihnen gar so viele Einzelheiten zu ergötzlicher Betrachtung locken. Es ist ja auch zu entzückend, wenn man auf einem Bilde sehen kann, wie sich die Freude in den Gesichtszügen der Kinder spiegelt, während ihnen die Mutter die Suppe einschenkt. Ein Gemälde, das eine Wirtshausstube darstellt, wo Bauernburschen zu sehen sind, die sich dem Trunk ergeben oder Karten spielen, wo einer die Ziehharmonika bearbeitet und ein anderer die Allerliebste tätschelt, bedeutet für manchen sogenannten Kunstliebhaber den Höhepunkt der Kunst, denn das Salzfaß auf dem Tisch kann genau so gut erkannt werden, wie die alte Uhr an der Wand, deren heiseres, altersmüdes Schlagen fast zu hören ist. Eine Landschaft aber, auf der nicht mehr wiedergegeben ist als Wiesen und Aecker, flach hingedehnt, und ein oder zwei Bäume am Horizont — wie man es etwa bei Van Gogh findet — kann natürlich bei derartig falscher Einstellung der Kunstbetrachtung nicht verstanden werden. An einem Stilleben von Schuch oder gar Cézanne geht man achtlos vorbei, weil ja darauf nur einige Äpfel zu sehen sind, im besten Falle noch ein Tuch oder vielleicht ein Glas. Ein Stilleben hat für die „Kunstliebhaber“ erst dann künstlerischen Wert, wenn das Dargestellte reichhaltig ist und möglichst mit der Lupe betrachtet werden kann; da soll es eine alte Uhr, eine prachtvolle Vase, ein Perlenhalsband geben. Dinge also, deren gegenständlicher Reiz auch in Wirklichkeit ein großer ist.

So sieht das Kunstverständnis der meisten unserer Mitmenschen aus! Müßte da nicht eigentlich der Maler den Pinsel, der Dichter die Feder aus der Hand legen und an der Menschheit verzweifeln, die für die hohen Güter der Kunst so gar kein Verständnis hat?

In der Literatur liegen die Dinge nicht anders. Auch da wird nur das Gegenständliche betrachtet. Deshalb gibt es fast niemanden mehr, der Gedichte liest. Denn das Gedicht bietet ja einer nur auf das Gegenständliche eingestellten Kunstbetrachtung so gut wie nichts. Aber auch der künstlerisch wertvolle Roman, der in den letzten Jahrzehnten lyrisch geworden ist, erfreut sich aus dem gleichen Grund keiner besonderen Beliebtheit. Es werden die Romane des Schriftstellers viel eher gelesen als die des Dichters. Nur die Musik begegnet vielleicht einem etwas größeren Verständnis; da ihr das Gegenständliche völlig fehlt, ist zu Fehlbetrachtungen weniger Anlaß geboten.

Der Kunstbetrachter sieht also immer nur das Gegenständliche. Daher kommt es, daß die großen Künstler so oft mißverstanden werden. Gibt man zwanzig wirklichen Künstlern ein und denselben Vorwurf, so werden zwanzig gänzlich verschiedene Kunstwerke entstehen und keines wird dem anderen auch nur ähnlich sein, trotzdem diese Werke, gegenständlich betrachtet, einander gleichen. Was der Künstler der Sinnenwelt entnimmt, ist eben nur Mittel zur Verwirklichung seines künstlerischen Wollens. Nur Mittel, nicht mehr. Das eigentliche Kunstwerk beginnt erst jenseits des Gegenständlichen.

FREIHEIT!

Von Dora Roenneke, Magdeburg.

Religion, Dogma, Sitte, menschliche Gesellschaftsordnung — das alles sind Fesseln, Ketten, die der Adelsmensch, der freie Mensch durchbrechen und zerreißen muß, ehe er zu der Freiheit durchdringen kann, die sein ureigenes Gesetz ist! Nur der Herr, der freie Mensch vermag zu seinem eigenen Gesetz — der Freiheit seines eigenen Gesetzes vor- und durchzudringen! Der Unfreie, der Sklave — wird nur in umso stärkere Fesseln und Bande geschlagen — je gewaltsamer er die bestehenden zerriß!

Derjenige, der unfähig ist zur Aufrichtung seiner eigenen Religion seines eigenen Dogmas und seiner eigenen Sitte und Gesellschaftsordnung ist dazu bestimmt und verpflichtet, sich alledem unterzuordnen, einzufügen, was er als bestehend vorfindet, dem Kreis und Staat zu dienen, in den er hineingeboren wurde!

Nur dem Freien ist es vorbehalten und vergönnt, ebenso wie befohlen, herauszutreten aus alledem, was ihn umgibt, was er vorfindet! »Gehe aus von Deiner Freundschaft und aus Deines Vaters Hause in ein Land, das ich Dir geben will!«

Jeder Auserwählte — zum Herrschen und Führen bestimmte — vernimmt diesen ausdrücklichen inneren Befehl! — Hier gibt es keine Gehorsamsverweigerung, hier gilt in strahlender Klarheit allein das große »Gehorchen« — das gehorsame Hingehen zum fernen, nie gesehenen Lande der Freiheit. —

Einem Unfreien, einem Sklaven wird nie der Befehl »auszugehen« aus dem Lande (der Umwelt) in dem er geboren. Nie lernt er kennen und wird von ihm gefordert das hundertfältige Sterben, das Aufgeben und Verlassen alles dessen, was ihn von Kindheit an umgeben, was ihm anezogen und überliefert wurde.

Anders der Freie, der geborene Adelsmensch! Fremd geht er durch das hindurch, was ihm Heimat und Vaterhaus »vorstellt«, und doch nie bis in alle Ewigkeit hin werden kann. »Gehe aus, aus Deiner Freundschaft und aus Deinem Vaterhause.« —

Königlicher Befehl — einem Königskinde, Herrscherkinde — gegeben! Nur der Königssohn vernimmt die Stimme der freien Wahl — der Sklave hat ungefragt dem Befehl nachzukommen.

»Gehe aus, aus Deinem Ich.«

Das bringt kein Willensentschluß, keine sittliche Anstrengung zustande. Spart euch drum alle großen Worte und Sittengesetze auf Kanzeln und Lehrstühlen — ihr erreicht dort nicht, was dem Menschen natürliches Gesetz ist, sobald er liebt, und in der Liebe zum Kinde wird.

Das größte Wunder allen Geschehens ist die Liebe und bringt die Liebe zuwege — das Wunder des Ausgehens aus dem eigenen »Ich« — das absolute Sterben des »Ich« und das gewaltige Kindwerden — fern von allem Wollen, aller Anstrengung — allem Ehrgeiz!

Nur dem wird die Freiheit geschenkt, der in der Liebe zum Kinde wurde! Es ist das große Geheimnis der Welt, das zu ergründen sich vergebens die Großen der Erde bemühen!

Einer der Größten ist ihm sehr nahe gewesen in seinem »Stirb und Werde«! Wie weit er hineingedrungen ist in das Geheimnis der Geheimnisse — wer mag es sagen, ergründen?

Schließt eure Kirchen und Hörsäle und geht hinein in das Leben, daß ihr dort dem großen Geheimnis auf die Spur kommt, das sich nie in alle Ewigkeit in die Form trocknen Wissensstoffes und leerer Dogmen bannen läßt.

Stirb draußen im lebendigen Leben an Deinem »Ich« — spare Dir das eigenmächtige, eigenangesetzte »Werden« — sondern sei, was Du bist: Ein Stück Menschen-Natur, in dem Ewigkeitskräfte, geheimnisvoll göttliche Gesetze ihre Wunder wirken, wo das demütig gehorchende Königskind herausgeführt ist aus allem, was Menschengesetz heißt — hinein in die Freiheit des ewig-geheimnisvollen Gottesgesetzes der Liebe.

Revolution in Permanenz.

Von Dr. Erwin Stranik, Wien.

Zuerst kommt ein Maler zu mir, wirft ein Blatt Papier auf den Tisch und sagt: »Bitte, lesen Sie!« — Ich nehme den Brief, er beinhaltet die Absage der Jury einer jungen Künstlervereinigung: »Es tut uns sehr leid, Ihre Bilder nicht in den Rahmen unserer Ausstellung einfügen zu können. . . Ihr zweifellos großes Können steht ja fest. . . aber es mangelt doch der strenge Zug nach vorwärts . . . es fehlt die Prägnanz der Zeit . . .«

Ihm folgt ein Schriftsteller: »Die sprachliche und formale Vollen- dung Ihres eingereichten Werkes außer allem Zweifel bloß der Typus des Heute . . . zu abgeklärt . . .«

Und schließlich tritt der Musiker ein. »Ihre Oper? — Ein Un- ding! — Melodien? — Haarsträubend in unserer Zeit! — Keine sicht- lichen Beziehungen zur atonalen Bestrebung? . . Lächerlich!«

Alle drei sind wütend, alle drei »verstehen die Welt nicht mehr!« Sie, die sich wahrhaft jung wissen und als Kündler neuer Wege fühlen, werden abgewiesen, als ob es sich um ärgste Reaktionäre, Hintertreppler schlimmster Ausgeburt handelte.

Und der Grund?

Seien wir ehrlich: nichts anderes als der Mangel an auffällig Revolutionärem. Wie immer auch die Ausflucht oder das Schlagwort lauten mögen, der Triebpunkt aller neuen Bestrebungen ist revolutionäre, wenn möglich immer wieder revolutionierende Kunst. Man hat einen Dynamo der Revolution eingeschaltet, er soll stets aufs neue seine elek- trischen Energien versenden.

Gut. Die Kunst soll sich vor dem Verkalken schützen. Sie er- kennt, daß eine Unzahl technischer Behelfe, die früher einmal zu meistern

an sich schon einem Menschen Bedeutung verlieh, heute den Mittelmäßigen bereits für Gelegenheitszwecke zur Verfügung stehen. Sentimente und tragische Situationen, einst aus dem Labyrinth der Seelen gemeißelt, liegen jetzt schon auf der flachen Hand. Bilder, deren Größe ein Goethe schuf, Stellungen, die ein Rubens oder Rembrandt entwarf, verkitschen im jahrhundertelangen Gefilde billiger Nachfahrenkunst.

Und da sei natürlich Gott davor, daß so ein Epigone sich wahrhaft Künstler glaube, weil die Linie von ihm zum einstigen Genie scheinbar leichter für den Verstandeslosen zu ziehen ist, als vom echten Stern unserer Tage zum Stern der Vorzeit. Freilich, ein Bindfaden ist immer angenehmer aufzuwickeln als ein geistiger Gang über die Milchstraße am Himmel der Kunst. — —

Das Genie sträubt sich mit Händen und Füßen, mit Hirn und Herz gegen seine Mißachtung. Wehrt sich gegen seinen Untergang im Sumpfe des Dilettantismus, der sich ausbreitet wie nie noch zuvor. Das Genie zwingt sich zur Unterscheidung schon äußerlich. Und verfällt dadurch — ungewollt, ungewußt vielleicht sogar — in einen entsetzlichen Irrtum.

Revolution in Permanenz!

Wenn man einen Witz zur Stelle haben will, erinnere man sich an die berühmte Künstlerlocke. Die gehörte früher dazu; überhaupt war äußere Unordentlichkeit ein Merkmal innerer Größe. Unsinn, gewiß, und doch nicht ohne tiefere Berechtigung. Um Gotteswillen nur nicht mit einem Spießler verwechselt werden, dachte das Genie, darum: Locke her, her Du ausgefranste Hose! Nicht immer waren Geldsorgen am schmutzigen Schlafrock schuld, oft auch der Glaube; so muß es sein, will man etwas sein!

Nun, die Methode hat sich geändert. Man trägt sich nett, übernett vielleicht, bloß die ganz Grünen schwärmen noch für Kleidungsunterschieden (sozusagen in der Spielschule der Kunst).

Die Größeren haben ein neues Mittel entdeckt und das Rezept von Verlegern, Kunstsinnigen und Freunden approbieren und registrieren lassen. Es ist Schutzmarke geworden vor Verwechslung mit dem Alltag, vor Vertausch mit irgend einem Künstler, Literaten, Bilderkleber, Tonverstümmeler mittlerer Sorte.

Das Schutzmittel heißt (siehe Titel und Zwischenbemerkung): Revolution in Permanenz.

Der Expressionismus hatte seine guten Seiten und doch kam man über ihn hinaus. Einsichtige, wie Otto Flake, revidierten ihr Jugendwerk und schenkten in begnadeter Stunde den entartikelten Torso wieder seine volle deutsche Gestalt zurück. Den ausgepumpten Schmalzspursätzen nachweltkriegszeitlicher Produktion flößte man wieder künstlerischen Sauerstoff zu, erinnerte sich der Fülle deutscher Sprache, verglich mit anderen Literaturen und schenkte zur Weite des Blicks auch wieder die Unbegrenztheit der Sprache.

Aber nicht jede Konzession durfte gemacht werden. Und keinesfalls war zu vergessen: 1918 war ein Jahr der Revolution in politischer Hinsicht, die Kunst soll nicht zurückstehen — Revolution in Permanenz.

Irgendetwas mußte also revolutionär bleiben und beinahe schien es, als ob die revolutionären Einfälle bei den neuzeitlichsten Künstlern wie Abreißblocks herumhängen dürften. Jeden Tag, bitte, frisch, einmal rosa (Sonntag, ha, der taumelselige Ausgang, Entlösung ins Nichts!), oder schwarz (Wochentag, sehr oft, tragisches Ende, blutspritzende Gewitter, aufschreißendes Gewinsel, Inzest und Brüdergattenschwesternmord . . . mindestens!).

Na ja, sagten die Dichter, die Leute fordern es geradezu. Man wollte eben nur mehr Romane, die man nicht verstand, Musik, die einem den Magen umdrehte, Bilder, die Landschaften mit Sonne oder schlechtgespitzte Bleistifte vorstellten.

Brüder, Brüder, — nein!

Laßt Euch, ihr alle, Laien und Schaffende, doch nicht länger belügen. Die Revolution war; die ersten, die in diesen Krampf verfielen mußten sein, zugegeben, und das Haupt vor ihrem Märtyrertume gebeugt. Aber alle späteren haben doch dazu keine Veranlassung!

Was wollen denn die wahren Kinder, die heute noch nicht zwanzig zählen und schon wieder Revolution machen zu müssen glauben? Was denn umdrehen? Alles ist errungen, das frühere Geschlechter erstrebt!

Hört doch: ein Ibsen, Strindberg, Wedekind, ein junger Naturalismus haben bereits gelebt! Ihr macht Euch ja lächerlich mit Eurer ewigen Revolution.

Ganz im Geheimen beginnt man wieder sich an Storm, Meyer, Keller zu erinnern, die Stücke der Klassiker haben Zulauf und auf dem Theater wirken schon wieder Theaterstücke, die tatsächlich solche sind, nicht metaphysische Betrachtungen entgötterten Kulissenzaubers.

Mein Dichter, mein Maler, mein Musiker haben recht! Sie sind die wahren Künftigen, denn ihre Werke stehen bereits jenseits der Revolution!

Hört es und glaubet: wohl, es gibt in diesen Tagen noch eine Revolution, aber die letzte und die heißt: Schach der permanenten Unsitte zu revoluzzern und zurück zur erhabenen Größe, erhabenen Ruhe, zur Idee der Kunst!

Schrei, Ballung und Krampf — sie waren — große Gebärde muß wieder kommen und unendliche Freiheit!

Schaffende und ihr, die ihr deren Werke vertreibt, setzt ein Amen hinter das Gebet um ewige Revolution! Kein Mensch glaubt mehr an ihre Notwendigkeit.

Wozu dann die Lüge?



Das Marionettenspiel als künstlerischer Zeitausdruck.

Von Herbert W. Leisegang, Barmen-R.

Wenn ich von der Marionette das Gleichnis des Lebens reden, ihr Spiel als dichterischen Ausdruck einer Zeit erklären will, so mag der Laie dem Thema skeptisch gegenüberstehen. Aber Vergnügungen, denen sich die Menschen vom grauesten Altertum an mit solcher Leidenschaft hingegeben haben, verdienen schon, daß man ihrer tieferen symbolischen Bedeutung nachspäht. Diese Völker und Zeitalter huldigten dem Marionettenspiel als religiösem Kult, jenen diente es als Volksbelustigung niedrigster Art. Solche Umstrittenheit ist immer ein Beweis für den Wert einer Sache; denn nur Fragen, die die tiefsten Wurzeln wahrhaften Volkstums berühren, vermögen die Menschheit dauernd zu beschäftigen, vermögen sich dauernd zu bekämpfen. Wie könnte eine Kunst unbedeutend und inhaltlos sein, die Jahrtausende hindurch den Kulturvölkern auf dem Wege ihrer geistigen Entwicklung eine treue Begleiterin war, die zu den Lieblingsunterhaltungen fast aller großen Männer gehörte, und die selbst in unserer Zeit der Umwertung und der geistigen Revolutionen ihren alten Platz in Ehren behauptet hat. Das Puppenspiel wird damit zum Wertmesser von Zeiten und Völkern.

Gerade das deutsche Puppenspiel trägt, mehr als bei anderen Völkern, rein symbolischen Charakter in sich. Die Marionettenbühne wurde als Symbol der Wirklichkeit, der Welt, erlebt. Die Puppen, die in schwebender Leichtigkeit sich als die freiesten Wesen über alle irdischen Gesetze von Schwerkraft und Gebundenheit erheben, die aber im Grunde die Unfreiesten aller sind, schienen den Menschen Spiegel, in denen sie schauernd sich selbst erkannten. Die Fäden, die den Menschen mit dem Schicksal verknüpfen, bei der Puppe waren sie greifbare Wirklichkeit geworden. An Händen und Füßen gebunden, symbolisierte sie vortrefflich unsere hilflose, zwischen Himmel und Erde stehende Zwitterhaftigkeit. Diese Wesen von sprühender Lebendigkeit, sie vermochten nicht einen Schritt selbständig zu tun, sie waren tragisch verkettet einem höheren Willen, einem Gott; und dieser Gott war nur ein Mensch, der Puppenspieler hinter den Kulissen. Es muß eine fürchterliche Erkenntnis für den Menschen gewesen sein, als er zum erstenmal den Sinn dieser winzigen Puppen erkannte, die ihm hohnlachend das »Du bist Ich« zuzurufen schienen. Gounod bezeichnet sie als »Parodie de la vie humaine«, und Weber sagt in seinem Demokritos von ihnen: »Nichts stellt das Lächerliche im Getriebe der Menschen und deren unwichtige Wichtigkeit so ganz ans Licht, wie diese verkleinerten, am Draht geleiteten Menschen aus Holz.« Die Illusion des Puppentheaters raubte dem Menschen die Illusion des Lebens; mit einem Schlage schien alle seelische Kompliziertheit von ihm abzufallen, und als die Schleier der Illusion zerflattert waren, standen sie nackt vor der harten Erkenntnis: Die Welt ist nichts als ein Schaubudenmann, der uns als Marionetten auf und nieder tanzen läßt. Und wir sind ernst dabei und denken uns als die Herren der Welt, an die wir als Sklaven gekettet sind.

Das Volk oder das Zeitalter das sich gläubig dem Puppenspiel hingibt, wird immer den Grundton einer tragischen Weltanschauung in sich tragen.

Die Marionette hat vor dem Schauspiel einen großen Vorzug: Sie ist unwirklicher und darum künstlerischer. Ihr Reich ist die Welt des Wunders: Märchen, Mythos, Mysterium. Vermöge ihrer seelischen Unbetheiligkeit verkörpert sie die absolute Komik. Komisch ist der ungeistige Mensch, der, seiner Sendung vergessend, sich an die verwirrende Fülle der dinglichen Welt verliert und in Feigheit, Geiz oder Gier, um Werte bangt, die für den Wissenden belanglos sind. Diese völlige Materialität kann der Mensch nicht verwirklichen. Jeder Narr von Fleisch und Blut ist von einem Hauch der Tragik umwittert. Nicht so die Puppe. Sie hat keine Seele und sie rühmt sich dessen. Die Komik der Puppe ist reine Komik.

Ueber die Heimat der Puppenspiele läßt sich Bestimmtes noch nicht aussagen, aber alles deutet darauf hin, daß wir sie in Indien zu suchen haben. Die indische Kultur ist wohl der tiefste Ausdruck eines religiösen Lebensgefühls. Hier haben wir mithin einen untrüglichen Prüfstein für die Richtigkeit des Grundgedankens, daß die Kunst der Puppenspiele steht und fällt mit der Fähigkeit eines Volkes oder eines Zeitalters, Wunder zu erleben. In Indien ist es eine uralte Kunstübung.

Die symbolische Bedeutung des Marionettenspiels findet technisch ihre größte Unterstützung in der volkhaften Primitivität des Ausdrucks der Puppen. Die Fäden, die die Puppen beherrschen, gestatten nur ein verhältnismäßig geringes Maß an Bewegung, und doch sollen mit dieser Bewegung äußere wie innere Vorgänge der Handlung ausgedrückt werden. Solange die inneren seelischen Vorgänge unkompliziert bleiben, sodaß eine harmonische Einheit zwischen dem Ausdrucksmittel und dem, was ausgedrückt werden soll, gewahrt bleibt, solange haben wir es mit jenem alten volkstümlichen Marionettentheater zu tun, das an erschütternder Wirkung vielleicht einem menschlichen nicht nachsteht. Das ist das religiöse Puppentheater der Primitiven und der Völker des Orients. Das Marionettenspiel verliert aber sofort seinen volkgeborenen religiösen Charakter, wenn jene Einheit aufgehoben wird, wenn mit den einfachen Mitteln der Puppen komplizierte seelische Vorgänge vermittelt werden sollen. Aus dem Mangel heraus, daß seelenlose Wesen rein technisch nicht imstande sind, seelische Vorgänge wiederzugeben, entsteht eine gewisse Gegensatzempfindung, die ins Ironische herüberspielt, und die bis zur Grotteske gesteigert werden kann. Auf diese Weise, zuerst wohl unbeabsichtigt, nur um dem Puppenspiel neue Möglichkeiten zu eröffnen, entsteht das Possentheater, das in Köln seine höchste Blüte im „Kölner Hännchen“ erlebt hat.

Das Verdienst, die Marionette in ihrer größten Bedeutung erkannt zu haben, fällt der Romantik zu, die wie kaum eine andere Zeit dem ursprünglich Volkhaften nachgespürt hat. Novalis hat einmal das Marionettentheater als „das eigentlich komische Theater“ bezeichnet. Die spielerische Willkür des Dichters kann sich an der Puppe, die ja keinem organischen Gesetz, sondern nur dem menschlichen Intellekt unterworfen

ist, voll auslassen. Der Mensch, der in der Maske des Ewigen auftritt, wird dem Dichter eine Zielscheibe des Spottes. Ich betonte schon einmal, daß das Zeitalter, das eine gläubige Einstellung zur Marionette besitzt, immer damit auch den Grundton einer tragischen Weltanschauung in sich trage. Vielleicht kommt diese verborgene Tragik nirgends so deutlich zum Ausdruck, wie in der nach außen so heiter ironisch scheinenden Romantik: „Der Ernst muß heiter, der Scherz muß ernsthaft schimmern“, sagt Novalis einmal, mit einem Anklingen an das Schopenhauer-Wort: „Je mehr ein Mensch des ganzen Ernstes fähig ist, desto herzlicher kann er lachen“. Für den tiefer Sehenden hat diese heitere Leichtigkeit etwas Erschütterndes, etwas, das der Komik eine Tragik gibt, die, wie Hebbel in seinen Briefen sagt: „für den, der sie inmitten der bunten Fratzen und Arabesken, die sie verschleiern, entdeckt, fast noch furchtbarer ist als die Tragödie selbst“. Diese Anschauung, der wir in der Romantik immer wieder begegnen, überträgt sich auch auf das Marionettentheater. So sagt Novalis: „Alle Poesie hat einen tragischen Zug: Echtem Scherz liegt Ernst zugrunde: tragische Wirkung der Farce, des Marionettenstils, des buntesten Lebens, des Gemeinen, Trivialen“.

Die Tragik des Lebens wird hier im Gewande der Puppe zur Posse.

Zu dieser stilistischen Einstellung der Marionette kommt noch ein äußeres, praktisches Wertmoment hinzu. Die Unzulänglichkeit des großen Theaters erscheint der Romantik in erhöhtem Maße, da die Einheitlichkeit der Entwicklung zur Idee hin durch die Verzweigungen des individuellen Lebens der Darsteller gestört wird. Die Marionette in ihrer organischen Gesetzmäßigkeit, aller Schwerkraft und irdischen Gebundenheit enthoben, erscheint der Romantik als der vollkommenste Schauspieler. Jean Paul fordert ausdrücklich für die dramatische Burleske „Marionetten statt Menschen zu Spielern“. In der Einleitung seines „Marionettentheaters“ sagt Mahlmann, daß die „gezogenen Puppen aus Holz seine Stücke eher und besser aufführen, als die hölzernen lebendigen auf unsern Haupt- und Staatstheatern“. Und am deutlichsten fassen zum Schluß die Worte Justinus Kerners die romantische Einstellung zur Marionette zusammen: „Es ist sonderbar, aber mir wenigstens kommen die Marionetten viel ungezwungener, viel natürlicher vor als lebende Schauspieler. Sie vermögen mich viel mehr zu täuschen . . ., die Marionetten . . . haben kein außertheatralisches Leben, man kann sie nicht sprechen hören und nicht kennen lernen, als in ihren Rollen“.

Die Puppe wird so der Romantik, was der Antike die Maske war.

Was ist es nun, das uns so magisch, mit so zwiespältigem Gefühl, gemischt aus fremdem Grauen und innerer Erleichterung, zum Marionettenspiel hinzieht? Die Puppe zeigt uns unsere Leiden, dadurch jedoch, daß wir sie auf ein Fünftel ihrer natürlichen Größe verkleinert sehen, gewinnen wir das Gefühl innerer Ueberlegenheit, das uns erst die Kraft gibt, die Puppe humorvoll zu belächeln. Humor ist die Weltsicht Eines, der Abstand genommen hat zum Kleinkram des Werktags, er

ist die Form des weisesten Frohsinns. Wir belächeln, indem wir der Puppe zusehen, damit zugleich unser Leben aus höherer Warte und überwinden so die Welt, indem wir sie auf der Marionettenbühne gestalten. Das ist der tiefste Sinn der Puppe. Wenn Schiller sagt, daß der Mensch dann erst wahrhaft Mensch ist, wenn er spielt, so ist er vielleicht niemals mehr Mensch — als wenn er mit sich selber spielt.

Jede Zeit hat sich mit der Marionette — als künstlerischem Ausdruck echten Volkstums — auseinandersetzen müssen. Vor dem Kriege sahen wir im Puppenspiel nur einen Zeitvertreib für Jahrmärkte, heute, durch die Ereignisse der letzten Jahre ernster gemacht, hat uns die Marionette mehr zu sagen, ein Beweis dafür, wie unsere Einstellung auf den Grundton einer tragischen Weltanschauung gestimmt ist. Und wenn unsere heutigen Dichter mit der Marionette als Weltsymbol so wenig anzufangen wissen, so zeigt das nur, wie stark wir noch im Chaos der Zeitprobleme stecken, wie wenig Distanz wir erst zu den Ereignissen der letzten Jahre gewonnen haben und wie weit wir noch davon entfernt sind, unsere Zeit künstlerisch gestaltet zu sehen.

Der tiefste Schmerz.

Von Max Jungnickel-Berlin.

An einem Donnerstag wollte ich in einer Kleinstadt das Altertums-museum besichtigen. Man sagte mir, daß ein alter Rektor seine ganze Lebensarbeit in dieses Museum gesteckt habe und darüber wache mit einer Zärtlichkeit und einer Begeisterung, die man selten finde. Der Rektor sei im Ruhestand, und ich müßte, wenn ich in's Museum wolle, zu ihm gehen. Er nur allein habe den Schlüssel. Und er sei auch ein sachkundiger Erklärer seiner Schätze. — —

Ich ging also hin. Der Rektor lag im Bett. Er war nicht krank; aber er sah erschreckend aus: seine Augen waren weit aufgerissen. Das schlohweiße, zottlige Haar und der graue, zerraupte Bart gaben dem Gesicht einen König Lear-haften Ausdruck. — — Und er sagte mir: „Es tut mir leid, daß ich Sie wieder wegschicken muß. Aber es ist doch Donnerstag. Donnerstags kann ich nicht unter Menschen“.

Er sah meinen fragenden Gesichtsausdruck. — — „Ja, an einem Donnerstag, vor sieben Jahren, ist mein Junge gefallen, mein einziger Junge. Und sein Tod ist mir so in die Seele gefahren, daß er nicht mehr herauszukriegen ist. — — So tief sitzt er drin. Die anderen Tage mag's ja gehen; aber jedesmal, am Donnerstag, steht der Tod meines Jungen wieder in meiner Seele auf und läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Ich hab's schon ändern wollen; aber es geht nicht. Es geht beim besten Willen nicht. Donnerstags liege ich wie im Sarge“.

Der Herbstwind piff am Rektorfenster vorüber. Es war, als ob draußen einer stünde und von weither piffte, von weit, weit her, wo die vielen Kreuze sind.

Von Klabund oder dem Individualitätsschwindel.

Von Hans Georg Brenner, Berlin.

Man wird in Zukunft den Dichter nach dem Grad seiner persönlichen Sauberkeit zu beurteilen haben, dann kommt die richtige Stellungnahme zu seinem Werk von selbst (wir haben ja „Köpfe“ unter den Kritikern). Persönliche Sauberkeit schließt politische mit ein. Nur dem Individualitätstrottel wird die Notwendigkeit nicht aufstoßen können, zwischen zwei sich hart gegenüberstehenden Weltanschauungen wählen zu müssen. Man betrachtet Dichtung auch heute noch als den großen Bottich, in dem Jeder „auf öffentlichem Markt“ seine schmutzige Wäsche wäscht. Gewiß sehr löblich, daß es überhaupt geschieht — immerhin ein Zeichen von verstecktem Verantwortungsgefühl gegen sich selbst. Dabei vergessen aber diese Herren ganz, daß ihre ihnen so wichtig scheinende Person heute für die Masse ohne Bedeutung ist. Die Masse braucht Bewegung, die sie treibt, Kraft aus ihr geschöpft über sie hinausgetragen, Energie in ihr gesammelt vorstoßend zur Macht. Was will der Einzelne darin, der auf seinem Recht als „Individualität“ besteht? Dieses genannte Verantwortungsgefühl ist immer nur für Backfische berechnet, die bekanntlich mit dem Mond korrespondieren und Interesse für erotische Unterwäsche haben. Die Weltgeschichte wird nicht auf dem Mond auch nicht von Backfischen gemacht. Ergo . . . Aber das nur nebenbei.

Herr Klabund, der Wandelbare (alias Alfred Henschke), verteidigt sich in der „Literarischen Welt“ Nr. 6, 1. Jahrg. gegen bolschewistischen Verdacht, indem er beteuert, die Rede des Tschang-ling im „Kreidekreis“ sei wörtlich dem chinesischen Original entnommen. Das zeugt für den Bolschewismus und gegen Klabund. In der Nr. 14, 1. Jahrg. „Die Volksbühne“ schreibt er bezüglich seines letzten Dramas „Brennende Erde“: „Ich muß auch gegen die Auffassung energisch protestieren, als ob es sich in meinem Drama um pseudopazifistische und antibolschewistische Ideen handle“. Klabund heißt „Wandlung“. Dieses nur als interessantes Beispiel für die Geschäftstüchtigkeit des schriftstellernden Bürgers hinter der Maske eines bekenntniswütigen Individualismus, der — wie gesagt — seine Vorzüge für den Einzelnen haben mag, nicht aber für die Gesamtheit, der er dienen sollte. Die berühmte, scheinbar chronische deutsche Versreimerei hat zu einer erschreckenden Urteilslosigkeit der Kritik, des Publikums geführt. Der Berg wurde auseinandergehweht — in individualistische Sandkörnchen. Man kann auch von einer babylonischen Gedankenverwirrung sprechen. Aber das führte zu weit.

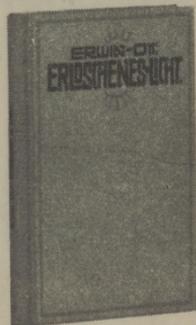
Klabunds „Chinesische Nachdichtungen“ haben den Kritiker, wohl auch ihn selbst in dem Glauben bestärkt, seine Gedichte wären ebenfalls gut. Die Wirkung durch Gedichte ist minimal: Gedichte sind nicht spannend, daher werden sie wenig gelesen. Auf diese Weise fällt wenigstens auch viel Minderwertiges unter den Tisch. Anders ist es mit erzählender Prosa, deren mehr oder weniger starke Plastik haften bleibt. Hier liegt die Gefahr bei Klabund, vor der zu warnen ist.

Sein „Kreidekreis“ hat ihn berühmt gemacht (die Trommel macht das Geschäft, das Geschäft die Mode, die Mode die Berühmtheit, Berühmtheit . . . das Geschäft). Klabund hier, Klabund dort. Die Verwandlungen treten häufig auf, verwirren, wickeln ein: der Bürger staunt, lächelt, glaubt, betet an . . . auch Herrn Klabund. Bitte sehr. Suum cuique. Es ist aber nicht so. Auch Homer schläft zuweilen: Die „Gruppe 1925“ vermag Gold von Messing nicht zu unterscheiden. Unter die „Geistesrevolutionären“ (schönes Wort) mischt sich das Lumpenproletariat, schnorrt, schmarotzt, streicht sich nach außen mit denselben Farben an (die sich natürlich wieder abwaschen lassen). Bewegungen werden bekanntlich nicht gestärkt, wenn Mitläufer die Ueberzahl bekommen. Der Stoßkraft einer Idee wird die Spitze abgebrochen. Das bürgerliche Kuckucksei verdirbt das Nest. Man komme mir nicht mit Phrasen wie „Ethos der Kunst, Kosmopolitismus, Pantheismus usw.“ Ich meine Alles ganz konkret. Jawohl, Herr Klabund. Sie trifft der Vorwurf nicht allein. Sie sind in guter Gesellschaft, habe nur das Unglück als Beispiel zu dienen.

Der Erzähler Klabund: Ich verneine Bücher, um ihrer selbst willen geschrieben. Ich verneine die Notwendigkeit von Krankengeschichten und Fiebertabellen, ich verneine die Ansicht, daß schriftstellerische Selbstbeweihräucherung mit Kunst identisch ist. Ergo . . . Klabund läuft an der Welt vorbei. Davos wird nicht zum Sinnbild der Welt, es bleibt ein Krankenhaus, mit dem wir nichts zu schaffen haben wollen. Wir interessieren uns nicht, wievielmals monatlich Blut gespuckt wird, wieviel Mädchen „geliebt werden . . . alles aus unbestimmter „Sehnsucht“. Wir interessieren uns nicht für schwärmerisches Geschwätz, in dem kleine Erlebnisse zu großen Wichtigkeiten aufgebauscht werden. Wir lehnen ab den Zug ins Spukhaft-Verzerrte, der nicht wie bei Kubin oder Kafka aus weltanschaulicher Einstellung und Verantwortlichkeit herkommt, sondern die Unfähigkeit, künstlerisch zu gestalten, zu gliedern, ummänteln soll. Sie rühmen sich einer außerordentlichen Sachlichkeit, Herr Klabund — (Literarische Welt Nr. 26, 2. Jahrg.) — die Stelle, die Sie anführen (Moreau) finde ich deplaciert. Sachlichkeit liegt nicht in angeführten Buchtiteln mit Verlagsangabe. Sachlichkeit geht Hand in Hand mit der Notwendigkeit der Kunst und Persönlichkeit des Künstlers. Subjektivistische Wanzenschüttelei, seliges Wiegen in nebelhaftem Pantheismus (Franziskus) bringt uns nicht vorwärts. „Mohammed“ wird uns nicht helfen, nicht der Ambraduft des ganzen Ostens, wenn wir uns nicht selbst zu helfen wissen. Nicht die Lyrik des passiven östlichen Menschen, der übrigens gar nicht mehr so passiv ist. Uns hilft nicht „Moreau“, der „Gottessoldat“, der zum Totschlagen etwas reichlich den lieben Gott bemüht, dem scheinbar ein Mädchenkuß die Kraft nahm, die Seuche des napoleonischen Größenwahns zu bekämpfen. Und dann der „Bracke“, diese unselige Eulenspiegelfigur, der ästhetisierende Revolutionär, der Graf und Kaiser die Wahrheit sagt, dann sein Fell in Sicherheit bringt. Hier sind wenig positive Sätze, und doch verschleiert in historischen Spinnweben, mit verbindlichem Lächeln ohne tiefergehende Wirkung. Dieser „Geistesrevolutionär“ Bracke kenn-



Erwin Ott



Erlöschenes Licht

Ein Hölderlin-Roman

Broschiert Kč 18.—, Rmk. 2.50, Schilling 3.75

Halbleinen gebunden Kč 24.—, Rmk. 3.20, Schilling 5.—

Der Dichter wächst an seinem Werk und erreicht die Höhe seiner Schilderungskraft in der schönen Nachtszene des Schlusses, die dem Tode des greisen Dichters vorangeht.

R. Hohlbaum.

. . . . Die Seele des Hölderlins legt Ott in überzeugender und ergreifender Weise bloß, sein künstlerisches Werden, das unvermeidliche Erlöschen seines geistigen Lichtes. Schlüssel seines Schicksals und Mittelpunkt des Romans ist natürlich die Liebe zu Susette Gontard, seiner Diotima, vom Verfasser in edler, blühender Sprache dargestellt.

„Literarisches Echo“.

In allen Buchhandlungen erhältlich.

Peter Ackt, Elbing

VERLAG GEBRÜDER STIEPEL Ges. m. b. H., REICHENBERG

Emil Hadina



Dämonen der Tiefe

Ein Gottfried-Bürger-Roman

Broschiert Kč 20.—, Rmk. 2.70, Schilling 4.20

Halbleinen gebunden Kč 24.—, Rmk. 3.20, Schilling 5.—

Man liest die „Dämonen der Tiefe“ mit brennenden Herzen, läßt sich hinreißen von dem Geschick jener beneidenswerten Stürmer und Dränger und holt sich am Ende die verstaubten Gedichte Bürgers aus dem Winkel.

„Der Bund“, Nürnberg.

Unter atemloser Spannung liest man diesen auch sprachlich schönen Roman.
Dr. Schilling, „Deutsche Post“.

Hofrat Dr. Bernhard Seuffert, Graz, schreibt an den Dichter: „Das ist die Lenore unter Ihren bisherigen Romanen. Wie alles glüht und lodert, zeugt und zerstört, erzeugt und zerfällt. Welche Kraft der Tatsächlichkeit, welche Knappheit und Geschlossenheit . . .“

In allen Buchhandlungen erhältlich.

Peter Ackt Erlau

VERLAG GEBRÜDER STIEPEL Ges. m. b. H., REICHENBERG

zeichnet Grenzen und Möglichkeiten des heutigen Schriftstellertums, das innere Fäulnis mit Narrenschellen beseitigen will nach dem Rezept: Wasch mir den Pelz, mach mich nicht naß. Die Ahnungslosigkeit des größten Teiles unserer „schreibenden Welt“ ist der Beweis für bürgerliche Vertrottelung, das intellektuelle Kreuzworträtselraten der Beweis für grenzenlose Hilflosigkeit. Der Hang zur Einfachheit (Doebelin) wird ein frommer Wunsch, wenn wir nicht aus den Pubertätsjahren zu einem aktiven politischen Stil vordringen. Pardon, Herr Klabund. Dies Alles nur nebenbei. Ihre Theater sind voll. Sie sind ein großer Dichter. Auch das nur nebenbei.

MONDÄN.

Mondän ist, wer so tut, aber nicht anders kann. Dabei ist es gleichgültig, ob andere Maßgebliche auch nicht anders können, wenn sie nur daran glauben und mittuten. So ist die Mondänität recht eigentlich eine Krankheit ohne Schmerz, eine Gesundheit ohne Wohlbehagen. Sie findet sich bei Damen der ganzen und der halben Welt, bei Herren setzt sie zusammenklappbares Heldentum voraus. Es ist sonst nicht viel Spaß dabei. Im Gegenteil: die Mondänität ist immer eine anstrengende Beschäftigung, meist ein verfehelter Beruf, mitunter eine berufliche Verfehlung, seltener Zeitüberfluß. Der, die, das Mondäne hat nie Zeit. Den lieben kurzen Tag muß man sich bügeln, bubiköpfen, wellen, schminken, pudern, fetten, ra- und frisieren, ped- und maniküren. Muß reiten, auteln, müllern, mampfen, trotteln, jазzen, dielen und spielen. Die Tempel der Mondänität sind alle Tummelplätze der Oeffentlichkeit, die Götzen aber sind immer die Leute. Deshalb ist der vom bacillus mondänicus Befallene in hohem Maße leut-selig. Mondän bedeutet nicht unbedingt modern, sondern es verhält sich jenes zu diesem wie der gepufte zum karierten Schlips.

Wichtig ist die Frage: wie macht man das? Man wähle das Gefäß der Gewohnheit, kehre es um wie eine Puddingform und reinige es gründlich vom Geruch der Bürgerlichkeit. Sodann nehme man 75 Teile Selbstbewußtsein, je 10 Teile Sensationalismus und Blasiertheit und 5 Teile Gschafftelhuberei. Zum Ganzen gebe man eine kräftige Prise Anmakung oder Dünkel und verrühre gut. Schließlich schmecke man es mit etwas trockener Würde und gewiegtem Snobbismus ab und serviere es kalt-lächelnd. Denn noblesse oblige, oder zu deutsch: wems juckt, der kratze sich.

O. A. E.

Lest Bücher: Wissen gibt Macht!

Lidwina. / Novelle von Hans Franck.

Als in dem Jahre 1263 das Heer der Ordensritter von den heidnischen Lithauern bei Löbau geschlagen war und der Landmeister Helmerich von Rechenberg, samt einer Schar der auserlesensten Ritter, jenen unersättlichen Boden als Erster mit seinem Blut getränkt hatte, der in dem hundertjährigen Kriege zwischen dem zottigen Gefolge der einheimischen Götter und den eisengeschienten Glaubensstreitern des fernherkommenden Christengottes Ströme des roten Menschenadernsaftes getrunken hat: da wußte der Großfürst Gedimin, der Besieger der Deutschherrn, seines frevlerischen Uebermutes kein Ende. Weil er aber, obwohl er sich Herr der Welt dünkte, dennoch — so hoch er sich auch in seinem Sattel emporreckte, so gierig er auch seine gekralte Rechte über sich hinauswarf — die Sterne nicht vom Himmel herunterreißen konnte, griff er schließlich nach dem, wonach allnächtlich Männerhände als nach dem Leuchtendsten hienieden sich ausrecken: nach der Unschuld eines jungen Weibes. Um indessen den Geschlagenen und sich die Größe, seiner Macht sichtbarlich zu erweisen, ließ er sich nicht an Jugend, Schönheit und Unberührtheit der als Siegespreis begehrten Jungfrau genügen. Sondern Großfürst Gedimin forderte eine Christin auf sein Lager, die Leib und Leben dem himmlischen Bräutigam zu eigen geben und des zum Zeichen feierlich gelobt hatte: solange noch irgendwo der winzigste Hauch des Atems in ihr hauste, sich keinem Mann auf Erden zu überlassen.

Am Morgen nach der Schlacht umzingelten die Lithauer das Kloster Maria Lonk, das unweit der Drewenz — einem östlichen Nebenfluß der Weichsel — abgeschieden von den Stätten der werktätigen Menschen, gelegen war. Als Großfürst Gedimin durch einen Ritt auf seinem schaumbefleckten Rappen mit eigenen Augen sich vergewißert hatte, daß nirgend mehr ein Loeh in der Männermauer war, durch welches eine der gefangenen Nonnen entweichen konnte, entsandte er einen Boten in die Steinmauer, mit welcher die frommen Frauen sich freien Willens von den Freuden und den Verlockungen der Welt abgeschieden hatten. Das spitzbogige Klostertor tat sich vor dem Abgesandten des Siegers auf, ohne daß er nötig hatte, mit dem Knauf seines Schwertes anzuklopfen. Unverzüglich wurde der auflachende Lithauer in das Refektorium geführt, wo die Aebtissin Lioba inmitten der zitternden Schar, deren Seelen ihrer Obhut anvertraut waren, bereits auf die Botschaft des Bezwingers der Deutschherrnritter wartete.

Der schwarzhaarige Heide stieß sein Schwert, als er inmitten des Halbrunds der Nonnen Posto gefaßt hatte, so tief vor sich in den Holzfußboden, daß es nicht stärker seinen Widerspruch gegen diese Kränkung durch Hinundherschwanken Ausdruck geben konnte, als der Stamm eines Baumes, der dem Sturm trotz. Dann verkündete er: Bis zu der Stunde, wenn die Sonne auf ihrem Weg über den Himmel am höchsten stünde, hätte eine der Nonnen, die untadeligen Leibes sei, nicht weniger als zwanzig, nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre zähle, vor dem Zelt seines Herrn, des Großfürsten Gedimin, der gestern die

Herrschaft über das Land der Preussen ersiegt hätte, ungeleitet zu erscheinen. Ob sie sich zu diesem Gange nach der Weise der Jungfrauen außerhalb der Klostermauern schmücken oder aber in dem härenen Gewand vor ihn treten wolle, das man innerhalb der Klostermauern zu tragen gewohnt sei, gelte seinem Herrn gleichviel. Denn er gedenke, wenn das Zelt hinter ihr zugeschlagen sei, nach anderem an ihr Ausschau zu halten als nach ihrer Kleidung. Kein Leid warte der Erwählten. Sondern ungezählte Freuden, deren sie keine bis auf diesen Tag gekostet habe. Nicht länger als bis zu der Stunde, wenn morgen wiederum die Sonne ihren höchsten Stand am Himmel erklettert hätte, werde sein Gebieter die abgesandte Jungfrau in dem Zelte zurückhalten. Einen Tag lang nur fordere er sie, zum Zeichen seiner Herrschermacht, zu eigen. Dann könne sie ungehindert gehen, wohin sie gehen wolle. In die Welt hinaus. Oder auch, wenn sie, trotz des Freudenbeckers, den er ihr gereicht hätte, noch nach einem mannlösen Leben Verlangen trüge, zurück in das Geviert hinter den Klostermauern. Bis zur Mittagsstunde erwarte sein Herr, Großfürst Gedimin, der Besieger der deutschen Ritter, die erwählte Botin als Erweis ihrer Unterwürfigkeit.

Ohne die Hand nach dem Schwert auszustrecken, das längst unbeweglich in der Diele des Refektoriums stak, ging der Lithauer hinaus. An der Tür wandte er um, riß einen verborgenen Dolch aus seinem Gurt und warf ihn in die Richtung, wo die Aebtissin Lioba saß. Die sah unbeweglich den Tod auf sich zuschwirren. Alle Nonnen aber, außer einer der jüngsten, mit Namen Lidwina, die am unteren Ende des Tisches saß, duckten erschreckt ihre Häupter, obwohl neben der Domina nicht Eine von dem blanken Schnabel des Todvogels bedroht war. Eine Handbreit über dem Kopf der Aebtissin flog der Dolch hin und verbiß sich hinter ihr in das Holzgetäfel der Wand.

Sein Herr, fuhr der Bote des Großfürsten Gedimin fort, sobald alle Nonnen wieder aufrecht saßen und es stiller in dem Refektorium geworden war, als in den Sekunden, wenn in der Kirche des Klosters das heilige Blut enthüllt wurde — sein Herr wisse, daß sie seinem gnädigen Gebot gehorchen würden. Sollte aber wider alles Erwarten bis zu dem Augenblick, der die Tageshelle in den Vormittag und den Nachmittag scheidet, keine der jungen Nonnen vor dem Zelte seines Gebieters stehen, so werde dieser seinen Kriegerscharen Befehl geben, das Kloster dem Erdboden gleich zu machen. Nicht Eine ihrer Alle werde vom Tod verschont bleiben. Mit der selben Sicherheit, mit welcher er soeben eine Handbreit über das Haupt ihrer Gebieterin hinausgezielt hätte, würde Jeder von ihnen treffen, was er erziele: Herz, Hals, Stirn, Augen, Mund, Brüste oder wonach sonst zu zielen sie gelüste. Ehe aber der Tod als Strafe des Ungehorsams an ihnen Allen vollzogen würde, seien sie — das spräche nicht er, sondern Großfürst Gedimin — den Kriegern ausgeliefert, deren Jeder an ihnen nach seinen Willen tun dürfe, was zu tun ihn verlange. Und möchte alsdann wohl sein, daß mancher Nonne zum bitteren Giftbecher würde, was ihrer Abgesandten im Zelte seines Herrn wie süßer, unsinnig machender Met munden werde.

Es war um acht Uhr in der Früh, als das letzte dieser Kriegerworte in dem Refektorium des Klosters zu Maria Lonk verhallte.

Sobald die Tür hinter dem Lithauer zugeschlagen war, senkte Aebtissin Lioba ihr silberhaariges Haupt.

Alle Nonnenköpfe, siebenundneunzig an der Zahl, fielen auf die Brust hinab.

Eine Stunde lang verharrte die Aebtissin gesenkten Hauptes. Keine Silbe ging zu ihrem Munde aus.

Wie also hätten die Nonnen ihre Köpfe erheben, wie hätte auch nur Eine von ihnen wagen sollen, den Mund aufzutun?

Um die neunte Stunde erhob Aebtissin Lioba ihre Rechte.

Eine Nonne vermeinte, die Ehrwürdige deute auf den Dolch hinter ihrem Haupte, sprang auf und wollte ihn aus dem Gefäß der Wand ziehen. Da sie es nicht vermochte, kam eine Dritte, eine Sechste, eine Zehnte ihr zur Hilfe. Auch an den Flügeln der Tafel waren überall die Nonnen aufgesprungen. Von beiden Seiten her eilten sie zu dem Schwert, um es aus dem Fußboden zu ziehen. Als sie aber sahen, wie ihre Schwestern mit vereinten Kräften den Dolch nicht aus dem Holz zu zerren vermochten, getraute sich Keine, seinen Schaft zu umklammern. Zu seiner Rechten, seiner Linken standen sie mit schlaff herabhängenden Händen.

Aebtistin Lioba schüttelte lange das Haupt über die Torheit der Nonnen, die als Erstes darauf bedacht waren, die Zeichen der Gefahr zu beseitigen, statt alle Kräfte auf das Eine, das not war, zu richten: die Gefahr selber abzuwenden, die auch dann noch unverrückbar über ihnen stand, wenn es Frauenkräften möglich wäre, Schwert und Dochl aus dem Refektorium zu entfernen.

Als die Hochwürdige des Kopfschüttelns endlich Herr geworden war, streckte sie ihre Linke aus und bedeutete den Beschämten ohne Worte, daß sie es Lidwina nachtäten, die als Einzige gleich ihr sich nicht von ihrem Sitz erhoben hatte, und auf ihre Plätze zurückkehrten. Erst da alle Nonnen wieder saßen und, um nicht abermals eine Torheit zu begehen, forschend mit den Blicken an ihren Augen hingen, stand Aebtissin Lioba auf und reckte, so hoch sie es vermochte, die Hände zum Himmel.

Mit der Domina zugleich standen siebenundneunzig Nonnen. Mit ihren Händen zugleich reckten einhundertvierundneunzig Hände sich, so hoch sie es vermochten, um Hilfe gen Himmel.

Eine Stunde lang betete Aebtissin Lioba.

Jedes Wort, das zu ihrem Munde ausging, tönte in den Herzen der Nonnen wieder.

Keins von allen Nonnenherzen aber war eine Glocke, in der die Gebete der Herrin so rein und so hell widerhallten wie in dem Herzen Lidwinas, die am unteren Ende des Tisches unter den Jüngsten der Nonnen ihren Platz hatte.

Ein Wunder! bat, flehte, weinte, forderte, schrie Aebtissin Lioba. Eine Stunde lang: Ein Wunder!! Ein Wunder!!!

Immer wieder sanken ihre hochehobenen Hände herab. Immer wieder riß sie die Müde gewordenen dem Himmel näher. Sanken die Hände der Domina, dann fielen die wenigen Nonnenhände, die noch in der Luft taumelten, an ihrem Fallen vorbei auf den Tisch des Refektoriums nieder. Die aber, welche — vor der Zeit müde geworden — schon auf dem weißen Linnen ausruhten, flatterten ihnen entgegen, um wenigstens die letzte Strecke des Hinab mit ihnen gemeinsam zu haben. Stiegen die Hände der Domina von neuem himmelan, so rissen sich die Nonnenhände aus der Müdigkeit hoch und mühten sich, so sehr auch die Arme schmerzten, ihnen zu folgen. Ein Auf und Ab von fast zweihundert betenden Frauenhänden war eine Stunde lang an diesem Morgen in dem Refektorium des Klosters zu Maria Lonk gleich dem Auf und Ab des Fluges einer Sprehenschar, die sich an einem hellen Herbstmorgen in unermüdlichen Flügen zur Reise in niegeschaute Gelande rüstet.

Anfangs schwiegen die Nonnen zu dem Gebete der Aebtissin. Dann begannen Lippen sich zu bewegen, zu murmeln. Laute, Rufe drangen aus ihnen hervor. Zwar den wechselnden Worten der Herrin vermochten die Nonnen noch unvollkommener mit ihren Worten zu folgen als dem Auf und Ab der Hände. Wenn aber jenes Wort nahte, das häufiger denn alle anderen wiederkehrte, dann bereiteten sie sich, einzustimmen, und mächtiger, inbrünstiger, gewaltiger klang es von Mal zu Mal im Chor: „Ein Wunder! Ein Wunder!“

Von irdischem Geschehen war Hilfe nicht zu erhoffen. Was Anderes konnte sie erretten als ein Wunder? Auf Menschen durften sie nicht bauen. Der aber, auf den allein sich ihr Glaube, daß sie auch in dieser Not nicht untergingen, gründete, Gott, was lag IHM näher, als eine Tat, die uns Wunder heißt?

Als die Stunde des Gebetes sich dem Ende näherte, holte Aebtissin Lioba ihre flehenden Hände zu sich herunter, war ihnen — da es nun zum ersten Mal mit ihrem Willen geschah — nicht gram, daß sie sanken, faltete sie demütiglich und endete ihr Rufen zu Gott mit diesen Worten: „Wenn DU aber, HERR, uns des Wunders DEINER Hilfe nicht würdig erachtest; wenn DU, um unserer Schwachheit und um unserer Sünde willen uns auferlegst, daß Jemand aus unserer Mitte hingehet zu dem Zelt des Heiden und das höchste Gut, das DU uns gabst, opfert: die Unschuld; wenn DU, uns zur Buße, bestimmt hast, daß Eine, um Alle zu erretten, mehr hingibt als das Leben, das Niemand unter uns, brächte es Rettung, hinzugeben sich weigern würde: dann — HERR! HERR!! — dann gib mir Weisheit, daß ich in DEINEM Namen das schwere Kreuz auf eine Schulter lege, die nicht zusammenbricht unter seiner Last. Gib, HERR, wenn DU uns Hilfe weigern mußt, daß Jene, die um Mittag in das Zelt des Feindes tritt, mit keinem einzigen Atem das Gift der sündigen Lust einatmet, daß kein Fünkchen der Sinnenglut, die sie umzüngelt, Nahrung in ihr findet. Verleih ihr Kraft, daß sie alle irdische Liebe in sich auslöscht und heller noch als je zuvor von himmlischer Liebe durchleuchtet wird. Töte DU, HERR, wenn solches über Weibeskräfte geht, ihre Sinne ab, daß sie als Seelen-

lose, daß sie als Tote ihren Opferweg gehe und wecke sie erst zu jener Stunde wieder auf, wenn das Tor sich hinter der Heimkehrenden geschlossen hat. Daß ich, ob ich auch ihren Leib nicht unangerührt DIR zuführen kann, ihre Seele DIR überantworte, wie ich sie aus DEINER Hand empfing: rein und unangetastet. Hilf — HERR GOTT im Himmel! — daß, wofern DU uns das Wunder DEINER Hilfe weigerst, ich die rechte Wahl in DEINEM Namen treffe! Hilf, daß die Anschläge des Heiden zu Schanden werden und Jene, welche er in seinem Frevelmut zu besudeln trachtet, unberührt an ihrer Seele heimkehre. Hilf, HERR, hilf!“

„Amen“, orgelte der Chor der Nonnen.

Alle setzten sich mit der Aebtissin zugleich.

Eine aber blieb mit gefalteten Händen stehen: Lidwina.

Alle schwiegen, da kein Wort mehr aus dem Munde der Aebtissin ging.

Eine aber hatte noch nicht ausgesagt, was ihr Herz durchwogte:

Lidwina.

„Amen! Amen!“ wiederholte sie mit der Glaubenskraft ihrer jenseit-süchtigen Seele. Erst als das dritte Amen verklungen war, gewahrte sie, daß sie als Einzige — länger als die Aebtissin — gestanden, als Einzige — ohne die Aebtissin um das Wort zu sonderlicher Rede gebeten zu haben — gesprochen hatte. Da löste sie ihre gefalteten Hände auseinander, verneigte sich mit der stummen Bitte um Verzeihung vor der Herrin, tat es den übrigen Nonnen nach und setzte sich. Ohne Hast. Ohne Erröten.

Prüfend, als wollte sie bis auf den Grund ihres amenüberstürmten Herzens sehen, hatten die Blicke der Aebtissin Lioba die Stehende durchdrungen.

„Ist es Die?“ fragte eine Stimme in ihr. „Nein!“ antwortete eine andere Stimme. „Nein!“ Nicht weniger als zwanzig Jahre! lautet das Gebot des Heiden. Lidwina aber — „hat heute ihren zwanzigsten Namenstag!“ antwortete die erste Stimme. „Vor dem Schrecken des Tages ist es vergessen, ihren Platz am Tisch nach der Sitte mit Blumen abzugrenzen“.

Da ließ Aebtissin Lioba ihre Blicke über Lidwina hingleiten. Die gertenschlanke Gestalt, die schwellenden Brüste, die edlen Schultern, den herrlichen Hals, die weichen Lippen, das Rot der Wangen, das Blau der Augen, den Stolz der Stirn, das Blond des Haares — Kutte und Kapuze vermochten, so geflissentlich sie sich auch darum mühten, sie nicht ganz zu verdecken. Aebtissin Lioba sah zum ersten Mal, daß Lidwina schön war. Schöner als alle Nonnen des Klosters und sagte zu sich: „Die keinesfalls, denn mehr als Alle ist sie durch den Schimmer ihrer Schönheit gefährdet“. Die Widerstimme in ihr aber fragte: „Kann mehr als Alle gefährdet sein, wer inbrünstig wie Keine in das Amen des Gebetes eingestimmt hat? So inbrünstig, daß sie sich an einem Amen nicht genügen ließ, sondern es wiederholte, bis die heilige Dreiheit seines Klanges vollendet war?“ „Gott wird Antwort geben“, endete Aebtissin Lioba den Streit in sich. Dann legte sie aufs Neue die Hände ineinander und wartete. Nun, in der dritten Stunde, nicht, wie

in der ersten, mit gebeugtem Haupt, sondern hochaufgerichtet. Nun nicht mit allen Sinnen in sich hinein, sondern aus sich hinaustastend. Denn sie wußte, worauf sie wartete: Auf das Wunder der Hilfe, das sie von Gott erbeten hatte, auf das Wunder, das die grauenvolle Wahl von ihr nähme. Das ihr ersparte, die Hand zu erheben, auf eine der Nonnen mit der ausgestreckten Rechten zu zeigen und zu sagen: „Du!“ Nichts als: „Du!“ Und doch ein Urteil: furchtbarer, verantwortungsvoller als jenes, das einem Menschen nur das Leben nimmt, seine Seele aber unangetastet läßt.

Eine Stunde lang saß die Aebtissin Lioba in dem Refektorium des Klosters Maria Lonk, um dessen Steinwände die siegreichen Lithauer eine Leibermauer gezogen hatten, mit gefalteten Händen, gespannten Sinnen, starr aufgerichtet und wartete des Wunders.

Eine Stunde lang saßen zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken siebenundneunzig Nonnen — die Hände ineinandergeschränkt, die Sinne sprungbereit, die Häupter immer wieder hochreichend — und sahen, hörten, tasteten nach dem Wunder, das sie errettete.

Keine aber von allen war so des Glaubens voll, daß Gott die Bitte der heiligen Herrin erhören werde, als Lidwina. Wenn der Herr der Heerscharen eine Nonne dessen würdigte, vor der Domina das Wunder auf dem Wege zur Erde zu sehen, dann — betete sie immer wieder — dann möge ER sie begnaden, als Erste die Hand erheben, als Erste rufen zu dürfen: „Da —! Da — —! Da — — —!“ Sie allein von Allen, die im Refektorium mit gefalteten Händen wartend saßen, zweifelte nicht eine Sekunde lang, daß Gott das Wunder der Hilfe ihnen senden werde. Sie allein! Denn selbst Aebtissin Lioba konnte sich, als die Sonne höher und höher stieg, des Zweifels, daß vom Himmel Hilfe käme, nicht völlig erwehren. Und wenn es ihr auch immer wieder gelang, sich von ihm zu befreien, mehr als einmal verfiel sie seiner Macht. Lidwina aber war nichts als Glaube.

Die Stunde des Wartens, die dritte, seit der Bote Gedimins die Tür hinter sich zugeschlagen hatte, ging hin. Keine Stimme vom Himmel schallte zu den Nonnen herab. Keine Schrift leuchtete an der Wand auf. Kein Bote, der die Schreckenskunde des Siegers widerrief, trat in das Refektorium.

Um elf Uhr heulten im Osten und im Westen, im Norden und im Süden des Klosters Hörner der heidnischen Feinde auf. Aebtissin Lioba wußte, was sie ihr zubrüllten. „Die letzte Stunde! Die letzte!! Letzte!!!“

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Dichter, Richter, Zeitgesichter.

I.

RODA RODA

Von Otto Aug. Ehlers, Berlin.

Alexander Friedrich Ladislaus Roda Roda fiel am 13. April 1872 in Puszta Zdenci, Slawonien, auf diese Erde, unerwartet wie der Blitzschlag, der am Morgen solches Dreizehnten den elterlichen Hof Alagino in Flammen setzte und so gründlich einäscherte, daß es dem Vater um ein Haar ans Leben gegangen wäre. Absonderlich wie die Umstände dieses Debuts blieb Roda Rodas buntbewimpelte Erdenfahrt. Die Puszta ist der Tummelplatz erster Kindheit, bis ihn die Schule reklamiert. Er hat es seinen Lehrern nicht schwer gemacht, dafür umso häufiger das Gymnasium gewechselt. In Hradisch an der March gelingt das Abiturium, keinen verwundert es, nur Roda Roda selbst. In seine Muluszeit spuken mit der Liebblingsschwester Mi gehegte Träume von den Vereinigten Staaten von Europa. Berta von Suttner nährt ersten, hieran entflammten Autorenstolz und macht sich so für Roda Rodas literarische Unentwegtheit mitverantwortlich. (Wofür sie — unter anderm — später den Nobelpreis bekam). Unter dem Einfluß des Suttnerschen Akademischen Friedensvereins, in dem der junge studiosus iuris einmal nach blutigem Säbelrencontre bepflastert und bewickelt eine milde Rede hält, gewinnen die kriegerischen Neigungen des allmählich zum Einglas Gereiften schließlich Richtung. Als die Staatsprüfung mißlingt, braucht der Lockung des schwarzen Waffenrockes mit dem hellblauen Käppi nicht mehr widerstanden zu werden: Roda-Roda verpuppt sich einjährig-freiwillig, um als Neunundzwanzigjähriger und Oberleutnant in die militärische Reserve und das mit ziviler Magie leuchtende Licht der Oeffentlichkeit hinauszufattern.

Frühzeitig kam das Schreibenmüssen über ihn, umso später wird er es wieder lassen können. Was ihm das Leben bis zu seiner Ehe, die zwei Jahre durch keine Legitimität getrübt und auch nachher glücklich war, freud- und leidvoll überschwenglich in den Schoß warf, erzählt mitreißend frisch, menschlich und als Kulturtestament fesselnd »Roda Rodas Roman« (Drei-Masken-Verlag, München). Bekenntnishafte geben außerdem fast alle Vorworte seiner Bücher, sofern sie nicht erschwindelt, will heißen satirisch gefärbt sind. Aus solcher Quelle — den ersten Worten des Erzählungsbandes »Die sieben Leidenschaften« (Rikola, Wien) — erfährt man bereitwillig bejahend, daß Roda Roda der deutschen Anekdote glaubt Gehalt und Gestalt gegeben, die österreichisch-ungarische Dichtung allein repräsentiert, die südslawische Literatur in Europa hoffähig gemacht zu haben. Man jagt endlich das letzte prüde Restchen herzlicher Verhaltung in den Wind, wenn da geschrieben steht: »Mein Verhängnis war der Hunger. Er trieb mich teuflisch an, neunmal mehr zu schreiben, als ich verantworten kann. Meine ältern Bücher stecken voll von Wust und Mist. Ich blicke mit Abscheu auf sie«. Mist, um den Duft des Bildes zu wahren, ist noch

bergehoch in den »500 Schwänken« (Dr. Eysler & Co., Berlin) aus den Lustigen und anderen traurigen Blättern zusammengekartt, obwohl der Dichter sich auch hierzu noch bekennt, vielleicht ... bekennen muß. Echte Roda-Roda-Bücher sind hingegen, aus der Menge hervorgegriffen, die lebenbewegten, schnurrigen und sinnierenden, menschgetreuen und naturwahren, eigenwillig, aber stilistisch straff gefaßten, manchmal flach, meistens dichterisch geschauten Erzählungen der Bände: »Der Schnaps, der Rauchtobak und die verfluchte Liebe«, »Ihre Gnaden und die Bäuerinnen«, »Der Pascha lacht« (bei Dr. Eysler & Co., Berlin), »Von Bienen, Drohnen und Baron«, »Die sieben Leidenschaften« (Rikola, Wien) und »Eines Esels Kinnbacken« (Paul Steegemann, Hannover). »Die Kummerziege« (Dr. Eysler & Co., Berlin), ebenfalls nicht zu missen, ist »aus literarischer Symbiose des Dichters mit seiner Schwester Marie Roda Roda hervorgegangen — wertvoll, weil es Einblick gewährt in die Psychologie der damaligen dienenden Klasse.«

Nicht unerwähnt dürfen neben den dramatischen Arbeiten, von denen »Dana Petrowitsch« die eigenste ist und die mit Gustav Meyrink und Carl Rössler zusammen verfaßten Lustspiele — wie der neuerdings verfilmte »Feldherrnhügel« — noch immer über die Bühnen gehen, die glücklichen Bemühungen Roda Rodas um die slawische und bulgarische Dichtung bleiben, die er uns als ein gut Teil von sich selbst erschlossen und durch treffliche, meist eigenwillig freie Uebertragungen nahegebracht hat. Neueren slawischen Dichtern nacherzählt der packende, eine fremde, keusche Volksseele zu literarischen Rechten einsetzende Band »Slawische Seelen« (Drei-Masken-Verlag, München), »Das Rosenland« (Rikola, Wien) als sichere Weisung, bereichernden Aufschluß gebende Sammlung bulgarischer Prosastücke und die südslawischen Geschichten »Schummler, Bummler, Rossetummler« (Dr. Eysler & Co., Berlin), in denen slawonisches, kroatisches, bosnisch-herzegovinisches, dalmatinisches, montenegrinisches und makedonisches Wesen und Leben ausgedeutet und veranschaulicht ist. Von den abseitiger liegenden Werken der vielen Heimaten, manchem Glauben und aller starken Triebseligkeit zugetanen Persönlichkeit dieses um der Menschen unwandelbarer Bosheit zum Satiriker gewordenen Roda Roda mag endlich — die Vielgestalt zu runden — noch die von ihm besorgte Ausgabe des »Demokritos« (Rikola, Wien), Karl Julius Webers, des »lachenden Philosophen«, hinterlassener Papiere genannt sein, eine Fundgrube von allerlei Raritäten köstlich schmunzelnder Ernsthaftigkeit.

Nach einem aber habe ich mich vergeblich im Werke des Dichters umgewandt: aus welchen Schrunden und Gründen die rote Weste — Ehrenschild des gutgelaunten Zeitgeistes literarischer Ambition — in das Karussell seines Lebens stieg . . .

Die Beilagen des vorliegenden Heftes sind von den Firmen Drei Masken-Verlag-München, Gräfe & Unzer-Königsberg i. Pr., Josef Scholz-Mainz, Gebr. Stiepel-Reichenberg, gegeben. Wir bitten, die empfehlenswerten Hinweise freundlichst zu beachten.

Von neuen Büchern.

Bericht von Otto Aug. Ehlers, Berlin.

a) Kultur und Kunst.

Die kulturelle Fraghaftigkeit des Heute, das vorwiegend mit eigenwilligem Form- und Normsuchen den Sinn wenigstens im Begriff bannen möchte, senkt gleichzeitig immer merklicher Wurzeln in den Mutterboden vergangenen, ins Gewordene eingemündeten Werdens, um von dorthin neue Bestätigungen und enträtselnde Einsichte zu gewinnen. Es ist offenbar, daß das Wissen um das Wesen kulturellen Vermächtnisses die gediegenste Vorbereitung für die hartrenden Aufgaben bedeutet. Zu seinem Teile hier Führerdienst zu leisten hat Prof. Dr. Johannes Ledroit seine Schrift „Frühsein der Kultur“ (Herder & Co., Freiburg; M. 4.80) erscheinen lassen. Er wendet sich damit an die Lernbereiten, weist ihnen im Wechsel von sachlicher Darlegung und freier Schilderung Urentwicklung und Urleben der mitteleuropäischen Menschheit, eine Kette von allgemein und einzeln verständlichen Bildern aus der germanischen Vorzeit, die sich als Ganzes zu einer wissenschaftlich gestifteten Heimatgeschichte fügen. Hier Kenntnisse zu vermitteln und zu erweitern erscheint unsso begründungswert, als dem Gebildeten Zustand und Anlauf des germanischen Urbegins gemeinhin fremder ist als die entsprechenden vorbereitenden kulturellen Perioden der antiken Welt, die ein reicher überlieferter Sagen-schatz in sich schließt. Die Sagen der frühen germanischen Jahrhunderte blieben als Volksjagen nur spärlich, als „Chronikjagen“ im allgemeinen unverläßlich erhalten. Einen Teil des echten Gutes, soweit es im Ostlande beheimatet ist, hat Karl Plenzat in das Bändchen „Sage und Sitte im Deutschherrnlande“ (Hirt, Breslau; M. 2.50) gesammelt. Die Befreiung und Ausprägung der deutschen Volksseele aus dämonischer Bedrängnis und Aberglauben zu Glauben und Selbstwillen erhellt sich als organische Entwicklung.

Entwicklung zum Heute. Zu einem Ziel? einem Gipfel? „Wir stehen nicht auf dem Gipfel, aber wir stehen auf einer Höhe, auf der uns zum ersten Male bewußt wird, daß wir um einen

Gipfel ringen“ gibt Werner Kungz in seinem Buche „Vor den Toren der neuen Zeit“ (Meiner, Leipzig; M. 11.—) eine Antwort, die weniger die Quintessenz einer philosophischen Auseinandersetzung, als ein nichts-sagender Lyriismus zu sein scheint. In der Tat kann mit solcher Niveau-bestimmung nichts gesagt sein. Kungz ahnt die neue Zeit als Apotheose des Menschheitsgedankens, als dionysische Gemeinjamkeit aller Menschen, im Erlebnis der Weltseele schwingend, technische Beherrscher der Naturgesetze, frei und schön. Dem Gemälde solcher Zukunftsempfindens kommt dennoch mehr als rein ästhetische Bedeutung zu. Es wagt eine Antithese des Heute, richtet ein altes Ziel neu auf, schwemmt aus ewiger Idee hergeleitete Lebensströme in den sterbenschlaffen Körper der Gegenwart. Gibt einen Glauben. Aber keine Synthese, keine Ueberzeugung, wie zweifellos angestrebt ist. Denn des Verfassers Folgerungen fußen auf Ausdeutungen so unphilosophisch-subjektiven Gepräges, daß es dem Widerspruch schwer fallen dürfte, ihre Irrtümlichkeit schlagkräftig darzutun. Der auf organische, geschichtlich-schicksalhafte Entwicklung eingeschworene Geist wird sich unbefriedigt von diesem Buche, dessen hochgemute Haltung dennoch dankbar macht, abwenden und vom wiewohl schwankenden, doch festen Boden der Gegenwart erneut das Lot der Bedachtsamkeit in das Gestern und Morgen senken.

Der Wege und Mittel zu bessern sind ebenso viele wie der Meinungen und Verurteilungen. Jede Sichtung, welchen Problembereich sie auch wählt, bleibt willkommen, sofern sie vom Ernst der Verantwortung getrieben wird. Der Sorgen größte eine gilt der Jugend und es ist vor allem die Jugend selbst, die am tiefsten um sich besorgt ist. „Ein Buch der Sorge“ nennt deshalb Heinrich Kaug seine seelenkundliche Untersuchung der Industriejugend „Im Schatten der Schöte“ (Benziger & Co., Einsiedeln; M. 5.—). Hier zu verstehen und helfen heißt die europäische Wunde heilen, vielleicht

das Schicksal des deutschen Volkes wenden. Dieses Buch bereitet Not und Mühsal trifft das technische Problem, das zutiefst ein Problem der vorderen Masse Mensch ist, im Kerne. Frei von billiger Sentimentalität rührt die Sonde des Pädagogen an die wirklichen Gebrechen der jungen Industriegeneration, deren eingebil-dete Ursachen, mehr als gemeinhin angenommen wird, die moderne Staats- und Kulturpolitik im Wege von Abkehr und Zugeständnis zu Verrtum und Falschheit lenken. Wie hier zu helfen ist, mag an kleinen Fingerzeichen gleichwie grundsätzlicher Einstellung von Erich Sterns „Jugendpsychologie“ (Hirt, Breslau; M. 3.50) abgesehen werden, einer klaren und beispielhaften Schrift der geisteswissenschaftlich-psychologischen Betrachtungsweise, die vor allem dem Aufwuchs der Persönlichkeit ihr Augenmerk zuwendet. Persönlichkeit ist Reife. Wenn unreife Jugend in diesem vertieften Sinne reifen könnte, würden wir und sie selbst des Ziels bewußter und damit der Zukunft näher sein. Wieviel zu ihrem Teil Schule und Fortbildung zur Auf-füllung der schlichten, dem Kopfwerk zerner stehenden Persönlichkeit beitragen kann und welches wirksame Mittel der modernen Pädagogik mit der Handarbeit geboten ist, legen die Aufsätze des von Ludwig Ballat herausgegebenen Buches „Werkarbeit für Schule und Leben“ (ebda; M. 7.50) einhellig überzeugend dar.

Dennoch: es fehlt dem Heute gottlob nicht an Bemühen. Wieviel sich von manniglicher Verheißung zum großen Flusse findet, bleibt späterer Wägung vorbehalten. Naturnotwendig kommen diese zukunftsweisenden Auf-triebe zuvörderst aus der Kunst, die in den ewigen Rhythmus am innigsten eingeschlossen ist. Klar im Willen, wenn auch nicht einheitlich im Voll-bringen, tritt uns „Die junge Baukunst in Deutschland“ entgegen. H. de Fries widmet ihr einen reich illustrierten Band (Stollberg, Berlin; M. 8.—) in dem die ausdrucksfähigsten Architekten ohne Unterschied des Namenklangs mit den markantesten Schöpfungen gezeigt werden. Nicht alles erzwingt Zustimmung, doch bleibt man willig eingedenk, daß die Klust zwischen Für- und Widerspruch oft ein frucht-

barer Schoß für neue Reime ist. Durchgehend gilt das Gezeg der Sparsamkeit. Prof. Dr.-Ing. Adolf Zeller weist in dem von ihm bis zur Jetztzeit fortgeführten „Grundriß der Kunstgeschichte“, verfaßt und herausgegeben von Schmid-Burgk und Hoeler von Ravensburg (Union, Stuttgart; M. 16.50), dessen die Neuzeit behandelnder 2. Band vorliegt, vergleichend auf ähnliche Erscheinungen der Biebermeierzeit des durch die Freiheitskriege wirtschaftlich erschöpften Europa hin: „Statt kostbarer Materialien einfacher Putzbau, statt eingelegter Hölzer oder Metallarbeiten feinabgestimmte zarte Farben und Gefälligkeit der einfachen Form statt des hohlen Prunkes“. Zeller hat mit der lange gehemmten Vollendung dieses nie versagenden, ungemein aufschlußreichen Werkes, das er in den Abschnitten Baukunst, Plastik und Malerei von der Renaissance bis zur Gegenwart ergänzte, nicht nur dem Studierenden, sondern jedem um die bildende Kunst Bemühten das schmerz-lich entbehrte Handbuch gegeben.

Abseits der Wege derer, die in junger Gemeinschaft zum Ausblick zu kommen suchen, stehen die Einzelnen in der Haltung von Abkehr, Umkehr und Einkehr. Bayreuth als Symbol kultureller Erneuerung wiederzuerwecken, als Ruf an die „Einsamen und Einzelnen, die das geistige Volkstum zu tragen und zu führen berufen sind“ erneut zum tönen zu bringen, will Wilhelm Müller-Walbaums philosophischer Versuch „Vom ewigen Gral“ (Stenger Erfurt; M. 8.75) mit-helfen. Es ist nur Bestätigung, daß Müller-Walbaum, der sich bereits in seinem Werke „Die Welt als Schuld und Gleichnis“ als feinsüßlicher Kultur-resonator erwiesen hat, unter dem Er-lebnis zweckverklatter Gegenwart zu einer Philosophie der Reuschheit und Erlösung gelangt. Wie Otto Weininger, mit dem er sich zwangsläufig fördernd auseinandersetzt, seine vergewaltigende Philosophie in Kernpunkten durch Richard Wagners Werk zur Synthese hinaustreibt, so auch Müller-Walbaum, wenngleich auf dem notwendigen Umwege über die — bedingte — Ver-neinung Weiningers und mit dem Er-gebnis tiefster ethischer Ausdeutung des großen Bayreuthers und seines den großen und erlösenden Weg des

deutschen Wesens symbolisierenden Parzivalmythos. Es muß besserer Gelegenheit vorbehalten bleiben, die schürfenden Gedanken dieses Werkes

eingehend zu würdigen: flüchtige Skizzierungsversuche, wie der Raum sie zuläßt, verbietet der Anstand rückhaltloser Zustimmung.

b) Neue Epik.

Auch dieses Bücherjahr war noch allzu ergibig. Einige der einsichtsvollen und mit einem Bewegungsreichtum gestattenden Druckereivertrag gesegneten Verleger haben sich jedoch zu kluger Beschränkung der Produktion gefunden. Das Ergebnis ist Auslese des Wertvollen, eine Neigung, die unverkennbar bei dem Verlage Fr. Wilh. Grunow in Leipzig hervortritt. Die Liste seiner Neuigkeiten nennt an erster Stelle Reinhold Conrad Muschler mit dem letzten Roman „Der Weg ohne Ziel“ (M. 10.—). Dieses „Nachtbuch“ begleitet das Leben eines jungen Künstlers, der zu spät zur Erkenntnis des Ziels seiner Kunst gelangt und es deshalb um so frühzeitiger seinem Leben setzt. Muschlers Wandlung von seiner „Bianca Maria“ (vgl.), die jetzt das 30. Tausend feiert, bis zu diesem letzten, in wesentlichen Zügen sicher autobiographischen Werk, spricht sich fast nur in einer Geste, einer noch mehr verinnerlichten Haltung des Lesers aus, die herzlicher als zuvor hinriß, wenn damit auch jener leise Hauch von Gesuchtheit völlig geschwunden wäre, der die „Bianca Maria“ umwittert. Was so bei Muschler manchmal den Mitklang unterbricht — gerade weil die Teilnahme im Zartesten berührt wird — gehört bei Josef Delmont zum Bilde. Der Verfasser der „Stadt unter dem Meere“ (M. 8.—), dieser alle bedachtigste Zurückhaltung in einer Hag absonderlichen Geschehens bezwingenden Utopie zeigt sich in seinem letzten großen Roman „In Ketten“ (M. 7.50) auch als ein vom Menschenleid des Jahrhunderts und der Kulturdämmerung erschütterter Gestalter. Mancherlei Verwandtschaft, nicht nur in der Stoffwahl, weist zu Karl Graf zu Eulenburg und seinem Atlantisroman „Der Brunnen der großen Tiefe“ (M. 6.50). Das Austausch des geheimnisvollen Erdteils mühte in der Folgenreihe des Geschehens dieses fesselnden Zukunftsbildes eine Art jüngstes Gericht bedeuten, das sich die Menschheit in Habgier und Besitzhaft

selbst bereiten würde. Tut man von Eulenburg den Schritt zu Adele Gerhards tiefgründigem Roman „Pflüger“ (M. 5.50), so geschieht es im Bewußtsein der Entgegensetzung von feuilletonistischer Unterhaltbarkeit zu gottbestürmender dichterischer Verinnerlichung. Adele Gerhard steht zwischen den Generationen und auch zwischen den Welten von heute und gestern. Ihre Bücher sind Vermächtnis wie Weisung, Abschluß wie Aufschluß. Deshalb wird sie von allen gehört, die suchen und einen Stern über sich gesetzt haben wie dieser an Gottes Lichtern entflammte Pflüger. Alle Grunow-Autoren schaffen im typischen Gepräge irgendwie beziehungsweise zur Zeit. Selbst Julius Havemann, der die Historie bevorzugt, will in seinem mittelalterlichen Roman „Pilger durch die Nacht“ (M. 12.—) das Gleichnis, wiewohl es nur nebensächlich hervortritt. Hier wie dort Wirren und Wechselhaftigkeit, Lockerung von Sitte und Bestand im hitzigen Aufbäumen einer niederreißend zeugenden Epoche. Havemanns Buch ist ein mächtiges, farbenstrotzendes Gemälde mahnend ausleuchtender Vergangenheit.

In das Alt-Preußen der Polen- und Schwedenkämpfe führt Ernst Wicherts Roman „Der Große Kurfürst in Preußen“, der soeben in neuer Bearbeitung ausgegeben wurde (Gräfe & Unzer, Königsberg; 2 Bde. M. 10.—). Die historischen Begebnisse jener Periode des Souveränitätszwistes werden kontrapunktiert von einer überaus geschickt verponenen Fabel, deren echte dichterische Reize in der gerafften neuen Fassung von Paul Wichert noch ansprechender als ehemals zur Geltung kommen.

Ein Held von gleichem Schlage wie der Sohn des litauischen Wildnisbereiters, der es zum brandenburgischen Offizier bringt, ist Peter von Horn, die überragende Gestalt des gleichnamigen Romans von Adalbert Reinwald (Haberland, Leipzig; M. 5.—). Diese „Geschichte eines

deutschen Mannes“ ist aus dem Erlebnis des großen Krieges erwachsen, führt durch alle Wirrsal und Richtungslosigkeit unsres Zusammenbruches zum Gebot der Aufopferung für Volkstum und Freiheit. Peter von Horn, der sich das Leid seines Volkes zu eigener Verantwortung entbündet, geht in einen Tod heldischer Entföhnung und Zukunftsverheißung.

Einen neuen Gottfried-August-Bürger-Roman verdanken wir dem Schlesier Emil Hadina: „Dämonen

der Tiefe“ (Gebr. Stiepel, Reichenberg; M. 3.20). Hadina, dessen Name durch seinen Sturm-Roman Klang gewonnen hat, sieht den genialen Untermann von Altengleichen in einer dämonischen Verstrickung verderben, die nicht allein das Weib, sondern der Zwiespalt von Wollen und Vollbringen über ihn wirft. Bürgers Abgründigkeit ist nie so tief ausgelotet worden, wie im Schwunge dieses blutvollen, in eine satmalende Sprache gegossenen Romans.

c) Jugendbücher.

Der weihnachtliche Büchertisch der Jugend ist schon jetzt reich gedeckt. Spiel und Unterhaltung der Kleinsten bietet der Verlag J. o. f. Scholz, Mainz, schmuck ausgestattete Künstler-Bilderbücher: „Auf der schwäb'schen Eisenbahn“ (M. 0.80), „Bei allerlei Tieren“ (M. 2.50), „Allerhand schöne Sachen“ (M. 3.75), „Ein Tag im Hasenhaus“ (M. 2.—), die Rechenfibel „Wieviel sind's?“ (M. 1.25) und „Reineke Fuchs“ (M. 2.—). Künstlerlich illustrierte Märchen bringt der Verlag D. Gunzert, Stuttgart: „Bille Hasenfuß“ von Anna Schieber, „Lotte“ von Frida Schuhmacher und die neuartigen Auslandsmärchenbücher „Bursoc, der Fauxpelz“ von Hans Jürgens und „Chinesenbuben“ von E. Dehler-Heimerdinger (jd. Bb. M. 0.85). Von der Fülle des Weihnachtlichen aus dem tüchtig aufstrebenden Verlage F l e m i n g &

Wiskott, Berlin, seien besonders ans Herz gelegt: Für Kinder von 10 bis 14 Jahren etwa Storms „Bole Poppenspüler“ (M. 1.—) und „Der Nichtsnutz“ von Jegerlehner (desgl.), für die 13—18jährigen Meinholds „Bernsteinherz“ (M. 4.50) und „Die Felsenburger“ von Schnabel (desgl.) Knaben dieser Jahre wird „Eiko, der Junge vom Reiterhof“ von Johan Fabricius (M. 6.50) und Gotthelms „Kurt von Koppigen“ (M. 4.50) willkommen sein. Die Altersstufe von 14 bis 18 Jahren mag zu Storms „Chronik zu Grieshuus“ (M. 3.50) oder „Söhne des Senators“ (M. 0.50) greifen, Knaben dieses Alters werden „Fix oder Nix“ von Asmussen (M. 3.—), Mädchen Moslos „Lutje im Osten“ (M. 1.—) bevorzugen. Alle Bücher sind außerordentlich geschmackvoll ausgestattet und wohlfeil.

d) Verschiedenes.

Ein ostpreussisches Heimatbild, wie ihm bisher keines gleichkam, bietet die Schrift „Das malerische Ostpreußen“. (Gräfe & Unzer. M. 3.50) 63 ausgesucht schöne, ganzseitige Abbildungen künden die landschaftlichen Wunder und Reize der von der Natur reich begnadeten Ostprovinz. Die Wälder und Seen Masurens, Steilküste und Nehrung prunken mit ihrem malerischen, herben Zauber, der das Wort Heimat tief verinnerlicht und dem Nicht-Ostpreußen Sehnsucht nach so viel Schönheit schafft.— Weit über das Ostland hinaus haben sich die „Ostdeutschen Monatshefte“ (Stilke, Berlin) unter Carl Vanges umsichtiger Führung Geltung erworben. Die letzten, in allen Abteilungen reich bedachten Hefte, sind vorwiegend dem Auslandsdeutschtum gewidmet

Die junge Zeitschrift „Form und Sinn“ (Walch, Augsburg) bringt neben einem umfassenden kritischen Teil trefflich gerundete Aufsätze namhafter Autoren wie Stefan Zweig, Johannes Schlaf u. a. Sich im Wertvollen zu vertiefen gelingt auch den Monatsheften für freie Lebensgestaltung „Die Freude“ (Laurer, Eggestorf/Hamburg) neuerdings besonders glücklich. Wir finden in einem dem Theater gewidmeten Hefte Beiträge von Brust, Bronnen, Kurt Bock, Kyber und Hallenstein. Die im gleichen Verlage erschienene Schrift „Deutsches Baden“ von Magnus Weidemann liegt bereits in 9. Auflage vor und rechtfertigt durch den Ernst der Darstellung ihren Vorschlag, ein Führer zu Freude, Schönheit und Gesundheit sein zu wollen, aufs beste.

Hans C. von Zobeltitz

Hindenburg

Aus seinem Leben und Wirken.

Preis in Ganzleinen 4.80 Mark.

Dieses Buch, das ca. 120 Bider in bester Wiedergabe aus dem Leben des Reichspräsidenten bringt, dessen Text außer den Lebensdaten in fesselnder Sprache vor uns den Mann der eisernen Treue und Pflicht erstehen läßt, ist das

Volksbuch

für jeden Deutschen, insbesondere auch für die reifere ostmärkische Jugend.

Eichblatts deutsche Heimatbücher

- | | |
|-------------------------------------|-----------------------------|
| 1. Agnes Miegel | Die schöne Malone |
| 2./3. " " | Heimat. Lieder und Balladen |
| 4. Karl Plenzat | Blattdeutsche Tiermärchen |
| 5./6. Christian Krollmann | Altpreussische Erzählungen |
| 7./8. Arno Holz | Phantasus |
| 9. Richard Dehmel | Kindergeschichten |

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Preis jeder Nummer: Geheftet 40 Pfg., in Schulband 60 Pfg.,
in Geschenkband 80 Pfg.

Hermann Eichblatt, Verlag, Leipzig-N. 22.

Flemmings Jugend- u. Volksbücher

Von Prüfungsausschüssen, Behörden, prominenten
Persönlichkeiten warm empfohlen. Sie bilden den
gehaltvollsten und preiswertesten Lesestoff für Jugend
und Volk

Man verlange Verzeichnis vom Verlage

Carl Flemming und C. T. Wiskott A. G. Berlin W. 30

Soeben erschien:

DIE PÄDAGOGIK

DER GEGENWART IN SELBSTDARSTELLUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

DR. ERICH HAHN

BAND I:

ST. VON DUNIN BORKOWSKI S. J.
GEORG KERSCHENSTEINER
RUDOLF LEHMANN
PAUL OESTREICH / WILHELM REIN

*

16 Bogen Großoktav.
Jeder Beitrag mit Bild und Namenszug
Ganzleinen - Geschenkband RM 12.—

*

Vorzugspreis bis 15. XI.: 10 Mark

*

Der die neue Serie der „Selbstdarstellungen“ eröffnende Band konnte schwerlich glücklicher zusammengestellt werden, als es hier geschah. Die bedeutsamsten pädagogischen Strömungen sehen in den oben Genannten ihre Führer: **der Zusammenklang so verschiedener Individualitäten**, einig darin, das Beste zu wollen, **zeigt reichste Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit** menschlichen Wertwillens.

Die Erziehungsfragen sind in den letzten Jahren allenthalben in den Vordergrund der politischen und weltanschaulichen Diskussion gerückt: **dies Buch ist dazu angetan, sie zu befruchten und zu vertiefen**. Es gehört daher in die Hand nicht nur jedes Erziehers von Beruf, sondern eines Jeden, der an dem heranwachsenden Geschlecht sich mitverantwortlich fühlt.

FELIX MEINER VERLAG LEIPZIG

Den Freieren die Welt!

Bilder aus der Lebensgestaltung
neuer Menschen v. Walther Brauns
Über 100 Naturaktaufnahmen

Begleit-Text zu den acht verschiedenen Themen
Auf feinstem Kunstdruckpapier hergestellt
Preis nur 3.20 RM

Dieses Buch erschließt ein wundersames Spiel natürlicher Schönheit. Frohes Kinderlachen, herbe Kraft des Mannes und süße Anmut der Jungfrau und Mutter. Frauen voller Holdseligkeit begegnen wir darin.

Das Buch ist aus der Notwendigkeit herausgewachsen, der Prüderie und falschen Schamhaftigkeit den Schleier wegzuziehen. Gerade durch das Raffinement der Hülle werden Vorstellungen angereizt, die bei einem natürlich empfindenden Menschen gar nicht vorhanden sind. Aber wenige finden den Mut zu sagen, daß nicht Verhüllung zu einer höheren sittlichen Einstellung führt, sondern Rückkehr zur Naturhaftigkeit. Die Natur zwingt uns zur Ehrfurcht!

Hier will das Buch eingreifen und Schrittmacher sein für die Heranbildung neuer Menschen. Dazu sollen diese herrlichen Bilder beitragen, die den Menschen in seiner Natürlichkeit wiedergeben. Und ganz besonders die Blicke auf die Frau will das Buch wieder in normale Bahnen lenken.

11.—20. Auflage gelangt soeben zur Ausgabe.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch

Robert Lauerer Verlag
Egestorf, Bez. Hamburg



Wilhelm Müller-Walbaum,
Vom ewigen Gral.

Gedanken zu einer Philosophie der Keuschheit und Erlösung.

In vornehmem Halbleinenband Mk. 9.75, brosch. Mk. 8.75.

Inhalt: Kundry und Klingsor — Volk und Menschheit — Das Judentum — Der Sinn des Geschlechts — Vom Held zum Heiland — Das Schulderlebnis — Sinn der Keuschheit — Heiligkeit und Erlösung — Religion und Kunst

*

Nur wenige Ausschnitte aus vielen glänzenden Kritiken:

„Der Verfasser dieses wundervollen Buches, Hochschullehrer für Mathematik in Hannover, bietet hier eine psychologisch=metaphysische Untersuchung, die mit Seherblick die großen Kulturprobleme der Zeit durchleuchtet.

Hier wird zum ersten Male das umfassende Problem der Keuschheit an entscheidender Stelle allseitig und grundlegend erforscht In ebenso scharfsinnigen wie von Ehrfurcht und Liebe zu Volkstum und Menschheit durchglühten Betrachtungen, denen jeder politische Antisemitismus fremd ist, wird das Judentum als die Schicksalsfrage insbesondere des deutschen Volkes gekennzeichnet

So wird dieses Buch von jedem für Selbstbesinnung Zugänglichen mit tiefem Eindruck und Gewinn aufgenommen werden.“

(Dr. R. Gltzner in der „Deutsch=Österreichischen Tageszeitung.“)

„Müller-Walbaum ist ein Denker, mit dem es sich zu beschäftigen lohnt, vielleicht mehr als mit mancher Tagesberühmtheit.“

(„Deutsche Tageszeitung“)

„Die vierzig Seiten über das „Judentum“ gehören zum Geistvollsten, was in neuerer Zeit über dieses Thema gesagt wurde.“

(„Der Türmer“)

„Das Werk ist eine durchaus originelle Schöpfung, das Ergebnis einer vorbildlich strengen und gründlichen, durch sittlichen Ernst geadelten Gedankenarbeit.

Müller-Walbaum ist Vertreter einer Philosophie, die unter Hintanziehung aller bloß zergliedernden Tätigkeit zu der lebendigen Einheit aller Erkenntnisfunktionen gelangen will.

Ein besonderer Vorzug des Buches besteht darin, daß sein Verfasser das Christentum von seiner univariell-menschlichen Seite her erfährt.“

(„Der Goldene Garten“)

Ausführliche Prospekte auf Wunsch vom Verlag kostenlos.

Verlag Kurt Stenger, Erfurt

Sieben erschien:

ALFRED BRUST

Die verlorene Erde

ROMAN

Der erste Roman des ostpreussischen Dichters. Der Mensch als Kampfplatz himmlischer und höllischer Mächte als Gefäß der Liebe und des Zornes, als das Wesen, in dem sich unter der Gestalt des Lebens ewig das kosmische Widerspiel der reinen Sehnsucht und des sündhaften Triebes, der Seele und des Tieres erneuert, bildet den unwandelbaren Symbolgehalt des Buches.

Gebietet M. 5.— In Ganzleinen gebunden M. 7.50. Sonderprospekte versendet kostenfrei

HOREN-VERLAG / BERLIN-GRUNEWALD

Form und Sinn

Zeitschrift für Kunst und Geistesleben.

Herausgegeben und verlegt von der Kulturellen Arbeitsgemeinschaft Augsburg.

Mitarbeiter sind u. a.: Hans Carossa, Werner Denbel, Bernhard Diebold, Theodor Fischer, Franz Karl Ginzley, Hermann Gesse, Hans Kern, Albert Klöckner, Ernst Liffauer, Emil Luda, Klaus Mann, Ernst Miegel, Josef Bonten, Wilhelm Schaefer, Johannes Schlaf, Wilhelm Schmidtbonn, Erwin Strank, Joh. M. Verweyen, Paul Westheim, Willi Wolfradt, Stefan Zweig.

Bestellungen nimmt entgegen die Geschäftsstelle der Kulturellen Arbeitsgemeinschaft Augsburg — Buchhandlung Wustmann, Karlstraße D 47.

Arthur Dohse

Allenstein

Tuch / Manufaktur / Modewaren

Teppiche / Gardinen / Konfektion

Tel.
278

Allensteiner Kohlenhof

Tel.
278

Inh.: Paul Graw

Allenstein, Hohensteinerquerstr. 16



Kohlen, Koks, Briketts, Holz
ab Grube zu Originalgrubenpreisen, ab Hof
und frei Keller zu billigsten Tagespreisen.



Heitere Bücher

RUDOLF PRESBER

Der Tisch des Kapitäns

Geheftet 4. – M. / Ballonleinen 5.80 M. / Halbleder 7. – M.

Ein heiteres Buch von fröhlicher Fahrt, vornehm im Ton, glänzend im Stil und von unbändiger Komik in den Situationen



RUDOLF PRESBER

Die Zimmer der Frau von Sonnenfels

Geheftet 4. – M. / Ballonleinen 5.80 M. / Halbleder 7. – M.

Mit dichterischer Feinheit und wachsender Spannung ist das Leben unter der Obhut einer lustigen Pensionsmutter höchst humorvoll geschildert.



RODA RODA

Die Kummerziege

Der Schnaps, der Rauchtobak und die
verfluchte Liebe ★ Schummler, Bummler
Rossetummler ★ Ihre Gnaden und die
Bäuerinnen ★ Der Pascha lacht
500 Schwänke

Jeder Band geheftet 3. – M. / Vornehm in Ganzleinen 4.20 M.
6 Bände, in geschmackvoller Kassette 25. – M.

Roda Roda ist ein Begriff geworden für alle, denen ein mit Weltweisheit gewürztes helles Lachen Bedürfnis ist. Von der „Kummerziege“ bis zu den „Schwänken“ reiht sich eine Pointe an die andere.

Man sollte diese Bücher als unentbehrliche Hausmedizin führen.

DR. EYSLER & CO. A.G. / BERLIN SW 68

Neuerscheinungen 1.9.2.6



Der Weg ohne Ziel (Ein Nachtbuch)

Roman von **Reinhold Conrad Muschler**

660 Seiten. Geheftet RM. 6.50, Ganzleinen RM. 10.—, Halbleder RM. 16.—, Ganzleder (einmalige numerierte Vorzugsausgabe) RM. 24.—. Sämtliche Einbände mit reicher echt Goldprägung. Rein holzfreies Papier.

Muschler ist durch seinen Roman „Bianca Maria“, der in kurzer Zeit einen seltenen und verdienten Erfolg inmitten der Hochflut deutscher Romanliteratur erreichte, in die erste Reihe der zeitgenössischen Erzähler gerückt.

Der
Dichter der
„Bianca
Maria“

In Ketten (Zeloten)

Roman von **Joseph Delmont**

388 Seiten, holzfreies Papier. Geheftet RM. 4.50, Ganzleinen RM. 7.50. Vollkommen lichtechter Einband mit echt Goldprägung.

Durch seinen phantastischen Abenteuerroman „Die Stadt unter dem Meere“ ist Delmont stark in den Vordergrund getreten. Das neue Werk des Autors gestaltet den Gegensatz zwischen dem alten und neuen Rußland auf dem Wege zum Bolschewismus und zeichnet die Schicksale des jüdischen Volkes.

Der
Verfasser
von
„Die Stadt
unter
dem Meere“

Die Brunnen der großen Tiefe

Ein Atlantisroman von **Karl Graf zu Eulenburg**

296 Seiten, holzfreies Papier. Geheftet RM. 4.—, Ganzleinen RM. 6.50. Vollkommen lichtechter Einband mit echt Goldprägung. In dichterisch vollendeter Art schrieb Eulenburg den ersten wirklichen Atlantisroman; ohne Sensation, aber mit der unvergleichlichen Phantasie eines feinst kultivierten Sehers. Atemlos liest man diese wunderbaren Begebenheiten des zum Sonnenlicht neu erhobenen Erdteils, über den jahrtausendlang der Ozean hinflutete.

Ein neuer
Autor
von
stärkstem
Können

Pilger durch die Nacht

Roman von **Julius Havemann**

728 Seiten, holzfreies Papier. Geheftet RM. 8.50, Ganzleinen RM. 12.—. Vollkommen lichtechter Einband mit echt Goldprägung.

Der Roman des deutschen Mittelalters! Mit hervorragendem kunsttechnischem Geschick hat Havemann das Leben jener Zeit trotz seiner chaotischen Fülle und Wirrniss in festen, klaren Bildern zu einem Riesengemälde zusammengefügt.

Der Meister
des
historischen
Romans

Scharnhorstromane

von **Gustav Kohne**

Jugendsehnen-Mannesstreben-Heldenleben. Jeder Band der Trilogie ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Holzfreies Papier. Geheftet je RM. 3.50, Ganzleinen je RM. 6.—

Daß Gustav Kohne diese Bücher dem deutschen Volke gegeben hat, das alleine macht ihn des Dankes der Nation wert. Jeder Deutsche sollte diese meisterhaft gestalteten Scharnhorstromane gelesen haben.

Der Dichter
von
Deutschlands
Rettung
und Größe

VERLAG VON FR. WILH. GRUNOW, LEIPZIG

Kultur und Kunst

Eine Schrift der Zeit für Gegenwart und Zukunft
kultureller und geistiger Werte

Erchei + jwangs

Erchei + jwangs

Herausgeber: PAUL KÖPPE

Einzelheft 35 Pfg.

Gruss an den Herausgeber

*Was fehlt der Welt? Es fehlt ihr jene Güte,
die selbstverständlich alle Kreatur
mit Liebe hegt, das Tier und jede Blüte
und jeden Menschen, Krone der Natur.
Sie trachtet, daß sie Leid und Qual verhüte,
sucht auf des Elends oft verborgne Spur,
greift heilend ein aus liebendem Gemüte,
wo das Geschick verwundend hart verfuhr.*

*Erwirb dir diese Güte durch Erkennen!
Aus tiefem Schauen reift die süße Frucht.
Laß hell in dir das Licht der Liebe brennen,
der echten Güte, die zu heilen sucht.
Von ihr erfüllt, darfst du dich glücklich nennen,
ein aufwärts Schreitender aus dunkler Schlucht!*

Alexander v. Gleichen-Rußwurm.



Zweiter Jahrgang

Februar 1927

Verlag „Kultur und Kunst“, Berlin-Mariendorf.

67

Ernst Zahn

geboren am 24. Januar 1867

Zum 60. Geburtstag des Dichters erschienen:

Die schönsten Erzählungen von Ernst Zahn

Inhalt: Der Tag der Perpetua . Der Geiger . Die Gefährtin . Der Tod des A Pro . Die Mutter . Eine Reittunde . Der Besuch

In Leinen gebunden M. 4.50

Ernst Zahn, das Werk und der Dichter

von Heinrich Spiero

(Reihe Dichtung und Dichter) Gebunden M. 2.50

Die früheren Werke Ernst Zahns

Neuerscheinung 1926

Die Hochzeit des Gaudenz Orell

Roman. 26.—30. Tausend. In Leinen gebunden M. 6.—

Ein ungewöhnlich fesselnder Eheroman ist hier von Ernst Zahn mit sparsamen Mitteln, kluger Charakterisierung und mit starker innerer Hingabe an das seelische Problem gestaltet worden; in dieser Intensität ist das Buch eines der stärksten Werke in des Dichters reicher Produktion.

Deutscher Verlag, Bern.

Gesammelte Werke

Illustrierte Ausgabe. Serie I und II. Mit je 100 ganzseitigen Abbildungen von Professor Eduard Stiefel in Zürich. Jede Serie 10 Bände. In Leinen gebunden je M. 65.—

Serie I. Inhalt: Erni Behaim . Bergvolk . Kämpfe . Heiligensäden . Menschen . Schattenhalb . Die Clari-Marie . Helden des Alltags . Luke . Hochstrahlers Haus . Firmwind.

Serie II. Inhalt: Albin Indergand . Neue Bergnovellen . Der Jodelbub und Bergland . Die da kommen und gehen . Einsamkeit . Die Frauen von Tannö . Was das Leben zerbricht . Der Apotheker von Klein-Weltwil . Uraltetes Lied . Die Liebe des Severin Amboden.

(Diese Bände sind auch in Einzelausgaben erhältlich.)

Ausführliche Prospekte kostenlos. Durch alle Buchhandlungen zu haben.

Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin-Leipzig

Es ist eine Tatsache, daß man in Gesellschaft fast immer nur von Abwesenden spricht. Lassen wir die Gründe hierfür unerörtert, denn uns interessiert nur das Faktum, um nachzuweisen, daß wir sicherlich von etwas nicht Vorhandenem reden, wenn wir uns heute in der Gesellschaft unserer Freunde, der Bücher und Zeitschriften, so angelegentlich mit der Geistigkeit beschäftigen. Zwar wird behauptet, daß Männer unter sich weit weniger der nicht gerade erbaulichen Unterhaltung über Dritte (die sich nicht verteidigen können) frönen, aber ich glaube, es sind auch beim Herrengeschlecht immer nur einige, die die bekannte Ausnahme bilden. Hiermit ist eigentlich schon gesagt, daß der die das Dritte, die Geistigkeit, als leidendes Passivum irgendwo abseits oder jenseits lebt, schläft oder als ertötetes Schemen für unabsehbare Zeit „unbekannt wohin“ abgemeldet ist. Da es zwar einen Völkerbund, aber noch keine kosmische Polizei gibt, die für Ordnung im Weltenraum sorgt, so muß wohl mit derartigen Störungen im Verkehr der Planeten unter sich noch weiterhin gerechnet werden. Wer kann denn wissen, ob nicht vielleicht der Weltengeist nur zu einem längeren Erdengastspiel von seinem Gebieter, der Macht des Universums, beurlaubt worden war? Wenn wir bedenken, daß tausend Erdenjahre im kosmischen Geschehen eine Bagatelle sind und daß auch zehn- und hunderttausend Sonnenumläufe kaum eine Rolle spielen, so vermögen wir durchaus zu begreifen, daß eine Vergeistigung der Kreatur, die sich in maßloser Ueberhebung „Mensch“ nannte, vielleicht nur eine probeweise war und daß der höchste Schöpfer aller Dinge diese sehr wesenhafte Eigenheit, „Geist“ genannt, zurück berief, als er sah, welchen Unfug die sogenannte Menschheit mit ihr trieb und wohin die ehemaligen Vierfüßler schließlich entarteten.

Man muß auf so abstrakte Gedanken kommen, wenn man die heutige Lage betrachtet und daß es geschieht, ist vielleicht auch ein Beweis für das im ersten Abschnitt Gesagte. Wir wollen wenigstens insofern eine Ausnahme bilden als wir uns selbst nicht zu den Ausnahmen zählen, denn das ist immer die beste Empfehlung dafür, daß die anderen glauben, man sei wirklich eine nicht alltägliche Erscheinung. Wie dem aber auch sei: die geistige Schicht (falls es so etwas gibt) ist sehr dünn geworden und an vielen Stellen hat sie schon bedenkliche Löcher aufzuweisen, durch die man hindurchsehen, aber leider nichts entdecken kann. Inzwischen dokumentieren wir unsere Begabung durch das Suchen nach dem verlorenen Glück, aber mir kommt es immer so vor, als ob man im Winter auszüge, den Frühling zu suchen, der doch dann schließlich eines Tages ganz eigenwillig und oft recht unpünktlich eintrifft. Er wird eben aus der großen unbegreiflichen und unbegriffenen Natur geboren, die ihn trägt und zeugt in ihrem erstarrten Dasein und die sich selbst durch ihn entbindet.

Kein Zweifel, es ist Winter auf der weiten Erde. Die Geister sind verkrampft und nieder zwang ein Tiefenfluch das Licht, das seiner Gottheit Quell zu suchen sich erhob. Wir irren wie Geschlagene um-



her. Die Wenigen, die eine frühe oder späte Gnade segnete, auf enger Arche kauern durch die Höllenflut zu treiben, sind ihres Gottesloses häufig unbewußt und ringen quälend um Befreiung von der Bindung, die ihnen Rettung, Hoffnung und Verheißung ist. Noch sehen sie des bitteren Kelches Grund und Offenbarung nicht und müssen weiter brennen, wenn sie nicht ins Meer der flachen Ungebundenheit hinuntergleiten wollen. Denn Raum für alle hat die Flut, doch nur die besten trägt das Himmelschiff!

Wohin wollt ihr nun gehen? Seid ihr berufen mitzuleiden, laßt euch auserwählen; — seid ihr nur angespült und in Besinnung roh, so ruft die nächste Welle euch zurück und endlos werden eure Leiden sein! Doch die Erretteten ruft eine andere Pflicht als tatenlos den Schein der Sonne zu erflehen. Seht in das Meer zu euren Füßen, wie es wühlt und wie die Wellenberge seines Bodeas Grund zu himmelstürmendem Gelächter oft erheben: Schaut aus, ob ihr nicht täglich einen findet, der zweckerlesen, fähig und bestimmt, mit euch den Weg des Kampfes zu beschreiten. O gebt ihm Wort und Herz und öffnet eure Seele: schenkt ihm den Glauben, der euch selbst erhellt, weist ihm den Pfad und prüfet sein Gewissen; doch laßt ihn beten, denn er will zu Gott. Er sucht wie ihr und tastet irrend weiter. Vielleicht strahlt ihm der Stern, den ihr nicht seht!

So werdet was ihr sein sollt: Führer, die denen Halt und neue Stärke leihen, die auf der Fahrt durchs Leben strandeten und fielen, die Rettung suchen aber blind ins Dunkle greifen und die nicht wissen wo Beginn und Ende ist. Entsagt dem Allzuirdischen, Gedankenlosen, werdet wirklich frei, indem ihr einseht, daß ihr Geister seid, als Mensch verkörpert auf der Erde wandelnd, um etwas Unerhörtes zu erfassen und irdisch nah die Dinge zu begreifen um die ein spätes Schicksal euch befragt. Ihr seid wie Kinder in des Lehres Obhut, doch hört ihr seine guten Worte nicht; ihr wollt nicht lernen, wollt nichts von dem lösen, was er euch täglich zu enträtseln gibt. Und auf dem Schulhof eures Lebens tummelt ihr, genießt die Freiheit, wollt das volle Menschsein; wollt spielen, haschen, mit dem Glück euch balgen und hört die Glocke nicht, die euch zur Arbeit ruft. Das Schicksal straft euch aber durch euch selbst. Ihr bleibt zurück in jeglicher Erkenntnis, ihr werdet alt und bleibt doch ewig unreif, ihr seht die Früchte nicht, die eure Himmel bieten und die nun eurem trüben Blick verschattet sind. Der kurze Tag trägt aber seine Zeit. Wer sich des tiefen Lebenszwecks bewußt, kennt Arbeit, Spiel, Erholung, Fleiß und Freude. Nur immer fließen muß der emsige Strom, der durch das zielbestimmte kurze Dasein rauscht und dessen muntre Quelle hell dahinspringt, im Jüngling wachgeworden wild hinausschäumt, im Manne sich in breitem Bette sättigt und wo's gewährt im Alter weise mündet.

Greift zu den Lebensschätzen, die die Kunst euch bietet! Lernt wieder Bücher lesen, wie's die Schule lehrte! Nehmt jeden Tag euch eine halbe Stunde und seht was ihr versteht: lernt wieder neu begreifen, dringt in die Wunderwelt des guten Buches ein! Um wenige Pfennige



könnt ihr's erwerben. Nichts ist so billig, ist so kostbar, ist so schön! Erspart's am Alkohol, am Rauchen, Spielen, am „Vergnügen“. Bedenkt, es gibt ein Anderes, ein Besseres; — nur lernt es kennen! Vertiefen muß man sich, ums auszukosten. Es schwimmt nicht oben, wie die Schlagsahne im Kaffee. Mit Löffeln kann man es nicht gerade greifen, auch schmeckts nicht gleich am Anfang immer süß. Jedoch je weiter ihr hineindringt und hineinblickt um soviel interessanter und lebendiger wird's. Versucht's nur mal und wenn's euch erst gepackt, seid ihr ein Büsser, Pilger und Bereuer. Ein Treuer seid ihr, der zur Sonne strebt und so ersehnen euch die lichten Götter, die ihre Arme breiten dem Erkennenden, dem sie sich täglich neu und herrlich offenbaren!

PROF. DR. JOHANNES M. VERWEYEN Die Idee der Lebenskunst

Wenn der Maler seinen Pinsel über die Leinwand gleiten läßt und der Bildhauer den Marmorblock bearbeitet, wenn der Dichter seine inneren Gesichte mit Worten festhält und der Komponist das von seinem inneren Ohre zuvor Erlauschte mit Hilfe der Klangkörper zum Tönen bringt, dann wirkt sich in allen diesen und ähnlichen Fällen derselbe Grundtrieb aus, der Drang nach Gestaltung. In den vielen Künsten prägt sich das Wesen aller Kunst aus, einheitliche Formung anschaulicher Mannigfaltigkeiten.

Auf diesem Sachverhalt beruht die Berechtigung von Lebenskunst zu sprechen und darunter die umfassendste aller Künste zu verstehen. Denn dies ist die Grundfrage des Menschendaseins: Wie organisieren wir das Chaos um uns und in uns, wie bezwingen wir die äußeren und inneren Widerstände, wie werden wir Herr aller Situationen des Lebens, wie formen wir den gegebenen Stoff, wo immer er sich darbietet.

Von Organisationen, von Gesellschaften und Zweckverbänden aller Art hallt es in unserem Zeitalter wieder. Not und Interessen führt die Menschen zu mehr oder weniger erfolgreichen Gruppen im Daseinskampf zusammen. Die wichtigste Organisation aber betrifft die des inneren Menschen, ohne dessen Formung schließlich auch der äußere Verband der Zuverlässigkeit und Stetigkeit ermangelt.

Wie alle Kunst, so zielt auch Lebenskunst auf Einheit in der Mannigfaltigkeit und zeigt demnach einen umso vollkommeneren Grad der Ausprägung, je mehr Wesensschichten und Tätigkeiten eines Menschen von einem einheitlichen Formwillen aus umspannt wird. Lebenskünstler sind folglich Organisatoren. Aber nicht umgekehrt ist jeder Organisator in dem gewohnten Wortsinne schon ein Lebenskünstler. Er ist es so wenig, wie irgend ein anderer erfolgreicher Vertreter irgend eines einzelnen Lebensgebietes es als solcher zu sein braucht. Ein Gelehrter, der seinen Kopf füllt mit reichstem Wissen, ein Forscher, der in neue Eilanle der Erkenntnis vorzudringen strebt, ein Mensch des praktischen Lebens, der kaufmännische Ziele mit bestem Gelingen verfolgt oder irgend ein seine Sache verstehender Spezialist: sie alle können noch weit davon entfernt bleiben, die Idee der Lebenskunst darzustellen. Ja, selbst

ein Künstler in der engeren Bedeutung des Wortes ist als solcher nicht immer auch Lebenskünstler. Andererseits können die geringfügigsten Kleinigkeiten des grauen Alltags, angefangen von dem Fortwischen des Staubes, lebenskünstlerische Weihe empfangen. Dies geschieht immer dann, wenn der Mensch seine Seele in solche Handlungen hineinlegt, wenn er diese in organische Beziehung zu den letzten Zielen seines inneren Wachstums wie seiner äußeren Erstarkung setzt. Solange diese Beziehung nicht hergestellt ist, bleiben auch die glanzvollsten Tätigkeiten und Leistungen gleichsam nur ein Fragment, ohne in das organische Gesamtgefüge der Persönlichkeit und ihrer gestaltenden Grundkräfte eingeordnet zu sein.

Wie der intellektuelle und ästhetische, so kann auch der moralische Mensch hinter den Ansprüchen der Idee der Lebenskunst weit zurückbleiben. Höchstens die zu Ende gedachte, nicht die vorschnell verengte Moralität, die Tugend und Sittlichkeit, deckt sich mit Lebenskunst. Wer im fremdgesetzlichen (heteronomen) Stadium verharret, wer überlieferte Vorschriften in mehr oder minder blindem Gehorsam erfüllt, kann ein höchst ehrenwerter Bürger und praktisch sehr nützlich Glied der menschlichen Gesellschaft sein. Aber sofern er nicht zu dem lebendigen Quellwerk eines eigenen persönlichen Gewissens vorgezungen ist, sofern er nicht eine ureigene, lebendige Ueberzeugung in sein Tun hineinlegt, und mehr die äußerlich vorgeschriebenen Wege der andern als die innerlich gebotenen eigenen beschreitet, verharret er unterhalb der Ebene der Lebenskunst.

Zum Lebenskünstler wird der moralische Mensch erst dadurch, daß er das Ganze seines Lebens von den lebendig ergriffenen Grundwerten aus einheitlich zu gestalten, die auseinandertreibenden Kräfte einem einheitlichen höchsten Ziele dienstbar zu machen strebt. Zugleich erweist sich der Lebenskünstler universaler als der bloße Moralist. Er wendet vielen Dingen sein Interesse zu, an denen dieser aus Gründen vermeintlicher ethischer Belanglosigkeit vorschnell vorübergeht, vollends einem in lebensfremden Satzungen erstarrten Muckertum ist Lebenskünstlertum von Grund aus entgegengesetzt. Es erweist sich gegenüber allem Menschlichen aufgeschlossen. Ohne die Rangordnung, die Hierarchie der Triebe zu verkennen, strebt es nach Gestaltung, nicht Unterdrückung aller naturgegebenen Anlagen. Es ist vieltönig, nicht eintönig, elastisch nicht starr, aktiv, nicht passiv. Es zielt auf Harmonie des äußeren und inneren Menschen, auf das Bündnis von Schönheit und sittlicher Güte, auf Kalokagathia. Es denkt und lebt den griechischen Ursinn des Wortes Arete, verstanden als Stärke, nicht Schwäche des Lebens zu Ende wie es das entsprechende deutsche Wort Tugend als Tauglichkeit zum wahren, lebenswerten Leben begreift.

Solcher Wesensbestimmung entsprechen die Reaktionen, die das Bild eines Lebenskünstlers auszulösen pflegt. Bei seinem Anblick und in seiner Nähe erfährt auch die vielleicht anfangs ihm widerstrebenden Betrachter ein von Bewunderung oder Neid durchsetztes Gefühl. Die von jedem Künstler ausströmenden befreienden, den Druck stofflicher Gegebenheiten lösenden Wirkungen wiederholen sich im Falle des Lebens-

künstlers. Ja hier in einem vielfach verstärkten Ausmaße. Denn dieser Typus erhebt sich im Sein und Tun zu jener inneren Freiheit, in der seine als spielende Leichtigkeit anmutende gestaltende Beherrschung der Widerstände des Lebens beruht. Der Lebenskünstler hat einen offenen Blick für Möglichkeiten des Lebens, an denen die Trägen und Erstarren, die Unlebendigen achtlos vorübergehen. Er wirkt darum bei diesen selbst wie ein Entdecker verborgener Eilande des Lebens, wie ein Baumeister des Lebens, der die rauhen Steine der Wirklichkeit und die schönen Gebilde der Möglichkeit mit gleicher schöpferischer Hand be- meistert. Er trägt Züge einer beweglichen und aufgeschlossenen Heiterkeit, durch die er sich von seinen Gegentypen in einer befreiend wirkenden und darum wohltuenden Weise abhebt.

Zu diesen Gegentypen gehören, charakterologisch betrachtet, Menschen, die im Einzelnen große Wertunterschiede aufweisen können, sich aber in dem Mangel an Künstlertum des Lebens gleichen. Es sind Typen, die vorschnell einem Schema verfallen, mehr den Anblick von Kopien als Originalen bieten, an Stelle der Ursprünglichkeit des strömenden Lebens mehr oder weniger unbewegte Wasser zeigen, weniger aus der Tiefe ihrer Eigenart als von eigener Oberfläche oder fremder Art die Antriebe zur Lebensführung empfangen, weniger Quellwerke als Machwerke hervorbringen. Durch alle Lager verstreut finden sich die Träger solcher lebensunkünstlerischen Merkmale. Sie sind in allen Klassen, Ständen und Berufen auffindbar, bei Reichen und Armen, Gebildeten und Ungebildeten, Jungen und Alten.

Die Idee des Lebenskünstlers und seines Gegentypus rührt folglich an die letzten Aufbauprinzipien menschlicher Wesensart und ist als solche vereinbar mit einer großen Fülle sonstiger Rangunterschiede. Sie betrifft zu ihrem Teil eine allgemein menschliche oder besser: grundmenschliche Angelegenheit. Sie deckt sich schließlich mit der Idee schöpferischen Menschentums und gewinnt als solche eine entsprechende Bedeutung. Mag menschliche Teilgröße auf allen Gebieten — die Moral einbegriffen — möglich und oft genug wirklich sein ohne die Erfüllung der lebenskünstlerischen Idee, schließlich ist die Idee menschlicher Vollendung schwerlich trennbar von der Idee der Lebenskunst, wenn anders vollendetes Menschsein Schöpfertum bedeutet. Wie jede Idee weist somit auch die der Lebenskunst auf eine unendliche Aufgabe hin, um deren Erfüllung sich menschliche Endlichkeit günstigenfalls in wachsendem Maße bemüht.

Schließlich ist Lebenskunst ein rein formaler Begriff, der sich gegenüber den Wertinhalten des Lebens als solcher gleichgültig verhält. Mag menschliche Größe in ihrer letzten Aufgipfelung Lebenskunst umfassen, so ist darum der Lebenskünstler als solcher nicht bereits ein großer Mensch, sondern vielleicht sogar von großer geistiger Leere. Wer dank der Gunst ererbter Reichtümer viele Lande zu bereisen in der Lage ist, und mit dem Schein eines Lebenskünstlers sich auf Renn- und Sportplätzen oder an ähnlichen Orten zu bewegen weiß, kann hinter strengeren Ansprüchen der lebenskünstlerischen Idee weit zurückbleiben, höchstens deren Teilverkörperung darstellen. Wer von der Sonne eines

freundlichen Geschickes belächelt auf hohen Bergen schöpferisch gestimmt wird, kann ein geringerer Lebenskünstler, vollends an menschlichen, ethischen und kulturellen Werten ärmer sein als ein anderer, welcher der Ungunst der Lage mit seinen gestaltenden Kräften zu gebieten vermag.

Wie auf jedem künstlerischen Gebiete, so ist auch auf dem der Lebenskunst eine Entartung im Sinne blossen Virtuositums und routinierter Technik möglich, welche der Seele ermangeln. Aber selbst dort, wo Lebenskunst sich in einem formgewandten Spiel mit den Dingen des Lebens erschöpft, kann sie einem entgegengesetzten Extrem der Schwere und Enge zu einer lehrreichen Mahnung an den Lebenswert der Elastizität und Leichtbeschwingtheit werden. Es gibt eine Form des leichten Sinns, der schwerlich ohne Grund als „göttlich“ gepriesen zu werden pflegt. In ihrer reifsten Ausprägung umspannt Lebenskunst Ethos und Melos, Gehalt und Gestalt des Lebens.

Von der Mannigfaltigkeit möglicher Haltung gegenüber dem Leben zeugen die mit dem Worte Lebenskunst sich teilweise enge berührenden sprachlichen Wendungen wie Lebensweisheit und Lebenssinn, Lebenglaube und Lebensmut, Lebenskraft und Lebensgesetz, Lebensstil und Lebensdienst, Lebensfreude und Lebenssteigerung.

Auf die Grundfrage: Was ist das Leben? sind viele Antworten möglich, je nach dem besonderen Standorte der Betrachtung. Der Biologe und Naturphilosoph erforscht die Eigengesetzlichkeit der Lebenserscheinung. Der Künstler gestaltet Ausschnitte aus dem weiten Reiche des Lebens und strebt mit seinen Mitteln nach einer Darstellung des Typischen. Der religiöse Mensch pflegt Gemeinschaft mit dem schaffenden Urgrund, dem Genius des Lebens und vollzieht mit der Funktion des Glaubens die Sinnggebung des Lebens. Der Lebenskünstler, in welchen Einzeltypen er immer seine besondere Ausprägung empfangen mag, erledigt jene Frage durch praktische Gestaltung aller stofflichen Gegebenheit des Lebens. Sofern er sich dabei zu der höchsten Idee der Lebensweisheit erhebt, gewinnt er nächste Nachbarschaft zum praktischen Lebensphilosophen.

Seit den Tagen des griechischen Denkers Aristoteles begegnet die Unterscheidung zwischen theoretischer und praktischer Philosophie, in welche letztere die späteren Schulen der Epikuräer und Stoiker den Schwerpunkt verlegten. Cicero, der wortgewandte Vermittler griechischer Philosopheme an das Römertum, bezeichnet die Philosophie geradezu als „Studium der Weisheit“. Seitdem hat das Ideal des Weisen, in unmittelbarer Nähe zu dem des Denkers, einen besonderen Glanz behalten.

Wie jede Wesenslehre, so hat auch die Philosophie des Lebens zunächst rein theoretische Fragen zu bewältigen. Unterschieden von den Einzelwissenschaften, die sich mit den besonderen Erscheinungen des Lebens befassen, richtet sie sich auf grundlegende Fragen im Gesamtgefüge des Lebens. Vor allem deckt sie den vieldeutigen, schillernden Charakter des Begriffs Leben auf. Sie gemahnt an die methodische Verschiedenheit der Begriffe Lebenstatsache und Lebenswert. Sie stellt das naturhaft gegebene und vorgefundene Leben dem aufgegebenen Leben

gegenüber. Gemäß solcher Unterscheidung bedeutet Leben, von der Idee des Geistes aus gesehen, Sinngebilde hervorbringen, von geistigen Werten erfüllte Formen des Lebens pflegen.

Diese und ähnliche theoretische Feststellungen gewinnen den Charakter praktischer Lebensphilosophie, sofern sie die Wertgebiete menschlichen Handelns zu erhellen suchen und die Einheit von Theorie und Praxis anstreben. Im Hinblick auf diese Aufgabe hat sogar Kant, den eine oberflächliche Deutung für einen reinen Theoretiker ansprechen möchte, das wenig bekannte Wort geprägt: „Der praktische Philosoph, der Lehrer der Weisheit durch Lehre und Beispiel, ist der eigentliche Philosoph“.

So rückt der praktische Philosoph in die Nähe des Lebenskünstlers, der ohne mit jenem identisch zu sein, durch Versenkung in die Wesenslehren der nicht in weltfremder Schulwissenschaft aufgehenden, sondern Fühlung mit der lebendigen Wirklichkeit pflegenden Philosophie an Tiefe und im günstigen Fall an Weisheit gewinnen kann.

HANS-JOACHIM FLECHTNER

Das Buchdrama

Es ist ein bedeutungsvolles Zeichen für die Entwicklung der dramatischen Kunst, daß sich die Aesthetik gezwungen sieht, ihre Auffassung von der einheitlichen Erscheinungsweise dramatischer Werke (Darstellung auf der Bühne) einer Kontrolle zu unterziehen, und daß sie zu der Feststellung kommt, daß es zum Mindesten zwei Erscheinungsweisen ihrer Objekte geben kann, die beide gleichwertig sind. Das Bühnendrama — ein Ausdruck, der noch vor wenigen Jahren Pleonasmus gewesen wäre — wird also seiner Alleinherrschaft entthront und das Buchdrama tritt als Mitherrscher in die Erscheinung.

Der Ruf des Buchdramas ist, historisch gesehen, denkbar schlecht. Buchdrama hieß alles, was zu lyrisch, zu phantastisch, zu breit — kurz, was für eine Wirkung auf der Bühne in keiner Weise in Betracht kam, und alles dies war daher verfehlt und dramatisch unmöglich. Wer sich nicht den Notwendigkeiten der Bühne anpassen konnte, der war eben kein Dramatiker, — Aber ist das heute anders? Ist dieser Maßstab nicht überhaupt der einzig mögliche? Woher sollen wir denn Wert und Maß eines Dramas beurteilen können, wenn nicht aus seiner Bühnenwirkung heraus?

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienen zwei Dramen, die zeigten, daß es eine dramatische Kunst geben konnte, die dennoch für Bühnenaufführung völlig ungeeignet waren: Grabbes „Hannibal“ und „Napoleon“. Die moderne Wiederentdeckung Grabbes hat es zwar mit sich gebracht, daß man auch an seine Dramen mit Aufführungsexperimenten herantrat, aber die notwendigen Striche und Bearbeitungen waren doch so groß, daß sie die Struktur der Werke völlig zerstörten. Diese beiden Dramen lassen sich eben nicht aufführen, daran ändert auch kein Ehrgeiz eines Regisseurs oder die Begeisterung eines Grabbeliebhabers etwas. Sie sind nicht, wie man oft behauptet, mit nebensächlichen und technischen Schwierigkeiten überladen, die eine gute Be-

arbeitung ausmerzen könnte — nein, sie sind auf einem völlig anderen Boden erwachsen, ihrem Wesen nach völlig anders als das Bühnendrama. In der neuesten Zeit hat das expressionistische Drama, wenn auch auf anderer Grundlage und aus anderen Ursachen heraus — ähnliche Werke geschaffen. Auch hier kann es sich nicht darum handeln, diese Werke — ich denke z. B. an Unruhs „Stürme“ — mit negativer Kritik abzutun, da sie allem Theatertechnischen widersprechen, sondern es muß auch hier — wie stets! — Aufgabe der Theorie sein, die vorliegenden Erscheinungen zu werten und zu studieren und nicht mit vorgefaßtem Urteil an sie heranzutreten und sie abzuurteilen.

I.

Wir proklamieren also hier das Buchdrama als selbständiges Kunstwerk, als eine besondere und äußerst wesentliche Kunstart, völlig zu trennen von der Art „Bühnendrama“.

Zu Anfang unserer Untersuchung besteht zweifellos die Notwendigkeit, unserem Begriff einen Platz im System anzuweisen: Das Buchdrama wird nur gelesen. Wo gehört es also hin? Ist es ein Drama? Gehört es zur epischen Kunst? — Um Klarheit zu erlangen, müssen wir einen kurzen Blick auf das Wesen dieser eben skizzierten Einteilung überhaupt werfen.

Jede ästhetische Betrachtung muß bei dem Studium ihrer Objekte die drei grundlegenden Faktoren alles Künstlerischen berücksichtigen: Den Prozeß der Urschöpfung — das Werk — die Nachschöpfung. Aus diesen drei Faktoren setzt sich alles zusammen, was in künstlerisch so mannigfaltiger Form vor uns tritt.

Der Prozeß der Urschöpfung kann zunächst für unser Problem noch nichts Klärendes beitragen, ebensowenig das Werk selbst, das in seiner äußeren Erscheinung ja sogar völlig gleich ist in beiden Arten. Wir wollen unsere Klarheit aus der Untersuchung der Nachschöpfung gewinnen.

Jeder Kunstgenuß besteht in einer Reproduktion des Urwerkes, in einem Nachschaffen aus Eigenem heraus durch den Genießenden. Dieses Nachschaffen wird vermittelt durch das Werk. Das „Werk“ aber ist für das Buchdrama das Buch selbst, wirkend durch das gelesene Wort — für das Bühnendrama aber ist es die Aufführung, die durch das gehörte Wort und das Bild wirkt. Für die Literatur, die Wortkunst, ergibt sich vom Standpunkte psychologischer Untersuchung aus die Einteilung in die beiden großen Gruppen: Werke, die gelesen werden, also visuell reproduziert werden und Werke, die gehört, also akustisch reproduziert werden. Diese Einteilung erscheint allerdings auf den ersten Blick reichlich gewagt. Kann doch ein und dasselbe Gedicht, jenachdem es still für sich gelesen oder im Vortragssaale rezitiert wird, zu beiden Gruppen gehören. Diese Möglichkeit, daß ein Werk (Gedicht, Roman, Drama etc.) einmal zu dieser, das andere mal zu jener Gruppe gehören kann, scheint der Richtigkeit unserer Behauptung zu widersprechen.

Auch die Lösung dieses Problems liegt wieder in der Reproduktion. Wir hatten oben gesagt, jeder Kunstgenuß bestehe in einer Reproduktion

des Urwerkes aus Eigenem heraus. Das besagt aber nichts anderes als: Der Reproduzierende tritt als Individuum an das Werk heran, trägt seine Auffassung in das vorliegende Werk hinein. Jede Reproduktion ist also notwendig einmalig. Nun ist der Vorgang der Aufführung (der Rezitation etc.) eine Reproduktion, die wie eben gesagt, einmalig, auffassungsdurchsetzt ist -- und der Hörer einer solchen Aufführung empfängt das Werk erst aus zweiter Hand. Hier liegt also der Wesensunterschied: Der Lesende reproduziert das vorliegende Werk direkt, der Hörer reproduziert nur die Reproduktion des Werkes. Wir wollen die z. T. sehr schwierigen Probleme, die sich hieraus ergeben, hier nicht weiter verfolgen, uns muß der Nachweis genügen, daß eine prinzipielle Unterscheidung der angegebenen Art gerechtfertigt ist, eine Unterscheidung, die im Uebrigen noch durch den Gegensatz der Empfindung von real klingendem Wort (Klangempfindung) und der des ideell klingenden Wortes (Klangvorstellung) bestärkt wird. Als feststehend erweist sich also der Unterschied zwischen gelesenen und gehörten Werken als prinzipiell.

Das oben erwähnte „Eigene“, d. h. das aktive Moment im Vorgang der Reproduktion, hat aber für den Kunstgenuß noch eine andere Bedeutung: In ihm ruht nämlich der Trieb und die Fähigkeit zur Ergänzung des Werkes durch die eigene Phantasie. Jedes literarische Werk verlangt einen gewissen Grad von Phantasiebetätigung, setzt die Fähigkeit voraus, nur Angedeutetes als ausgeführt vorzustellen (Einbildungskraft) und als solches ästhetisch zu genießen (Phantasie). Sei es die Umgebung der Handlung eines Romanes, sei es das Aussehen der Personen und vieles Andere (Dostojewski und Bang sind in diesem Punkte sehr lehrreich!), immer wird vom Leser verlangt, daß er „zwischen den Zeilen liest“. Es ist aber zweifellos diese Fähigkeit gleichzeitig die Quelle des hauptsächlichsten ästhetischen Genusses, denn jede aktive Mitarbeit steigert das Genußempfinden — solange es triebhaft bleibt! — ihr Vorausgesetztwerden steigert allerdings auch die Schwierigkeit der Aufnahme des Werkes.

Nirgends aber im Gebiete der Literatur wird die aktive Mitarbeit in so starkem Maße vorausgesetzt wie gerade beim Buchdrama. Dramen lesen ist immer eine Freude Weniger gewesen und wird es wohl auch immer bleiben. Hier sind nur einige wenige Regiebemerkungen Stützen der Phantasie, alles andere, was in Romanen oft weite Strecken ausfüllt, muß aus der Situation begriffen und vorgestellt werden. —

Da jede aktive Mitarbeit natürlich immer starke ästhetische Einfühlungsmöglichkeiten voraussetzt, besteht die Notwendigkeit, den Genuß des Werkes auf andere Weise zu unterstützen: Man gibt Phantasiehilfen, und zwar auf zwiefache Art:

I. Durch die Illustration (bei allen gelesenen Werken)

II. Durch die Aufführung (speziell durch Ausstattung und Regie).

Diese Parallele zwischen Buchillustration und Bühnenregie ist sehr bedeutungsvoll, konnte aber hier nur angedeutet werden. Für uns wesentlich ist die Tatsache, daß das gelesene Drama — am Werk betrachtet — Sondereigenschaften ästhetischer Reproduktion in sich birgt,

die auch seine Sonderstellung rechtfertigen. Ein anderes Moment — die fast reine Dialoghandlung — soll hier der Kürze halber als Unterscheidungsmerkmal gegen die epische Kunst nur gestreift werden. Auch hier ergibt sich eine interessante Zwischenstellung zwischen den beiden Gebieten: Die reine Monolognovelle (z. B. Schnitzlers „Leutnant Gustl“ und „Fräulein Else“) die formell dem Monologdramaexperiment aus dem vorigen Jahrhundert völlig gleicht.

II.

Aber eine andere Frage taucht jetzt auf: Wie verhalten sich vom ästhetischen Standpunkte aus Buchdrama und Dramenbuch zueinander? Für den Schauspieler ist — wie wir oben sahen — das Dramenbuch ein Lesedrama, dessen Gehalt (zum Mindesten, soweit es seine Rolle angeht) von ihm völlig durch visuelle Reproduktion ausgeschöpft werden muß. Für den Schauspieler also ist, vertieft er sich ernsthaft in das Werk, das Dramenbuch ein Buchdrama. Dasselbe Verhältnis zwischen Publikum und Werk ergibt sich aber für alle „Leser“ von Dramen. Für sie alle gilt die Notwendigkeit konzentrierter aktiver Mitarbeit und visueller Reproduktion. Dieses Verhältnis aber, das so zwischen Schauspieler und Leser besteht, zeigt: Jedes Drama, das als Bühnendrama seine „eigentliche“ Wirkung erreichen soll, muß vorher als Buchdrama reproduziert werden. Erst die abgeschlossene Reproduktion ist die Basis für die ins Mimische projizierte Aufführungsreproduktion. Jedes Dramenbuch ist also ein Buchdrama.

III.

Der Beweis für die ästhetische Gleichwertigkeit des Buchdramas basierte im Grunde auf der Tatsache der primären Reproduktion jedes Dramas als Buchdrama. Man kann also keine reinliche Scheidung in dem Sinne vornehmen, daß man die Begriffe Buch- und Bühnendrama völlig trennt, da sich die Umfänge dieser Begriffe schneiden. Gemeinsam ist beiden die dramatische Form, ist beiden die visuell übermittelte Reproduktion. Das Buchdrama ist also in diesem Sinne nicht nur ästhetisch gleichwertig sondern sogar höherwertig.

Diese Behauptung erscheint allerdings zu paradox, als daß man nicht erneute Beweise für sie bringen müßte.

Zuerst sei festgestellt: Die historische Entwicklung einer Kunst ist streng zu trennen von ihrem systematischen Aufbau. Ein Beispiel aus den exakten Wissenschaften wird dies bekräftigen: Der historische Weg der Chemie führt von den „Naturstoffen“ zu den Elementen und ihren Bausteinen. Das theoretische System beginnt mit diesen Bausteinen und führt in aufsteigender Linie zu den Naturverbindungen. — In unserem Falle ist das historisch Primäre allerdings die Dramenaufführung, für die theoretische Aesthetik aber ist der Grundpfeiler das dramatische Urwerk, im Zeitalter des „Buches“ also das Buchdrama.

Aber noch ein anderes ist hier von Bedeutung: Wir erwähnten bereits mehrfach die Fähigkeit der „Ergänzung“. Der ästhetische Genuß beruht völlig auf dieser Fähigkeit zur Einfühlung in ein gegebenes Werk. Man erkennt sofort, daß das vorliegende Werk selbst nur Mittler ist,

manifestierter Träger der künstlerischen Idee, wie sie sich im Schöpfer bildet. Die Einfühlung ruht auf diesem Träger, benutzt ihn als Uebermittler jenes geistigen Werkes, um dieses Werk in seiner psychischen Wirklichkeit ihrerseits psychisch zu reproduzieren. Von größter Bedeutung ist nun die Tatsache, daß die Wirkung der ästhetischen Einfühlung im umgekehrten Verhältnis steht zur Genauigkeit der Einzelheiten der Ausführung. Mit anderen Worten: Je genauer, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, das Werk ausgeführt ist, desto geringer ist die Möglichkeit der ästhetischen Einfühlung und damit des ästhetischen Genusses. Im Grunde liegt der Kunstgenuß im Selbstschaffen der Phantasie des Genießenden, einem Selbstschaffen, das durch das „Werk“ gestützt und umgrenzt wird. Je enger die Grenzen der freien Ergänzung gezogen sind, desto beengter und gedrückter ist auch die Kraft der Phantasie. Sie kann herabsinken bis zu einem völlig passiven Geführtwerden! So wird das Bild eines Menschen stets lebendiger wirken als seine Statue. Nicht die Körperlichkeit der Plastik erleichtert die „Körpervorstellung“ und erhöht damit den Genuß, sondern gerade das Flächesein des Bildes gibt der Phantasie mehr Raum, den lebendigen Körper vorzustellen. (Wir erwähnen hier nur dies für uns wichtige Unterscheidungsmoment und übergehen die selbstverständlich vorhandenen anderen.) Im Gegenteil: Die starre Körperlichkeit der Plastik steht der lebend vorgestellten hindernd im Wege. Hier zeigt sich auch der Grund, warum allzu ausgeführte Bühnenausstattung einem Drama eher schädlich als nützlich ist.

In demselben Verhältnis stehen aber auch Buch- und Bühnendrama. Vom Standpunkt der Literaturkritik aus ist also das Buchdrama zweifellos die wesentlichere Erscheinung.

Für das Bühnendrama und seine Wirkung ist dagegen ein aliterarisches Moment bedeutsam. Die Mehrheit der Kunstgenießer, die Gleichzeitigkeit des Kunstgenusses Vieler am gleichen Objekt und die damit verbundenen Kollektivsuggestionen. Der Genuß am Buchdrama ist stets ein Einzelgenuß, der alle Kraft aus der Einfühlungsfähigkeit des individuellen Menschen ziehen muß.

Uebrigens:

Aesthetik ist ein Prädikat der Seele,

Streben ein Ausdruck des Charakters,

Können die harmonische Umformung der geistigen Ursachen
und das

Studium die kritische Untersuchung der vorhandenen Veranlagung.

Reflexionen über unser heutiges Kunstschaffen.

Wenn man es sich recht überlegt, wie so seltsam ruhig das Meer der Kunstleidenschaften in der letzten Zeit geworden ist, jenes Meer, das zumal in den Jahren vor und nach dem großen Kriege Wogen in die Höhe türmte, die selbst den Himmel verdeckten, wenn man darüber nachdenkt, wie es eigentlich zu der heutigen Stille derselben kampflustigen Geister hat kommen können, die damals auf der Arena des Kunstlebens in wilder Ekstase widereinander stürmten, so offenbart sich ein niederschmetterndes in seiner lähmenden Auswirkung tragikomisches Dogma geistiger Knechtung.

Wo blieb der kühne Eroberergeist, der in der Gewißheit einer besseren Zukunft unablässig vorwärts drängte, der sich über die bequeme Zurückhaltung verkalkter Domestikenseelen mit jubelndem Siegesruf erhob und die Schwingen regte zum Flug nach der Sonne, zum Flug nach einer neuen, allen herkömmlichen Pietätzwanges freien, lichtklaren Welt eigensten Selbstlebens?

War auch die Wegrichtung bei vielen eine verschiedene, ja oft entgegengesetzte, so zeigt immerhin der Wille zu einer bedingungslosen Revolutionierung der künstlerischen Gestaltung, daß die Elastizität des schaffenden Künstlers keineswegs unter der ungeheuren Wucht unseres ereignisschweren Jahrhunderts erstorben war. Und doch! Gerade die großen Katastrophen — der Weltkrieg, die Revolution, die Inflation — sind die Grabstätten dieser Elastizität geworden. Nicht unmittelbar. Sie legten sich wie zersetzende Nebel auf die Geister und verseuchten sie. Das frische, wagemutige Draufgängertum einer fruchtbaren Epoche wurde allmählich zu einem Surrogat von Fanatismus, Nervosität und Hilflosigkeit. Man klammerte sich einseitig an allzu eng begrenzte Regeln und sah dabei nicht, daß hinter solcher programmatischen Engherzigkeit der Tod lauerte. Die bisher freie Kunst erstarrte in Formeln und wurde zur forcierten Mode. Das Schicksal war vorauszusehen.

Indem man immer mehr das geistige Gesicht des Künstlers zum Ausgangspunkt allen Schaffens machte, indem man das Phantasiebild des Uebermenschen in sich zu einer unumschränkten Gewalt über die naturverbundenen Gesetze erhob — ein immer wilder und verzweifelter werdender Aufschrei gegen das überwältigende Anwachsen der Materialität von außen — verlor man bald völlig den Zusammenhang mit der Wirklichkeit, verstrickte man sich mehr und mehr in die gefährlichen Maschen eines verlockenden Scheinwahns.

Wohl war Religion in ihm, so stark sogar, daß sie im Ueber sinnlichen ertrank, doch wurde sie gerade durch diese bis ins Wider natürliche gesteigerte Intensität zu einer grauenvollen Verzerrung, die dem Wahnsinn aufs naheste verwandt schien. Der Anarchismus solcher gärenden Offenbarung, das mystische Ueberkönnen solcher unheilbaren Dekadence löst sich in sich selbst auf und zerstob wie ein Feuerwerkskörper in schwarzer Nacht. Der Flug zur Sonne, mit zuviel Mut und Tatenfreudigkeit begonnen, hatte in seiner grenzenlosen Selbstbefreiung

die Erde ganz vergessen lassen, und das Ziel war noch längst nicht erreicht. Das ist die Tragik dieser Epoche, daß ihr die Kraft auf halbem Wege ausging, daß sie sich plötzlich in einem weiten Nichts wiederfand, wo ihr nirgendwo ein Halt winkte. Der Vorhang fällt über dieser so heldenhaft begonnenen und so kläglich endenden Tragödie einer gebeugten Generation.

Nur wenige waren es, die die Kraft hatten, zu sich selbst heimzufinden, die den Glauben an sich nicht verloren und zu neuer Fruchtbarkeit genasen. Mit blutendem Herzen kehrten sie zur Erde zurück und beugten sich vor der unerbittlichen Majestät des verhassten Gegners, der Wirklichkeit. Sie unterdrückten mit Gewalt alle Regungen ihrer Seele, die trotz des großen Zusammenbruchs noch mächtig in ihnen rege war und nach einem religiösen Kosmos verlangte. Sie marterten sich und suchten in dieser selbstmörderischen Grausamkeit ihre Befriedigung. Wie die Architekten bauten die Maler ihre Bilder auf, formten die Plastiker ihre Werke. Flächen und Linien. Linien und Flächen. Das Resultat war die überbegriffliche Resonanz eines gezwungen göttlichen Denksystems. Mit einer beispiellosen Skepsis gegen die so erschreckend materiell gewordene Welt und zugleich gegen sich selbst suchten sie die zuckenden Narben zu verdecken, mischten sie sich in den großen Zug des gemeinen Lebens und blieben doch gleichzeitig weit über ihm, indem sie sich selbst nicht ernst nahmen. Es war ein schweigendes Warten. —

Andre, denen die Kraft fehlte, aus sich heraus — gleichviel, mit welchen Mitteln — Herr ihrer Situation zu bleiben, pilgerten Hilfe und Erlösung suchend zu fremden Völkern oder nahmen Anleihen von längst begrabenen Kulturen auf. Fast allen gemein ist der wunderliche Drang nach dem Primitiven, das ihnen in seiner Unproblematik die Befreiung bringen sollte, ein Drang, der uns im Hinblick auf die riesigen Fortschritte der Zivilisation zunächst unverständlich erscheint, der aber bei genauer Erwägung des seelischen Konflikts, vielleicht auch als unbewußte Reaktion, als triebhaftes Aufbegehren gegen diese zermalmende Zivilisation doch einen tieferen logischen Zusammenhang mit dem Leben in sich birgt, als man auf den ersten Blick meinen könnte. Die ewige Sehnsucht nach dem Einfachen, dem intellektlos Naiven, dem Ding an sich schlummert in jeder Seele, und gerade in unserm Zeitalter des Kurszettels und der Maschine rührt sich diese Macht in uns vielleicht mehr denn je. Und nun erst der Künstler, der das Vielfache von allem empfindet als der Durchschnittsmensch, dessen sensibler Natur jede kleinste Regung einen Faustschlag bedeutet, muß er nicht geradezu, wenn ihm die Cäsarengrausamkeit gegen sich selbst fehlt, jenem brennenden Verlangen nach stiller, reiner Kindlichkeit, die unbeschwert von allen intellektuellen Beigaben ist, in seinen Werken am ehesten stattgeben?

Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein Diese Bibelspruch ist, so paradox es für uns heutige Menschen klingen mag, vielleicht die einzige richtige Lösung des Kunstproblems unsrer Zeit, und so sind auch nur jene naiven Archaismen, die altägyptisch, assyrisch, japanisch, chinesisch und indisch inspirierten Werke zu verstehen, so nur mag die seltsame Vorliebe für Motive aus dem Leben der wilden Völker

zu erklären sein. Freilich sind von solcher tief in der Seele verwurzelten Kunstäußerung die Produktionen derer zu unterscheiden, die eine Vermischung des Naiven mit den Errungenschaften einer überfeinerten Zivilisation vornehmen oder nur mit allergrößtem Raffinement eine Konjunkturwelle ausnutzen.

Inzwischen gingen die andern, die sich in ihrer grausamen Kasteiung wiedergefunden hatten, ihre eignen Wege weiter. Wohl waren die Wunden unter dem Einfluß ihres soldatesken Willens zur Selbstknechtung allmählich vernarbt, wohl hatten sie sich in ihrer auferlegten Enthaltung selbst bezwungen, aber es blieb doch ein großer Riß in ihrer Seele zurück. Eine aufgespeicherte religiöse Brunst brannte in ihnen, die nach Befreiung drängte, eine Brunst, die so mächtig in ihnen war, daß sie nicht länger zurückgedämmt werden konnte. Sie taten sich weiter Gewalt an, versuchten sich weiter zu knechten und vermochten es doch nicht zu hindern, daß sie ganz von selbst dahin gelangten, wo ihnen allein die Erlösung zuteil werden konnte.

Das Leben mit seinen geheimen Beziehungen, das Leben in der von Gott durchwebten Natur, seine Poetisierung, dabei doch klar, wahr und ganz objektiv erschaut, wurde ihre neue Heimat, in der sie ein reiches Arbeitsfeld fanden. Eine an mittelalterliche Weltanschauung gemahnende Religiosität, frei von allem Absonderlichen, feind allem Pathos und aller Pose, erfüllte sie und hieß sie sich von jener unfruchtbaren, selbstquälerischen, negativen Skepsis abwenden zu einem neuen tatenfrohen Aktivismus.

Diese Pessimisten feierten eine große Wiedergeburt. Sie wurden wieder frei vor sich selber, indem sie die göttlichen Zusammenhänge in der Natur neu begriffen, indem sie die Magie erkannten, die in der absoluten Wahrheit liegt. Nicht in der Natur als Natur, sondern in ihrer Wechselwirkung, sachlich durch sich selbst bedingt, in ihrer Beherrschung durch sich selbst erstand ihnen ein neues Bild ihrer befreiten Phantasie. Nur solche positive Klarheit vermochte sie aus ihrem lügnerrischen Scheindasein zu erretten, nur solche gesteigerte Objektivität sie von dem unseligen Bann zu erlösen, der sie so lange gefangen gehalten hatte.

Bisweilen aber, wenn wir ein Werk dieser heutigen Epoche vor Augen sehen — sagen wir: ein Gemälde —, will es uns scheinen als ob aus dieser gleichsam mit sich selbst potenzierten Wirklichkeit etwas zu uns spräche, das noch nicht die völlige Klarheit erlangt hat, das irgendwie etwas Quälendes, ja Anklagendes in sich verschließt, das gerade weil es ungewollt ist und auch so erscheint, um so eindringlicher zu uns spricht. Wir ahnen: hinter dieser aufgestapelten Sachlichkeit verbirgt sich ein großer Schmerz, blutet heimlich eine tiefe Wunde. Wir können bei dem Anblick nicht bedingungslos frei werden. Die Realität des Bildes ist nur ein Mantel, der viel, viel Leid verhüllt. Ist es — unbeabsichtigt — der Ausdruck unserer gramsweren Zeit? Ist es noch die Wucht der unverwundenen großen Katastrophen? Oder die bange Sorge um die Zukunft? — Vielleicht alles drei zusammen!

Vollkommen verfehlt wäre es, Stil der Sprache von abstrakter Seite her erfassen zu wollen. Eine Geschichte des Stils muß auch immer eine Geschichte der Menschen sein, und der Stil einer Zeit ist nichts anderes als der Stil seiner Persönlichkeiten, der Ausdruck der in dieser Epoche sich auswirkenden Prominenten.

Wie man in der Schule schreiben und rechnen lernt, so lernt man auch „Stil“. Hier aber bedeutet es noch nichts anderes, als die heranwachsenden Leute zu erziehen, ihre Gedanken in prägnante Formen zu gießen und logisch zu schließen. Verknüpfung, wo Bindung notwendig erscheint, Trennung, wo sich ein Auseinanderhalten als Bedingnis erweist, — das richtig zu unterscheiden, sind die einzigen Grundlagen, die der Lehrer den Schülern zu vermitteln imstande ist. Mehr nicht. Alles andere gehört bereits in das Reich des Individuellen, des Einzelnen, des Persönlichen.

Stil ist somit, groß gefaßt, nichts anderes als Ausdruckskleid des inneren Menschen. Die Seele, das Gehirn, Gemüt und Nerven spiegeln sich im Stil wider. Daher die interessante Beobachtung: daß jeder Mensch, insofern er nur rezeptiv (empfangend) lebt, bloß einen Stil besitzt, der aktive Künstler aber meist zwei. Und was sich im allgemeinen naturhaft vollzieht, das Schritthalten des Stils mit dem jeweiligen Gesamtkomplex des Menschen, vollzieht sich im Künstler, Dichter, der zu echter Reife emporzustreben sich bemüht, meist unter bedeutsamen Kämpfen.

Der Privatstil des Dichters ist bisweilen der hemmungslosere (Hebbel). Der, wenn man will, urhaftere. Briefe, Tagebuchblätter, nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Notizen verraten ihn. Abruptes tritt hier oft auf, Rissiges, der breiten Flächen Entbehrendes. Bei anderen fließt starke Banalität ein, denn selbst größte Künstler unterwerfen sich im gewöhnlichen Verkehr den allgemein üblichen Phrasen. Dagegen im Werk, das sie gebären! — Hier wird alles verändert, jedes Wort dunkler oder heller, jedenfalls aus seiner Alltagsbindung ausgelöst und in andere Zusammenhänge gehoben.

Bisher war Stil Mitteilung, die Sprache aller Rezeptiven. Nun soll aber die Sprache geläutert werden. Sie soll sich wandeln: Mitteilung in Ausdruck veredeln. Wenn man ein Beispiel will: Photographie trachtet man in Seelenbild umzugestalten.

Die größten Kämpfe ficht der wahre Künstler mit der Sprache aus. Nicht mit der Idee, dem Problem, der Konzeption. Alles, was ins Intuitive trifft, empfängt er. Begnadet von irgendwo. Dann aber setzt sein Werk ein. Intention in Bild umzusetzen, Eigen-Klares in Menschheits-Verständliches emporzubeheben. Das ist das große Ringen: das Ringen um den „gemäßen“ Stil.

Ob bewußte Unruhe oder der Weg zur harmonischen Ausgeglichenheit gesucht werden, immer gibt die Intuition das Motiv, den Ton an, auf den ein ganzes Werk gestimmt werden soll. Und tausend Schattierungen fallen ein, die wahre Verlebendigung zu schaffen.

Der höchste Künstler wird der, dem es gelingt, derart den Stil zu meistern (wie seine eigene Person), daß er in seiner Vollendung gar nicht mehr als Kunstwerk von rezeptiven Laien erkannt wird. Der Persönlichkeit sieht man die Persönlichkeit nicht an, man fühlt sie bloß. Das vollendete Kunstwerk läßt nicht den Eindruck zurück, daß hier einer um die Sichtbarmachung der Idee oder des Problems, um die Gestaltung der Sprache rang, sondern es wirkt angenehm flüssig. Nur das Gedicht, bei dessen Lesen oder Hören es einem gar nicht zum Bewußtsein kommt, daß man ein Gedicht vor sich hat mit genau abgewogenen Silben und Reimen, nur das ist ein wahres Gedicht. Alle Einzelbestandteile schweben zu höherer Warte und dieses Niveau muß restlos, ohne Unterbrechung eingehalten werden, sodaß sich der Empfänger getragen fühlt, in gleichem Rhythmus, ohne Diskrepanz von Anfang bis zum Ende.

Natürlich muß der Künstler, der Dichter sich seinen Stil erst im Laufe der Zeit bilden. Nur äußerst wenigen war es gegeben, sofort die Sprache als Ausdruck meistern zu können: Klopstock, Hofmannsthal. Das Geschenk war keines des Himmels. Die Arbeit ihres Lebens haftete dann in den Grenzen, die sich die erste Jugend bereits gesteckt. Sprachbeherrschung von Anfang an mag wunderbar scheinen, wirkt aber selten befruchtend und weitet sich beinahe nie aus.

Genies ringen mit der Sprache, wie einst Jakob mit dem Herrn rang. „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!“ — es bleibt auch ihr ewiges Kampflied. Darum erscheint ihr Stil auch wechselhaft, wie die Persönlichkeit sich nicht in einer Geraden erschöpft. Doch der Kampf um die Sprache ist meist schon dem Kampfe um das eigene Ich einen Schritt voraus. Im Stilproblem erblicken die Dichter das Lebensproblem, die Persönlichkeitsrätsellösung, die die Verknüpfung mit dem Alltag bisher noch hinderte: Kleist gehörte vor allem hierher, dann Goethe. Auch Schiller, noch bis über den Don Carlos.

So kommt es auch, daß große Künstler vieles schaffen, das nicht intuitiv berechtigt erscheint (oder in ihrer Linie liegt). Bloß aus Freude am Stilkampf heraus. Gewissermaßen zur Selbstschulung. Sie greifen nach Humoresken ebenso wie nach klassischen Tragödienschilderungen, bauerlichen Komplexen und phantastischen Begebenheiten: stets von dem einen Gesichtspunkte geleitet: der Weg zur Stilbeherrschung muß über Brücken und durch Schluchten, durch Niederungen und über Höhen gegangen werden. Der moderne Dichter — und ruhig sei es gesagt: Dichter! — pendelt vielleicht eine zeitlang zwischen „Journalismus“ und ernstester Weltarbeit hin her. Eine Schulung, die den Sinn für das Aktuelle weckt, Augenblicksbilder eines Volksganzen erfassen läßt, gehört mit zur Erringung des Stils . . . Bernhard Shaw, gewiß ein Bedeutender, vereinte sein ganzes Leben Tagarbeit mit Künstlertum. Nicht zum Nachteile des Täglichen, nicht zum Nachteile des Ueberzeitlichen. Beides wirkte ineinander und ließ so auch Unbedeutendes an Bedeutung gewinnen. Dickens begann als Zeitungsmann und Zolas Menschenschilderungskunst wurde oft durch seine Tätigkeit als Berichterstatter gefördert. Bjørnsen und Strindberg hielten von der Vereinigung des

Tagesschriftstellertums mit der Dichtearbeit (zu Lernzwecken) sehr viel. Und Shakespeare, dramatischer Meister, war stets mit dem pulsierenden Leben in Verbindung.

Der Kampf um den Stil ist allgemein. Und umso intensiver, da im Augenblick jede Führung fehlt. Frühere Epochen besaßen einen Gesamtstil; einige überragende Persönlichkeiten schufen ihn, von der Warte irgend einer Idee aus, die übrige Welt richtete sich darnach, alle Künste ließen sich unter ein Stilschlagwort zusammenfassen: Renaissance, Barock.

Heute fehlt die Bindung. Die Einzelpersönlichkeit ist bereits so stark entwickelt (wenn auch nicht künstlerisch vollendet), daß allgemeine Normen, Zeitregeln nicht durchzudringen vermögen. Wo wir sie dennoch empfinden, erweisen sie sich bei näherer Betrachtung als Trugschlüsse. Das hat sich beim Naturalismus gezeigt, unter dem jeder, trotz der wunderbar einfachen Formel „Die Kunst hat die Tendenz wieder die Natur zu sein; sie wird es nach Maßgabe ihrer jeweiligen Reproduktionsbedingungen und deren Handhabung“ etwas anderes verstand; der prominenteste Vertreter Gerhart Hauptmann erwies sich schließlich als gar kein Naturalist. Selbst seine intensivst in diese Technik versponnenen Dramen gehen über die Grenzen der Schule des Naturalismus hinaus. Unter Impressionismus, der Duvergöttlichung, und Expressionismus, der Ichherrlichkeit, fanden sich die verschiedensten. Außerlich waren die Bindungen, mehr gewollt als geworden.

Jetzt knüpft gar nichts mehr. Und jeder sucht den eigenen Weg, den eigenen Stil. Die Gedanken freilich, nach der aufgeregten Zeit neigen zum Pansymbolischen. Die Jüngsten werden dadurch gewissermaßen zu Revolutionären der Reaktion. Denn sie erinnern sich der Klassik wieder, wenn sie nach dem notwendigen „Gegenspiel“ rufen. Doch die Bindung durch ein allgemeines Gesetz fehlt noch, es bindet nur das Gesetz der eigenen Persönlichkeit. „Nach innen führt der geheimnisvolle Weg“ sagt Novalis, aus dem Innern kommt der Ruf nach und der Zwang zu neuem Stil.

Daß überhaupt Stilwechsel notwendig ist — und keine Marotte, wie ihn nur völlig Persönlichkeits-Lose, Philister behandeln — ergibt sich aus dem Bestreben: einerseits ganz sich selber nur zu folgen (also nicht das Wortkonzert der anderen zu imitieren, mag es auch noch so schön sein), andererseits die Rezeptiven zu veranlassen, sorgfältig den Reden, der Stimme des Neuen zu lauschen. Darin liegt keine Arroganz, nur natürliche Berechtigung. Wer glaubt, etwas sagen zu müssen, will auch gehört werden. Verwendet er den Wortschatz, der tausendmal vor ihm schon zum Ausdruck der Gedanken gebraucht wurde, läuft er unbedingt Gefahr, den Zuhörer, den Leser gar nicht mehr zu erregen. (Denn gegen überoft Gehörtes stumpft man schon rein physisch ab.) Daher muß seine Sprache wieder Brand schaffen, der den Rezeptiven aufrüttelt und für das Neue interessiert. Nur so kann Diskussion, Debatte entstehen.

Diese Lockung der Neuheit wird Kunst des Stils, sobald sie zwar vorhanden, aber nicht mehr gefühlt, von Laien überhaupt nicht bemerkt wird. Ihre Vollendung: das ist das völlige Vergessen auf sie.

Der Weise aber krönt sie dann und feiert den wahren Poeten.



Man hat an der Wichtigkeit der Kritik Zweifel erhoben, sie wäre bedeutungslos, da eigenes Urteil eines Interessierten für diesen allein maßgebend sei. Das war blühender Optimismus. Er wurde als solcher — nicht nur aus Überzeugungstreue — erkannt und belächelt. Da die Kunst von heute nicht mehr Kulminationspunkt allgemeiner Geistigkeit ist, visueller Ausdruck allgemeinen Schöpfungsdranges, bedarf sie einer „öffentlichen Meinung“, die gleichzeitig die Meinung urteilsloser Mitläufer ist. Sie bedarf einer pastoralen Kritik, die an märchenhafte Ideale gemahnt, die den Einzelnen unversehrt — unter Ausschluß einer eigenen intellektuellen oder gefühlsmäßigen „Bemühung“ durch das Labyrinth verwirrender Geistesrichtungen steuert.

So entsteht eine Kategorie „Geistiger“, die weniger an die Kunst als an sich selbst, an ihre kritische Unfehlbarkeit glauben. Sie bringen für ihre richterliche Tätigkeit viele tiefgründigen Kenntnisse mit, sie wissen mit geradezu peinlicher Genauigkeit über eines Jeden wandelbare Herkunft Bescheid. Sie kennen viele Buchausgaben, Textänderungen, Jahreszahlen. Bühnenmäßige Striche fallen unliebsam auf. Sie sind wandelnde Konversations- und Dichterlexika . . . nur ach, sie haben studiert, aber der Geist ging inzwischen verloren, verstaubte, brach ein Bein . . . wer kann es noch entscheiden. Sie sind beruflich verpflichtet, über allen neuen Ideen (die oft so alt sein können) zu wachen, vor der Öffentlichkeit Rechenschaft abzulegen über das, was unter der Zeit strömt, was in der Stille wächst, um plötzlich hervorbrechend lebendigen Taumel zu entfachen. Sie werden dafür bezahlt, das Kämpfen um neue Ausdrucksformen als anerkennende, verstehende Pädagogen zu führen. Sie sind von der Öffentlichkeit bestellt, Theater- (oder Kunst)-Politik mit allen Ausmaßen schwerer Verantwortlichkeit zu treiben, ohne Lebendiges mundtot zu machen, Antiquiertes für erhabenes Menschentum zu halten, ohne einen Idealismus, der selbst nach seinen Formgesetzen ringt, als geistige Hochstapelei zu stempeln und kluge Geschäftstüchtigkeit bürgerlicher Kunstinstitute für lebendige Kultur auszugeben.

Ganz entschieden sind sie nicht dazu da, einen geistigen Snobismus zu pflegen, der von vornherein jedes eigene Urteil in Schranken verweist, der sich an unsachlichen argumentenlosen Verschwommenheiten mästet. Diese Herren haben eine unnachahmliche Geste an sich, deren schmerzhaft Müdigkeit einen Rückschluß auf ihre kritischen Fähigkeiten überhaupt zuläßt.

Alfred Kerr stellt in einem Aufsatz („Komik des Ueberganges“) fest, daß eigentlich er seit urdenklichen Zeiten der Erfinder des expressionistischen Stils ist, daß er überhaupt in allem Dichten und Trachten ein ganz moderner Mann ist, aber Hauptmanns Spätgeburt „Dorothea Angermann“ ist für ihn die Lösung des dramatischen Rätsels und Ursache lyrischer Verzückungen in intellektueller Prosa. Der Gegenpart Herbert Ihering spricht von schöpferischer Kritik bei . . . sich selbst.

Die Kritik hat die Aufgabe, künstlerische Berufung von dilettantischer Besessenheit zu unterscheiden. Die Grenze zwischen Schauspieler und Dilettant festzulegen war nie so schwer, fast unmöglich, wie heute. Die Theater werden heute Interessenssphäre kultureitler Kapitalisten. Kunst ist eine Dirne, die man auf die Straße schickt. Einmal im Stilleid, dann in Pariser Mode oder . . . in mitleiderregender Proletariertacht. Für jeden Geschmack wird gesorgt. Die berufenen Kräfte geistig-künstlerischer Zentralisierung haben offensichtlichen Bankrott erklärt. Ursprüngliche Lebendigkeit wächst heute aus der Besessenheit gar nicht ehrgeiziger Dilettanten. Die Kunst, das Theater, schafft sich einen neuen Boden außerhalb „geweihter“ Stätten. Wo ist da eine Grenze zwischen Liebhaberei u. Beruf? Die schauspielerische Findigkeit professoraler Kritik in Berlin beginnt bei Werner Krauß und stuft sich dennoch bis zu Twardowski, beginnt bei der Dorsch — aber Erika von Unruh ist immer noch Gegenstand abwartender Nachsicht. (Ob das „von“ an diesem Malheur schuld ist?) Kritisches Maß ist die sensible Erregbarkeit des Publikums. Bleibt nur die Frage, ist das Publikum für künstlerische Leistung noch sensibel und warum nicht? In der verstaubten Architektonik des seligen Schinkel kann schauspielerische Leistung keine Ekstase wirken! Dafür zeugen knisternde Butterbrotspapiere und leere Bonbontüten mit verblüffender Deutlichkeit. Man geht einer Mode nach. Und darin liegt heute die Produktivität der Kritik. Sie schafft Moden. Sie propagiert eine Prominenz, die zur Gottheit wächst. Was hat aber eine Spitzenleistung mit aktiver Zeitgestaltung zu tun? Oder ist das zwanzigste Jahrhundert nur ein Versehen in der Zeitgeschichte, von dem man gerne hundert Jahre und mehr schweigen möchte?

Die Kritik heute ist abhängig von der Größe des Inserats im Vergnügungsanzeiger. Warum schreibt man diesen Satz oder Ähnliches nicht klipp und klar darüber? Warum ist man trotzdem bemüht, kapitalistische Rücksichtnahme mit Idealismus zu beweihräuchern? Jeder urteilt von seinem Parkettsessel oder sogar von seinem Schreibtisch aus, wenn keine Zeit übrig war, das Theater zu besuchen. Niemand aber beurteilt einen Theaterabend als Ergebnis einer Kollektivarbeit, als künstlerisches Ergebnis einer schöpferischen Gemeinschaft, die zu einer zweiten Gemeinschaft spricht, deren Intensität des Nachschaffens, Miterlebens kritische Bejahung oder Verneinung enthält.

Um einmal von der Wissenschaft zu reden:

In der Medizin ist man heute so weit, mit Bestimmtheit zu wissen, daß es kein Mittel gibt, um den früher oder später sicher eintretenden Tod zu verhindern.

Als die Hörner schwiegen, löste die Domina ihre gefalteten Finger, einen um den andern, von einander ab, legte die ausgestreckten Hände zur Rechten und zur Linken neben sich auf das weiße Linnen des Tischtuches und sagte: Da sie nun nicht länger mehr auf das Wunder der Hilfe Gottes warten dürften, sondern offenbar sei, daß, um sie Alle zu retten — nicht vom Tod! denn Tod sei Ziel der Ziele, dem ihr Sehnen, nicht ihre Angst gelte; nicht vom Tod, vielmehr von der Schande! — daß, um sie Alle zu retten, zur Strafe ihrer Sünden, Eine aus ihrer Mitte den Opferweg zum Zelt des Heiden gehen müsse: so werde sie jetzt die Hand erheben, auf Eine zeigen und sagen: „Du!“, Das aber sei, ehe es geschehe, ihre letzte Bitte an den Ewigen; daß er ihre Rechte verdorren lasse, wenn sie sich nicht in SEINEM Namen ausstrecke; daß er ihren Mund auf immer verstummen mache, wenn sie nicht in SEINEM Namen spräche; daß er sie mit einem unauslöschlichen Mal wie Kain zeichne, wenn sie eine falsche Wahl trafe.

In diesem Augenblick taten neunzig Nonnenaugenpaare, was sie unverstohlen immer und immer wieder getan hatten, zum ersten Mal ohne Scheu: sie sahen zu den Gezeichneten hinüber. Die saßen, sieben an der Zahl — die meisten der Nonnen waren älter als fünfundzwanzig, einige wenige jünger als zwanzig Jahre — saßen, sieben an der Zahl, nebeneinander an dem unteren rechten Ende des Tisches.

Ehe aber Aebtissin Lioba die Rechte zur Bezeichnung des Opfers unter den gefährdeten Sieben erhob, bat die Schwester Martina, die ihr zur Linken am nächsten saß: ob ihr ein Wort verstattet wäre?

Die Domina nickte Gewähr.

Sie wußte einen Vorschlag, begann als erste der Nonnen nach mehr als dreistündigem Schweigen Schwester Martina zu sprechen, der ihrer allverehrten Herrin die grausige Wahl erspare.

„Erspare?“ wies die Aebtissin das falsche Wohlmeinen der Nonne ab. Sie habe nie im Leben nach dem Leichten getrachtet. Sondern immer nach dem Schweren. Nichts, was GOTT ihr auferlege, gehe über ihre Kräfte. Und daran, daß das Amt der Entscheidung von dem Ewigen ihr zugewiesen sei, werde sie ebensowenig zweifeln wie irgend Jemand im Saal.

Nein! Nein!! stimmte Schwester Martina zu. Sie hätte sich im Wort vergriffen. Dies hätte sie sagen wollen: Sie wußte einen Vorschlag, der die Wahl unnötig mache.

Un-nö-tig?

Ja. Weil mit ihm Gott ihr doch noch die Hand reiche, die Rechte zu finden.

Der Vorschlag laute?

Das Los über die Sieben werfen, deren Herzen kaum mehr das Hämmern des Werd ich es sein? Werd ich es sein?? ertrüge.

Das Los??

Aebtissin Lioba schüttelte das Haupt. Ehe sie aber zurück zum Worte fand, um ihrer nachbarlichen Helferin zu bedeuten, daß Solches

nicht heiße, nach der Hand Gottes, sondern nach der Hand des Teufels greifen, da man sich durch das Los mit List Dem entzöge, was einem zu freier Entscheidung auferlegt sei, ertönte von dem einen Ende des Tisches her ein helles: „Nein!“

Die Aebtissin wandte den Kopf zur Rechten und fragte: Wer dort unten Nein gerufen habe?

Im nächsten Augenblick stand Lidwina mit himmelan gehobenen Händen.

Wie sie, ohne daß ihr das Wort zugewiesen sei, sprechen könne? Woher sie, da ihre Herrin noch sitze, den Mut nehme, aufzustehen? zürnte die Aebtissin.

„Ich will in Sein Zelt gehen!“ gab Lidwina zur Antwort. Ihre Arme sanken zu beiden Seiten hinab und schwebten im Takte ihres Atems auf und ab, als wollten sie, um ihren Füßen die Schwere des Weges zu ersparen, ihren Leib im nächsten Augenblick gleich Flügeln raumüber zu dem Wartenden tragen.

Nun sprangen rundum am Tisch die Nonnen auf, obwohl ihre Herrin noch immer saß. Und ein Schwarm von Nonnenworten — verwunderte, verweisende, beifällige, tadelnde, gläubige, zweifelnde — durchsurte das Refektorium, obwohl der Mund der Herrin noch immer schwieg.

Nur mit vieler Mühe vermochte Aebtissin Lioba die Nonnen auf ihre Plätze zurückzuzwingen.

Als alle wieder um den Tisch saßen, kam von seinem unteren Ende, nachdem die Domina der Bitte ums Sprechendürfen Gewähr genickt hatte, ein zweites Nein. Diesmal aus dem Munde einer anderen der sieben Betroffenen. Nein, klang es zu der Aebtissin hin, das dürfe nicht sein! Sich vordrängen und andere beiseite stoßen — nein! nein! Nur Eine gerechte Möglichkeit gäbe es, zu entscheiden, wer gehen solle: das Los.

Aebtissin Lioba erschrak. Da war es, was sie von der ersten Sekunde, seit der Bote Gedimins gegangen war, fürchtete: Ueber die Ferne weg hatte das Verlangen des Heiden Verlangen in Einer angefacht. Das Grausige, es lockte Eine unter ihnen an! Das Furchtbare, es zog Eine zu sich hin! Eine nur?? Das machte ihr die Wahl unmöglich: auf dieses Eine nur? nicht Antwort wissen. Aber war sie nicht schon um einen Schritt dem Ziele näher? Nur unter Sechsen noch hatte sie die Wahl zu treffen. Denn nicht auf Die, welcher der Weg am leichtesten, sondern auf Die, welcher er am schwersten wurde, sollte ihre Rechte zeigen.

Die Herrin des Klosters zu Maria Lonk befahl den Nonnen, das Refektorium zu räumen und sie mit Schwester Lidwina allein zu lassen. Die übrigen fünf der Gezeichneten sollten im Vorraum ihres Winks gewärtig warten, damit sie, gleich Lidwina, eine nach der andern im Zwiesgespräch prüfen und dann ihre Wahl vornehmen könne.

Fünf? huschte das Geflüster der verwunderten Nonnen um den Tisch. Fünf? Sechs! Sechs!!

„Fünf!“ hehrte Aebtissin Lioba und verscheuchte mit dieser einen Silbe den Schwarm der Flüsterworte. Auf Schwester Lucia, die dem törichten Vorschlag des Loses zugestimmt habe, werde ihre Wahl nicht fallen

Die Nonnen schickten sich an, dem Befehl der Domina zu gehorchen.

Nur Lidwina blieb im Refektorium zurück.

Als die sechsundneunzig gleichgewandeten Frauen sich der Tür zuschoben, flüsterte eine Stimme in der Aebtissin: „Hoffst Du immer noch im heimlichsten Herzensgrunde auf das erfluchte Wunder? Dies ist das Wunder: Daß Eine, die reiner blieb als Alle, freien Willens gehen will. Gott hat gewählt. Was vermißt Du Dich, nachzuprüfen, ob ER die rechte Wahl getroffen?“ Die Widerstimme aber sprach: „Nicht das Wunder, die Versuchung ist vor Dich hingetreten. Die Versuchung, auf die Schultern einer Nichtwissenden, einer Unmündigen die Last abzuwälzen, die mit der Wahl Dir auferlegt ward. Die Last, der Du nicht gewachsen bist.“

Die Aebtissin hörte beide Stimmen mit der Wahrheitwilligkeit an, als ob sie den Streit zweier Nonnen schlichten wollte. Dann winkte sie Lidwina, zu ihr zu kommen.

Lange sah die silberhaarige, sechzigjährige Domina der goldhaarigen, zwanzigjährigen Nonne forschend in die Augen.

Dann sagte sie endlich: „Warum willst Du freien Willens gehen?“

„Weil ich die jüngste Derer bin, von denen Eine gehen muß.“

„Meinst Du, daß Deine Jugend Dich beschützen wird?“

„Nein.“

„Du weißt, trotz Deiner zwanzig Jahre, um Das, was Deiner im Zelt des Heiden wartet?“

„Ja.“

„Um seine ganze Schwere?“

„Vielleicht.“

„Und zitterst nicht davor?“

„Nein.“

„Drängst Dich zu ihm hin?“

„Ich tu nicht, was ich will. Ich tu, was ich nicht will.“

„Fall nieder vor mir, bitte, winsele: ‚Nicht mich! Nicht mich!‘ Du weist nicht was Du weißt. Ermißt nicht, was Du zu messen glaubst. Unausdenkbar ist das Schwere, das Deiner wartet.“

„Auf Schweres hoffe ich. Nicht auf Leichtes. Das Schwerste wird das Schönste sein!“

„Gehst Du um Schönes? Gehst Du um Glück?“

„Ja! Um das Schöne, leiden zu dürfen. Für Andere leiden zu dürfen. Ja, ja: Um das Glück, des Opfers gewürdigt zu werden. Des Opfers für Jene, die im Herzen meiner Liebe wohnen.“

Da verstummte die Aebtissin.

Aber noch immer nicht waren alle Zweifel stumm geworden.

Lange schwieg Aebtissin Lioba.

Plötzlich rief sie, schrie sie die Wartende an; „Zieh den Dolch aus der Wand!“

Lidwina ging auf das Getäfel, in dem der Dolch stak, zu. Faßte sein Heft mit ihrer Rechten. Und zog die Waffe, welche die vereinte Kraft vieler Nonnenhände, so sehr sie sich darum quälten, nicht aus dem Holz zu zerren vermochte, ohne Mühe heraus.

„Soll ich auch das Schwert aus dem Boden heben?“ forschte Lidwina.

Als keine Antwort kam, wandte sie sich um und sah, wie die Aebtissin vor ihr auf die Knie sank, um den Saum ihres Kleides zu küssen.

„Nicht! Nicht!!“ wehrte die Erschreckte ab und wollte zu der Herrin niederknien, daß sie ihre Lippen auf die ehrwürdigen Hände preßte und sie so hinderte, nach ihrem Gewand zu greifen.

Ehe sie aber ihre Absicht vollbracht hatte, erhob die Aebtissin sich, umfing die sich Niederbeugende mit ihren Armen, zog sie mit sich hinauf und küßte sie auf Stirn und Augen.

Als Aebtissin Lioba, daß nicht die Schwere des Wortbruches die Last auf ihren Schultern mehre, Lidwina von dem Gelöbniß der Keuschheit ihres Leibes lösen wollte, sagte diese: dessen bedürfe es nicht.

Und da nun die Aebtissin nicht begriff, fügte sie hinzu: Sie werde morgen mittag unversehrt an Seel und Leib in das Kloster zurückkehren. Wenn sie aber, wider alles Verhoffen, alsdann nicht durch das Tor zurückschreite, durch welches sie in wenigen Minuten hinausgehen werde, so solle die Herrin wissen, daß sie nicht mehr auf der Erde weile. Das Leben könne Großfürst Gedimin ihr nehmen. Jenes höhere Gut, das dem himmlischen Bräutigam gehöre, nicht. Denn nicht, um ihr Gelübde zu brechen, sondern um es — auch wenn es am höchsten gefährdet sei — zu halten, zöge sie hinaus. Sie wisse, daß es einen Kampf auf Tod und Leben gälte. Ob ihr gelänge, die Seele Gedimins zu bezwingen, vermöge sie nicht im voraus zu sagen. Wohl aber, daß es Gedimin nicht gelingen werde, ihren Leib zu bezwingen.

Da schlang Aebtissin Lioba zum andern Mal die Arme um Lidwina und tat, was sie sich vorhin nicht getraute: küßte sie auf den Mund.

Als sich ihre mütterlichen Arme von der Erglühenden lösten, ging diese aus dem Refektorium.

Da sie auf die Schwelle trat, von der aus der Lithauer den Dolch nach der Aebtissin geschleudert hatte, gewahrte sie, daß sie ihn in Händen hielt und ließ ihn klirrend zur Erde fallen.

Durch die fünf Wartenden im Vorzimmer, die sie mit Fragen anfielen, durch die Schar der Nonnen in den Klostergängen, die — da das Begreifen ihren Schritten vorauseilte — kein Wort an sie zu richten wagten, durch die blütenumbrandeten Wege des Klostergartens, durch das spitzbogige Tor, das sich vor ihr auftat, ohne daß sie dienstbeflissene Hände gewahrte, die sich mühten, es zu öffnen, schritt Lidwina aus dem Geviert der Mauern des Klosters Maria Lonk am 18. Juli des Jahres 1213 hinaus in die Helle des Sommermittags.

Hände erhoben sich zum Zeichen. Sie sah es nicht. Botschaft wurde von Mund zu Mund gerufen. Sie hörte es nicht. Büsche krallten sich, als wollten sie ihren Körper zurückhalten, in ihre Kutte. Sie fühlte es nicht. Blumen hauchten ihr Stärkung zu. Sie nahm es nicht wahr.

Erst als sie mitten im Zelt des Großfürsten Gedimin stand, wurde Lidwina ihrer Sinne wieder mächtig.

*

*

*

Bis in die Mitte des Zeltes ging die junge Nonne und kreuzte ihre Arme über die Brust. Als wäre sie aus Stein gemeißelt, stand sie in dem Zelt des Heiden. Und doch waren ihre Sinne niemals wacher gewesen, denn in diesen schicksalschwülen Sekunden. Sie sah: eine flackernde Fackel. Trotz des Mittags. Verscheucht das erbarmungsvolle Halbdunkel des Zeltrundes. Auf dem Lager ausgestreckt ein schwarzbärtiger Mann. Nicht in der Rüstung eines Kriegers, sondern in einem farbengrellen, faltigen Gewand, das sich nicht die Mühe nahm, die nackten Arme und Beine zu bedecken. Zu Häupten des Lagers — der Rechten Gedimins so nahe, daß sie mühelos danach greifen konnte — eine Trinkschale. Aus der stieg betäubender Duft auf. Als Lidwina spürte, daß er sie zu überwältigen drohte, dachte sie des Duftes der Wachskerzen vor dem Altar ihres Klosterkirchleins am Vorabend der heiligen Feste. Und der Schwindel schwand, ehe er sie ins Taumeln hineingerissen und dem lauernnden Gegner ihre Schwäche verraten hatte.

Eine Weile war es totenstill in dem Zelt.

Zwar hatte Großfürst Gedimin des Vormittags viele Gedanken zu diesem Augenblick vorausgesandt. Aber keiner, sovieler ihrer waren, hatte seinem Tun gegolten. Sondern alle dem der Erwarteten. Das seine verstand sich von selber. Wer sieht, wenn er Begehrt nach einer Frucht zu seinen Häupten hat, auf sich? Man greift aus und hält sie in der Hand. Sperrt sie sich, packt man fester zu! Schnellt sie hoch, reißt man sie herunter.

Nun aber, als die Abgesandte aus dem Kloster Maria Lonk in seltsamer Starre vor ihm stand — ohne Scheu und ohne Zittern, ohne Furcht und ohne Flehen, ohne Weinen und ohne Widersprechen — wenige Schritte von ihm und doch, als wäre sie seinen Händen, seinen Rufen unerreichbar wie ein Stern — nun sah Großfürst Gedimin zu seinem Staunen doch auf sein eigenes Tun. Und da er keine Antwort für seine Frage, was als nächstes geschehen solle, fand — denn der lockende Schimmer, der von ihren Händen und ihrem Angesicht, dem einzig Unbedeckten ihres Körpers, ausging, und mit ihm die Ferne der Unbeweglichen wuchs von Sekunde zu Sekunde — so griff er nach der Trinkschale zu seiner Rechten und trank in gierigen Zügen.

Als er das Gefäß an seinen Ort zurückgestellt hatte, winkte Großfürst Gedimin die Nonne zu sich heran.

Lidwina stand unbeweglich mit gekreuzten Armen.

„Komm!“ befahl der Zornbedrängte. „Komm und setze Dich zu mir aufs Lager!“

Lidwina rührte keines ihrer Glieder.

„Die Kapuze herunter! Daß ich das Gold Deiner Haare glänzen sehe!“

Lidwina löste die gekreuzten Arme nicht von ihrer Brust.

„Tu den schwarzen Mantel ab!“

Lidwina verharrte, als ob sie keins der befehlenden Worte aus dem Munde des Heiden vernommen hätte.

„Den Mantel ab!! Oder ich springe auf und reiße ihn Dir in Fetzen herunter! Ihn und alles, was Deine Schönheit vor meinen Augen verbirgt!“

Lidwina stand unbeweglich.

Gedimin sprang vom Lager auf und wollte zu der Nonne stürzen, um sein Wort wahr zu machen. Plötzlich lachte er gellend, setzte sich auf die Felle zurück und sagte: „Hat man eine Stumme zu mir gesandt? Eine, deren Mund und Ohren verschlossen blieb? Das ist wider den Befehl. Eine, die untadeligen Leibes ist, hieß er. Dem Leibe fehlt nichts? Das heiße ich gedreht und gedeutelt! Eine Stumme erkenne ich nicht an als Abgesandte. Kehr um!“ Und sich gemahnend, daß die Nonne auch diese Worte nicht vernähme, begleitete er seine nächsten Worte mit großen schreienden Bewegungen seiner Hände: „Kehr um! Kehr um! Noch eine letzte Gnadenstunde will ich Euch gewähren. Mein Bote, der Dich heimgeleitet, solls verkünden. Ist in dieser Stunde Keine hier, die ohne irgendein Gebrechen ist, geschieht, was ich Euch drohen ließ. Fort mit Dir! Fort!!“

Da tat Lidwina ihren Mund auf.

„Ich bin gekommen, Großfürst Gedimin zu überwinden“, kam es klar und zuversichtlich aus ihrer überkreuzten Brust heraus.

„Du bist der Rede mächtig?“

„Großfürst Gedimin wird mir unterliegen. Nicht ich ihm.“

„Mag besser munden als das Umgekehrte. Man soll nicht zurückweisen, was man nicht selbst gekostet hat.“

„Mit der Seele ringe ich.“

„See—le—!?! Was nennt Ihr so?“

„Wenn ich aus dem Zelt gehe, wird Großfürst Gedimin es wissen.“

Von den Worten der Nonne ging solch sänftigende Macht aus, daß der Zorn des lithauischen Großfürsten darüber in nichts vergangen war.

„Wie heißt Du?“ fragte er. Und es war offensichtlich, daß er sich mühte, nun seinen Worten einen Klang zu geben, daß sie dem Klang der Worte aus dem Mund der Nonne nicht mehr wehtaten.

Die Gefragte schwieg.

„Da Du meinen Namen weißt, ist es nicht billig, daß auch ich den Deinen erfahre? Wie heißt Du?“

„Lidwina.“

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

Schreibendes Deutschland

Zum 60. Geburtstage Ernst Zahn's

Zeitgenössische Urteile leiden sehr häufig an Blickenge, Urteilskraft, Unter- oder Ueberschätzung und anderen Menschlichkeiten. Ueberdies ist einer Generation wesentlich und problemhaft, was der folgenden überholt dünkt oder tatsächlich ist. Die heute Sechzigjährigen sind außerdem über eine Kluft des Weltgeschehens geschritten, die auch ihre um 10 oder 20 Jahre jüngeren Zeitgenossen fast mit ihnen grau werden ließ und die dabei an der eigenen Zielsetzung irre wurden. Ihnen wirft die früh bewußte Jugend Unkenntnis der Dinge vor; in ihnen sieht sie die Toren zweier Zeitalter, die — zwischen Vergehendem und Werden dem stehend — keines von beiden begriffen haben.

Man muß sich dieses Zustandes erinnern, wenn man in dem Bändchen „Ernst Zahn, Das Werk und der Dichter“ von Heinrich Spiero (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) die Enträtselung einer Persönlichkeit sucht, die — abseits dem modernen Literaturbetrieb unserer Tage — eine nicht nur äußerlich ungeheuer scheinende Arbeit geleistet hat.

Wenn Heinrich Spiero am Schlusse seiner etwa 100 Seiten starken Broschüre sagt:

„Ernst Zahn hat von den ersten Bergnovellen, von dem Roman jugendlicher Schreiblust über die großen Schweizerromane bis zur „Nacht“, zur „Frau Sixta“, zur „Blancheflur“ einen unwahrscheinlich weiten Weg durchmessen. Wandert man zu Fuß oder hinter dem Schellengeläut der Postpferde über eine der Hochstraßen seiner Heimat, so reiht sich ein gewohntes Bild an das andere; dann aber eröffnen sich Blicke in ungeahnte Taltiefen, zu überraschend aufsteigenden Berggipfeln, auf stille Seeflächen. Solche Straße ist ein Gleichnis seiner Kunst“

so ist damit offen ausgesprochen, daß hier ein Schaffen knapp umrissen wurde, dessen Anfänge kaum je die heutigen Resultate erhoffen ließen. Daß trotzdem einem Erzählertalent die Wege geebnet wurden, „in dessen Werk uns“ — (heute!) — „so warm und wohl wird, dessen sicherer Führung wir so vertraut folgen“, ist wohl den glücklicheren Verhältnissen einer sorgloseren und finanziell besser gestellten Epoche zu danken. Man fragt sich, ob es einer so bescheiden beginnenden Begabung unserer Gegenwart ebenfalls gelingen würde, Wanderer zu finden, die den weiten Weg zu „ungeahnten“ (!) „Taltiefen, überraschend aufsteigenden Berggipfeln und stillen Seeflächen“ mitgingen.

„Unter allen neueren Erzählern der Schweiz“, sagt Heinrich Spiero weiter, „steht Zahn durch den gerundeten Aufriß seiner Darstellung Gottfried Keller am nächsten, unter ihnen allen ist er nicht nur der fruchtbarste, der stoffreichste, sondern derjenige, bei dem die Spuren der Arbeit bis zum letzten getilgt sind. Schon vor einem halben Menschenalter sagte Richard M. Meyer von ihm: „Ein freieres, reineres Schaffen als das seine gibt es jetzt kaum in der deutschen Literatur; und mit Recht durfte er eine Sammlung nach dem Firnwind nennen, der wie Conrad Meyers Firnelicht, das hohe, stille Leuchten, allüberall in seinem Wesen und Gedicht ist““.

Ernst Zahn selbst hat nach Spiero in früheren Jahren folgendes über die Anfänge seines Schaffens gesagt:

„Ich bin Schriftsteller geworden. Wenn ich so zurücksehe, so ist mir, als hätte ich selbst kaum etwas dazu getan. Es war ein innerer Drang, der sieghaft sich auswuchs. Die Stille und Größe der Natur, in der ich lebe, ließ ihn gedeihen. Und immer größer wird die Freude an meinem Berufe und die Ehrfurcht vor ihm. Ich habe mir einen zweiten daneben erhalten, den ich nicht geringschätzen möchte, dessen ich mich freue als meines eigentlichen, den Körper ermüdenden Tagewerks. Ich führe das von meinem Vater übernommene Wirtschaftsgeschäft. Auch diese Arbeit ist mir lieb geworden. Dafür erzogen, in langen Jahren hineingewachsen, habe ich das Bedürfnis, ihm treu zu bleiben. Man wundert sich darüber. Ich aber sage: der Wechsel von Arbeit zu Arbeit ist besser als der von Arbeit zur Ruhe, und meine mehr körperliche Tätigkeit im Geschäft hat bewirkt, daß die andere, die des Schriftstellers, mir als Erholung erscheint. Nun gibt es auch Menschen, die mich fragen, wie man Zeit finde, und wieder andere, die mit dem Wert Ueberproduktion rasch bei der Hand sind. Ihnen möchte ich antworten: die Verhältnisse haben mich gelehrt, meine Zeit einzuteilen, die Stunde zu nutzen, wo sie sich mir bot. Not macht fleißig. Es kam allmählich, daß die Mußestunden des Schriftstellers selten wurden, daß ich sie suchen mußte. Aus dem Suchen wurde Erwartung, Sehnsucht. Und siehe, wenn man die Zeit suchte, fand sich doch manche Stunde. Sie reihen und reihen sich in einem Jahre. So wundert euch nicht, wenn das Ergebnis eines Jahres ein scheinbar großes ist, nach dem Quantum der geleisteten Arbeit gemessen, wundert euch vielmehr, daß das Leben so viel Zeit hat, so viel herrliche Zeit, die sich nützen läßt“.

Wie man vom Dichter verlangt hat, daß er in seinem Leben nur einen Roman schreiben solle, so möchte man vom Biographen fordern, daß er nur eine Lebensgeschichte verfaßte. Diese aber müßte ihm als erstem und einzigem Freund, Lebenskamerad, Vertrauten und Berater von Kindesbeinen an zugleich Lebensinhalt und Seelenhingabe an denjenigen sein, der — unerkannt und ohne Förderung — nur auf sich selber bauend ein ganzes Dasein opfert: Wer würde wohl zu solchem Amte taugen? — — —

(P. Kö.)

Bücherfreunde!

Meine Kataloge über Kultur-Sittengeschichte, Sexualwissenschaft, Psychoanalyse, Psychologie, Rassen-Seelenkunde, sowie Folklore, bieten Ihnen äußerst günst. Gelegenheit, Werke aus obigen Gebieten zwecks Studium vorerst leihweise zu erhalten resp. Fakturierung mit Rücksendungsrecht unter Anrechnung einer mäßigen Gebühr pro 1. Monat 10%, 2. Mon. 6%, 3. Monat 4%; für Ausland bis zu 6 Monaten 30% insgesamt, nur gegen Bar-Depot oder Bücher. Inland ohne Einsatz nur v. 25 J. aufw. in fester Position. Kataloge gratis und franko.

Kaspar Gut, Buchantiquariat, München, Pfarrstraße 7



Zum 60. Geburtstag des Dichters ist als 68. Band
unserer Hausbücherei erschienen:

Der Liberi

Die Geschichte einer Ehe

von Ernst Zahn

Mit einem Bild des Dichters und einer
Lebensbeschreibung von ihm selbst.

Holzfreies Papier. Ganzleinen. 168 Seiten. Gewicht ca. 300 g.
Preis 2.80 RM. Daneben erscheint eine Sonderausgabe in ab-
waschbarem, vorschrittmäßigem Bibliothekseinband zum Preise
von 3.50 RM., sowie eine numerierte Schmuckausgabe in 250
Aufsage auf Büttenpapier in Halbleder zum Preise von 10.— RM.

*

In unserer Hausbücherei erschien früher als 43.
Band in einfacher aber gediegener Ausstattung

Der Schatten

Kriminalgeschichte von Ernst Zahn

Einleitung von Prof. Dr. R. M. Meyer. Zeichnungen von Prof.
E. Stiefel. 60. Tausend. Halbleinen. 157 Seiten. Preis 1.— RM.

*

Wer sich für das Wirken der Stiftung interessiert, über ihre
bisherige Arbeit und ihre Zukunftspläne sich unterrichten möchte,
findet ausführliche Auskunft in

Der güldne Schrein

Ein Jahrbuch f. gute Leser u. freundwill. Buchverater auf d. Jahr 1927
Im Auftrage der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-
Großborstel, bearbeitet von Benno Diederich, Hamburg. Umschlag-
Entwurf von Emil Preetorius, München. Holzfreies Papier.
Kartonierte. Preis 1.50 RM.

*

In jeder guten Buchhandlung käuflich

Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung
Hamburg-Großborstel

Roman und Erzählung

Drei Bücher sind es vor allem, die in dem immerhin etwas ruhiger fließenden Strome der epischen Neuerscheinungen als Sonderheiten stehen. Bücher, denen hingebungssüchtig zuzustimmen sich unsre bald selbst zu Papier und Literatur gewordene Menschlichkeit, die mit Humanität zu verwechseln es uns gottlob an Sachlichkeit gebricht, nicht nehmen lassen mag. Das künstlerisch wertvollste „Der Teufel“ von Alfred Neumann (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; M. 7,50). Im historischen Verlauf — es ist die Ära Ludwigs XI. — getragen von einer klugen, den Kern des Wortes wägenden Sprache, hinreißend zu katastrophenträchtigen Geschehen, prunkend in Kraftgestaltung des Menschen und Menschlichen, leise überhaucht von der Patina pflichtverschworbenen Ichverzichts. Und dann Hans Grimms „Volk ohne Raum“ (Langen, München; M. 20.—), eine deutsche Odyssee, der erlittene Bericht eines Volkes, das mit allen Wimpeln seiner Tathaftigkeit, Gaben und Pionierlust in die nie ermessene Tiefe sinkt. Dieser gewichtige Doppelband ist das lauterste der drei Bücher, von denen so mit dem Herzen die Rede ist. Kunstvoller, aber darum nicht einnehmender gibt Gustav Frenssen seine Selbstbiographie „Otto Babendiek“ (Grote, Berlin; M. 12.—). Was sie mehr Dichtung als Wahrheit ist, lähmt die Anteilnahme auch an der epischen Leistung. Dennoch: wer es auf sich nimmt, dem Gewoge der Gestalten zu folgen, der wird um ihr Leben und Leiden reicher in sich selbst, wägt Goldeswert aus den unscheinbaren Dingen, die im Dämmer niederdeutscher Landschaft ein seltsames Wesen gewinnen.

Schlicht, erdhaft und übersonnt von Güte, die aus gebürtigem Mitsein quillt, gerät Gustav Schröers „Gottwert Ingram und sein Werk“ (Quelle & Meyer, Leipzig; M. 6.—) in die Nähe und Höhe dieser dreifachen guten Buchesgabe. Der Kunst seiner Epik ist bäurisches Edelmannstum eingehändigt, das Tun und Tat, Wirken und Werk in eins begreift. Klar strömt das Wort, seine Gebärde wird Sinn, ehe sie sich entfaltet. — Heimatlich schöpfend begegnen wir Paul Ernst. „Der Schatz im Morgenbrotstal“ (Horenverlag, Berlin; M. 4.—) zeigt ihn in einem bisher nicht gekannten Gesicht: Ein Harzidyll aus den Unruhzeiten nach dem 30jähr. Kriege, schnell

und kräftig umrissen, in lebhaft bewegte Bilder gedrängt, die zum letzten Ausblick eilen, Gefühl, Auge und Ohr mit Farbe und schwunghaftem Klang sättigend. — Hans Leip malt breitstrichig und urwüchsig, aber oft die Konturen überwiegend, die Mär von „Godekes Knecht“ (Grethlein, Leipzig; M. 9.—) zeitlos auf den geschichtlichen Untergrund von Hansnot und Seeräubergewalt. — Tiefer in die Historie hinein, schon wieder aus ihren Fesseln in den Mythos empor-tauchend greift Hans Fr. Blunck. Der „Kampf der Gestirne“ (Diederichs, Jena; M. 8.—) ist die Saga der germanischen Volksverdung, die Geburtswahnhaft der Religion im Ausgleichskampf wesentlich feindlicher Polaritäten. — Egmont Colerus gibt einen Marco-Polo-Roman von bezwingender Kraft und Fülle. „Zwei Welten“ (Zsolnay, Wien; M. 8.75) sind dem Venetianer aufgetan. Er wählt den Weg, der durch die Räusche und Wunderreiche der Erde führt, um schließlich doch gleicherweise dem Ziel der Vollendung bereitet zu sein.

Die Gegenwartsromane, die hier ange-reicht werden wollen, bieten durchweg Steine als Brot, wo man solches zu erwarten hat. Walter von Molo ist den Verpflichtungen seines Namens mit dem letzten Band der Bobenmatztrilogie „Im ewigen Licht“ (Langen, München; M. 3.—) nicht vollends nachgekommen. Was bleibt von der Freude an Bobenmatzens gottseliger Tumbheit, die bald weise, bald schnippisch aus ihm tönt, wenn das ungepflegte Wort in Plattheiten versandet oder sich grell überschlägt? Was hinterläßt schließlich Arnold Ulitz mit seiner „Christine Munk“ (Langen, München; M. 5.—), wenn man aller Journalistik und papiernen Problematik, die Ressentiments mit Axiomen verwechselt, dennoch unver- ärgert widerstanden hat? Dann lieber sich Friede H. Krazes ungebrochener Fruchtbarkeit zugekehrt. Ihre letzten Werke „Die steinernen Götter“ (Engelhorn, Stuttgart; M. 1.75), „Die Meertrud“ (Ruhe, Altona-Bahrenfeld; M. 1.25) und „Die Frauen von Wolderwieck“ (Quickborn-Verlag, Hamburg) sind wenigstens gute Hausmannskost. Ebenfalls konventionell, wenn auch von schönem, deutsche Grenzlandnot mitfühlenden Impuls getrieben: Albert Trentinis „Deutsche Braut“

VERLAG ERNST REINHARDT MÜNCHEN

DER EDELMENSCH UND SEINE WERTE

von JOHANNES M. VERWEYEN

Professor der Philosophie in Bonn

287 Seiten. Preis broschiert M. 3,50, gebunden M. 4,50

Bremer Neueste Nachrichten: „Es gibt Bücher, die solche Macht über uns gewinnen, daß sie uns auf Schritt und Tritt verfolgen, uns nie verlassen und uns beraten bei allem, was wir denken, tun und treiben . . . So stark ist dies Buch! So groß sein Wert!“

DER RELIGIÖSE MENSCH UND SEINE PROBLEME

von JOHANNES M. VERWEYEN

408 Seiten. Preis broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—

Die Christliche Welt, 3. Sept. 1925: Die Behutsamkeit, mit der Verweyen vorgeht, ist vorbildlich auch für den Gegner, und der Erfolg seiner Bemühungen ist geeignet, das selbstverständliche Überlegenheitsgefühl anzufechten, mit dem der christliche Apologet den inneren Wert der nichtchristlichen Anschauung zu beurteilen pflegt.“

DER SOZIALE MENSCH UND SEINE GRUNDFRAGEN

von JOHANNES M. VERWEYEN

400 Seiten. Preis broschiert M. 5.—, in Leinen M. 6.—

Ethische Kultur, 15. April 1924: Es ist ein glücklicher Gedanke, am konkreten Menschen zu zeigen, in welcher Weise das Gemeinschaftsleben sein Gedanken-, Gefühls- und Willensleben zu beeinflussen vermag. Es ist dabei saubere wissenschaftliche Arbeit geboten und man wird kaum eine Streitfrage unserer Zeit vermissen. Zur Einführung in die Gesellschaftswissenschaft ist das Buch sehr zu empfehlen.

ETHISCHE LEBENSPHILOSOPHIE

von FELIX ADLER

Professor an der Columbia-Universität in New York
Gründer der „Gesellschaft für ethische Kultur“

Autor. Übersetzung a. d. Englischen von Prof. O. Ewald u. Graf J. Matschka
Monatshefte der Ethischen Gemeinde Wien, Januar 1926: Das Werk ist die reife und edle Frucht der Lebensarbeit des verehrten Mannes und ist voll Geist und edelster Lebensweisheit.“

(Callwey, München; M. 5.50). Immerhin ein Buch kraftbewußter Gestaltung. —

Unter den Romanen phantastischer Zukunftsspekulation steht „Die Welt ohne Sünde“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; M. 6.—) von Vicki Baum an erster Stelle. Das Buch erscheint nach drei Jahren innerer Befriedigung ein wenig zu turbulent fordernd, wengleich auf die Spitze einer Vorahnung gestellt, die — freilich in einem glücklicherem Sinne — von der Zeit erfüllt wurde. Einen anderen Weg aus der Sünde zu Sühne und Freiheit wählt Joachim von Bülow unter der „Gelben Flagge“ (Engelhorn, Stuttgart; M. 1.75). Ein Werkchen, das den Nachteil mangelnder Originalität durch lebendige Darstellung und fesselnde Erzählung vollauf wettmacht. — Die in ihrer Aktualität wohl noch auf eine gute Weile gesicherte Verlockung des „Schuß ins All“ weiß Otto W. Gail mit dem kosmischen Roman „Der Stein vom Mond“ (Bergstadtverlag, Breslau; M. 6.40) weiter auszuspinnen und darf dabei auch der Anteilnahme skept. Geister sicher sein.

Die ausländische Epik wartet mit einigen nicht zu überschenden, durchweg trefflich verdeutschten Neuerscheinungen auf, als deren köstlichste Margaret Kennedys „Treue Nymph“ (Wolff, München; M. 8.—) auch bei uns zur Triumphfahrt rüstet. Dieses heitere, spielend freudsame Werk, dem sich neuerdings auch die Bühnen geöffnet haben, ist in England das Gespräch eines Sommers gewesen und verdient es, um seiner zarten, schwebend heraufgezauberten Gestalten willen, liebevoll ans Herz geschlossen zu werden. — John Galsworthy setzt die „Forsythe Saga“ mit dem Roman „Der weiße Affe“ (Zsolnay, Wien; M. 7.00) fort und zeigt sich matter. (Oder sind wir der Schilderungen des englischen juste milieu müde geworden?) „Die dunkle Blume“ (dortselbst; M. 7.00) erscheint eigenlebiger im Zuschuß lyrischer Empfindungsoriginalität. Doch schnobert man vergeblich nach dem Duft der dunklen Blume Leidenschaft, von der so viel und umschweifig die Rede

ist. — Aus Amerika kommt Martha Ostensos preisgekrönter Roman „Der Ruf der Wildgänse“ (Rikola, Wien; M. 7.50), ein Buch des nordischen Zwielichts, in dem die hartschädlichen Menschen ihre Gesichter verlieren und versteinen müssen, wäre nicht unter ihnen die Liebe des Weibes, über ihnen aber der Lockruf der Wildgänse auf der Wanderung zu ewigen Sommern. Amerikanismus, wie er auf allen Literaturbörsen Europas als „echt“ beschrien wird, verzapft „Die Benzinstation“ von Sinclair Lewis (Herz & Cie., Wien; M. 5.30). — Aus Schweden ist neuerdings Ernst Didring zugewandert und freudig aufgenommen worden. Sein Dreiband „Erz“ (Westermann, Braunschweig), der die Romane „Hölle im Schnee“ (M. 6.—), „Der Krater“ (desgl.) und „Spekulant“ (M. 5.50) umfasst, schildert die Erschließung Lapplands durch Eisenbahn und Bergwerk. Ein erbitterter Kampf gegen Schnee und Eis, der die Nerven der Menschen zerreibt, ihre Süchte und Neigungen von Grund auf verändert, ihrem Wesen die großen Kontraste lichtlosen Winters und nie verdunkelten Sommers aufprägt, sie maßlos macht und verrätselt gleich den Gewalten der dämonisch verkauerten Natur. — Die Norwegerin Sigrid Undset macht mit ihren früheren Arbeiten „Jenny“ (Universitas, Berlin; M. 4.50) und „Frühling“ (desgl.; M. 5.50) bekannt, die den großen Wurf der „Kristin Lavranstochter“ vorbereiten, freilich nachträglich unverdientermaßen davon beschattet werden. Ihr Landsmann Mikkel Fönnhus schöpft seine romantische Tiergeschichte „Der Trollelch“ (Beck, München; M. 4.—) tief aus dem Erlebnis der nordischen Wälder, ihrer Herbheit allen Zauber entlockend. — Der Russe Ilja Ehrenburg festigt seinen Ruf als Erzähler mit den „13 Pfeifen“ (Rhein-Verlag, Basel) einer Folge von reizvollen Variationen über ein besinnliches Thema männlicher Leidenschaft (die „vierte Pfeife“ ein Kabinettstück novellistischer Kunst!)

Literaturgeschichte

Scherr's „Illustrierte Geschichte der Weltliteratur“ (Dieck & Co., Stuttgart; Bd. I M. 14.50) ist in 11. neu bearbeiteter und bis auf die Jetztzeit ergänzter Auflage von Dr. Ludwig Lang u. a. erschienen. In der durch Bereicherung des Bildmaterials etwas fülliger gewordenen Gestalt bietet sich dieses glänzend gemeisterte, straff auf das Wesentliche gestellte Werk unentbehrlicher denn

je dem Gebrauch in Haus, Studierzimmer und Schule. — „Die deutsche Dichtung der Gegenwart“ im Zeitraum der letzten 50 Jahre behandelt Dr. Oswald Floeck (Gutsch, Karlsruhe; M. 10.—). Er verzichtet zugunsten eingehender, streng trennender und kennzeichnender Kategorisierung, die freilich manchmal unrecht tut und falsch mißtraut, von vora herein auf Vollständigkeit.



Bücherfreunde!



Meine Kataloge über Kultur-Sittengeschichte, Sexualwissenschaft, Psychoanalyse, Psychologie, Rassen-Seelenkunde, sowie Folklore, bieten Ihnen äußerst günst. Gelegenheit, Werke aus obigen Gebieten zwecks Studium vorerst leihweise zu erhalten resp. Fakturierung mit Rücksendungsrecht unter Anrechnung einer mäßigen Gebühr pro 1. Monat 10%, 2. Mon. 6%, 3. Monat 4%; für Ausland bis zu 6 Monaten 30% insgesamt, nur gegen Bar-Depot oder Bücher. Inland ohne Einsatz nur v. 25 J. aufw. in fester Position. Kataloge gratis und franko.

Kaspar Gut, Buchantiquariat, **München**, Pfarrstraße 7

Form und Sinn

Zeitschrift für Kunst und Geistesleben.

Herausgegeben und verlegt von der Kulturellen Arbeitsgemeinschaft Augsburg.

Mitarbeiter sind u. a.: Hans Carossa, Werner Deibel, Bernhard Diebold, Theodor Fischer, Franz Karl Ginzler, Hermann Giese, Hans Kern, Albert Klöckner, Ernst Lissauer, Emil Lucka, Klaus Mann, Ernst Michel, Josef Bonten, Wilhelm Schaefer, Johannes Schlot, Wilhelm Schmidt-Dann, Erwin Strank, Joh. W. Verweyen, Paul Westheim, Willi Wolfradt, Stefan Zweig.

Bestellungen nimmt entgegen die Geschäftsstelle der Kulturellen Arbeitsgemeinschaft Augsburg — Buchhandlung Wustmann, Karlstraße D 47.

Arthur Dohse

Allenstein

Tuch / Manufaktur / Modewaren

Teppiche / Gardinen / Konfektion

Tel.
278

Allensteiner Kohlenhof

Tel.
278

Inh.: Paul Graw

Allenstein, Hohensteinerquerstr. 16



Kohlen, Koks, Briketts, Holz
ab Grube zu Originalgrubenpreisen, ab Hof
und frei Keller zu billigsten Tagespreisen.



Vergeistigung der Arbeit

ist das Ergebnis einer Schau in die Zusammenhänge der geistigen und gesellschaftlichen Lage der Gegenwart — sie allein kann uns zu neuem schöpferischen Tun führen.

Wissen und Wirken

kann jedem Menschen Führer sein, von seinem engen Fachgebiet aus in die verwandten Gebiete einzudringen, um endlich im Zusammenschluss aller Kulturgebiete zu einem Ganzen, Kräfte neuer Wirksamkeit zu finden.

Die Gesellschaftslehre

wie sie in unseren Werken dargeboten wird, soll hierzu parallel die menschlichen Beziehungen aufzeigen und durch die Kenntnis der sozialen, gesellschaftlichen Zusammenhänge den Menschen befähigen, Geistiges und Menschliches in Einklang zu bringen.

*

Beginnen Sie in diesem Jahre an Hand unserer Werke eine intensive Bildungsarbeit und lassen Sie sich von Ihrem Buchhändler unsere Sammlung „Wissen und Wirken“ und die „Soziologischen Werke“ vorlegen. Er wird Ihnen gern bezüglich Methode und Buchgliederung — von den einfachen Überlegungen bis zu den schwereren wissenschaftlichen Fragen methodisch vorzudringen — mit Vorschlägen dienen. Auch wird der Verlag auf jede Anfrage gern und ausführlich antworten.

Verzeichnisse wollen Sie sich aushändigen lassen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

VERLAG G. BRAUN IN KARLSRUHE

Soeben erschien:

Alfred Brust

Die verlorene Erde

Roman

Geheftet M. 5.— / In Ganzleinen gebunden M. 7.50

Die „Königsberger Allgemeine Zeitung“ urteilte:

Es ist ein **Hundertmeilenstein deutscher Dichtung**. Der alte Theodor von Lobel schuf den Roman des baltischen Deutschtums, Wichert gab ansprechende Geschichtsbilder, Sudermann lebendige Ausschnitte. **Aber Brust leistete dieser Landschaft jetzt das, was die Lagerlöf im Götha Verlag dem alten Wermland leistete.** Dieser Roman ist die Angelegenheit eines Erdstrichs. **Jedes Kind jener östlichen Erde muß von jetzt ab den Namen Alfred Brust kennen.** In jedem Schloß, in jeder Gelehrtenstube, in jeder Schusterwerkstätte dieser Landschaft sollte sich dieses Buch befinden. Mit diesem Roman tritt neben die Hippel, Hoffmann, Zacharias Werner, Arno Holz, Agnes Miegel.

Es ist ein Ereignis.

Walter Harich

HOREN-VERLAG BERLIN-GRUNEWALD

Den Freieren die Welt!

Bilder aus der Lebensgestaltung
neuer Menschen v. Walther Brauns
Über 100 Naturaktaufnahmen
Begleit-Text zu den acht verschiedenen Themen
Auf feinstem Kunstdruckpapier hergestellt
Preis nur 3.20 *R.M.*

Dieses Buch erschließt ein wunderschönes Spiel natürlicher Schönheit. Frohes Kinderlachen, herbe Kraft des Mannes und süße Anmut der Jungfrau und Mutter. Frauen voller Holdseligkeit begognen wir darin.

Das Buch ist aus der Notwendigkeit herausgewachsen, der Prüderie und falschen Schamhaftigkeit den Schleier wegzuziehen. Gerade durch das Raffinement der Hülle werden Vorstellungen angereizt, die bei einem natürlich empfindenden Menschen gar nicht vorhanden sind. Aber wenige finden den Mut zu sagen, daß nicht Verhüllung zu einer höheren sittlichen Einstellung führt, sondern Rückkehr zur Naturhaftigkeit. Die Natur zwingt uns zur Ehrfurcht!

Hier will das Buch eingreifen und Schrittmacher sein für die Heranbildung neuer Menschen. Dazu sollen diese herrlichen Bilder beitragen, die den Menschen in seiner Natürlichkeit wiedergeben. Und ganz besonders die Blicke auf die Frau will das Buch wieder in normale Bahnen lenken.

11.—20. Auflage gelangt soeben zur Ausgabe.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch

Robert Laurer Verlag
Egestorf, Bez. Hamburg



